image
not
available

Sec. 101 — Añalen

Digitized by Google

<36630624860010

<36630624860010

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Möglinsche

Annalen der Landwirthschaft,

herausgegeben

von der

Königl. Preuß. Akademie des Landbaues zu Möglin.

Siebzehnter Band.
(Mit zwei Kupfern und fünf Tabellen.)

Berlin, bei August Rücker.

1826.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

I. Ueber einen Aufsatz des Freiherrn v. Ehrenfels, Vertheidigung des Electoralschaafs überschrieben, in Nr. 74. 75. und 76. der ökonom. Neuigkeiten und Verhandl. von 1825. Vom St.-R. Thaer. 1

II. Ueber die Traberkrankheit in Frankenfelde, veranlaßt durch einen Aufsatz im Land- und Hauswirth Nr. 44. von 1825. Vom Staatsrath Thaer. 35

III. Ueber die Fadenwürmer der Lämmer. Schreiben des Hrn. Kammerherrn Freiherrn v. d. Reck an den Staatsrath Thaer. 79

IV. Einige Worte über die Produktionskosten des Weitzens. Vom Kammerrath Zimmermann. 92

V. Ueber eine Art sehr wohlfeiler Schaafställe. Vom Herrn C. H. Runge, mit einem Vorworte vom Herrn Kammerrath Dr. Zimmermann. 122

VI. Erfahrungen über das Düngen mit Knochenmehl. Vom Hrn. Hauptmann v. Wrede. 147

VII. Nachträgliche Zusätze zu der im 1sten Stücke des 16ten Bandes dieser Annalen vorkommenden Abhandlung: „über den Einfluß der Staatsfinanzen, des freien und gehemmten Verkehrs auf die Landwirthschaft ꝛc. Von W. A. Kreyssig. 160

VIII. Antwort des Oeconomie-Commissarius Klebe auf die im 16ten Bande 2ten Stücks pag. 408. der Möglinschen Annalen enthaltene „Unmaaßgebliche Meinung über seinen im 15ten Bande 2ten Stücks enthaltenen Aufsatz, betitelt: Prüfung der Klagen über die jetzigen schlechten Zeiten u. s. w.“ 269

IX. Kosten der Kartoffelernte. Von Hrn. C. v. Treskow auf Friedrichsfelde. 321

X. Literatur.

Abhandlung über die Anwendung des Kochsalzes auf Feld- und Gartenbau. Von C. W. Johnson. Aus dem Engl. übers. Leipzig bei Cnobloch 1825. 334

XI. Anfrage, Mergel betreffend. 344

XII. Quartalsbericht vom 29sten Januar 1826. Vom Staatsrath Thaer. 345

Digitized by Google

XIII. Beitrag zur Rechtsfindung in einigen besondern Fällen bei landwirthschaftlichen Auseinandersetzungen. Vom Oekonomie-Commissarius Klebe in Berlin. 3

XIV. Bemerkungen über die skizzirte Darstellung der Verhandlungen des mährisch-schlesischen Schaafzüchter-Vereins am 16ten und 17ten Mai 1825 von J. C. Lauer, Secretair der K. K. mähr.-schles. Gesellschaft für Ackerbau, Natur- und Länderkunde. Brünn 1826 bei Traßler. Vom Staatsrath Thaer. 4

XV. Aufforderung an die Freunde der Landwirthschaft, vergleichende Versuche über den positiven Werth des Düngers anzustellen. Von der Landwirthschafts-Gesellschaft in Steyermark. . . . 4

XVI. Ueber die Mittel, sich als Landwirth unter diesen für den ländlichen Betrieb zerstörenden Zeitumständen erhalten zu können, in einem praktischen Beispiel dargestellt. Vom Hrn. v. Holle auf Lunau. 4

XVII. Ueber die Vorzüglichkeit der Erntemethode in Mecklenburg und Holstein. Vom Herrn Binder zu Wulfersdorf. 4

XVIII. Ueber die Wichtigkeit brauchbarer landwirthschaftlicher Maschinen. Von W. A. Kreyssig. 4

XIX. Ueber die vorjährige schlechte Roggenernte, deren Ursachen und etwanige Folgen. Vom Hrn. Kammerrath Dr. Zimmermann. . . . 4

XX. Bemerkungen wegen der Bekanntmachung Nr. II. in den Mögl. Annal. 17. Bds. 1. St., unter der Aufschrift: Ueber die Traberkrankheit in Frankenfelde u. s. w., vom Königl. Landrathe Freiherrn v. Richthofen. 1

XXI. Summarische Zusammenstellung der Klauenübel des Schaafviehes, deren Kennzeichen, Unterscheidungsmerkmale, Ursachen und Heilung. Vom Professor Dr. Störig in Möglin. . . . 1

XXII. Bemerkungen zu dem im VII. Bande dieser Annalen Seite 41. befindlichen Aufsatz des Hrn. Amtmanns Lezius, die Traberkrankheit betreffend. Von Schmalz. 1

XXIII. Quartalsbericht bis zum 30sten April 1826. Vom Staatsrath Thaer. 1

Digitized by Google

I.

Ueber einen Aufsatz des Freiherrn v. Ehrenfels, Vertheidigung des Electoralschaafes überschrieben, in Nr. 74. 75. und 76. der ökonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen von 1825 *).

Vom

Staatsrath Thaer.

Es wird wohl niemand verkennen, daß dieser Aufsatz lediglich gegen mich gerichtet ist, indem ich darin dargestellt werde, als sey ich der Wolf, der das Electoralschaaf fressen will, und den man aus dem

*) Diese Vertheidigung des Hrn. v. Ehrenfels hat Herr Prof. Pohl, aus den ökonom. Neuigkeiten, auch in dem Archive der deutschen Landwirthschaft, November 1825, abdrucken lassen, und zwar, wie er sagt, auf Veranlassung mehrerer sächsischen Schaafzüchter. d. R.

Digitized by Google

Gebiete der Schaafzucht verjagen müsse. Wenn nu
gleich nach dem Urtheil eines jeden, der meine Schri
ten über Schaafzucht und den Erfolg meiner Praxi
kennt — und was kümmern mich andre? — di
Streiche, die der Hr. V. gegen mich führt, in de
Luft verschwirren, und die des mit H. S. unte
zeichneten Notenmachers, der mit der Plum
keule hinter ihm drein schlägt, platt in den Kot
fallen, ich aber auf einem Standpunkte stehe, w
ich das ruhig und lächelnd ansehen kann; so giel
es mir doch Veranlassung, mich über manches, wa
der Sache förderlich seyn kann, zu erklären. Mein
Freunde, die da wünschen, ich möge dergleichen m
stiller Verachtung gehen lassen, brauchen gar nic
besorgt zu seyn, daß ich mich bei der Beantwortun
ärgere, wenn ich gleich etwas warm werde. J
bin das ja zu sehr gewohnt! Welche hämische An
griffe habe ich nicht im allgemeinen Fache der Lan
wirthschaft aushalten und abschlagen müssen, d
blos Vorurtheil und Eigendünkel auf mich machte
Sie wären wohl eben so leicht abgeprellt, wenn i
sie nicht beantwortet hätte, wie auch meine Freun
damals wünschten. Aber die Beantwortung schaff
doch Nutzen, weil sie manche Mißverständnisse, manc
schiefe Ansichten, die dieser und jener von mein
Lehre genommen hatte, berichtigte und dieser eine
um so schnelleren Eingang verschaffte. In diese
besonderen Fache kommt nun zu jenen Triebfeder

noch das pecuniaire Intereſſe und die beſchämte Charlatanerie hinzu, die ſo gern die Sache in einem myſtiſchen Helldunkel halten mögte. Die Einwirkung meiner Lehren auf das Publikum würde mir ſehr unbedeutend erſcheinen, wenn jene Leidenſchaften ſich nicht mit aller Macht dagegen ſträubten. Ich würde mich dann des Mitleids bedürftig halten müſſen, welches mir der Hr. V. am Schluſſe des Aufſatzes bezeugt, indem er einen alten verdienten Mann — den er zuvor einen Unmündigen in der Schaafzucht genannt hat — nicht aus ſeiner Selbſtzufriedenheit wecken will. Wenn die Angriffe deshalb in Betreff der Schaafzucht noch ſtürmiſcher ſind, als die in Betreff des Landbaues, ſo ſind ſie auch leichter abzuſchlagen. Dort mußte ich denen, die nicht glauben, bevor ſie ſehen, ſagen: wartet ab, bis ihr es ſehen könnt! Hier kann ich ſagen: kommt her und ſehet!

Im erſten Abſchnitte, wo der Verf. von den Heroen der Schaafzucht auf dem dafür klaſſiſchen öſterreichiſchen Boden redet, tritt er nun als der Heros dieſer Heroen auf, denen er ſein Electoralſchaaf kennen gelehrt habe. Aber nicht nur die Oeſterreicher haben dies goldne Vließ ſeinem Heroismus zu verdanken, ſondern auch „die Sachſen, ſagt er, kannten dieſen Schatz nicht, ich habe ihn zu würdigen gewußt, ihn achten lehren, das Ausland für ſie gewonnen, und auf Gefahr meiner

Reputation, durch Feder, Muth, Cultur, Beispie und Beharrlichkeit Quellen geöffnet, die ich, so lang die Wahrheit es gestattet, vertheidigen werde. Di Wollcultur Europens hat dadurch einen seltenen Schwung gewonnen, und die ganze Schaafzucht ein wohlthätige vor- und zurückwirkende Revolution er litten. Nach dem Tode meines Schwagers Schönburg-Rochsburg bin ich unter dieser Nachweisung und als der gegenwärtig älteste Cultivateur des Electoralschaafes wohl berechtigt, Verkleinerung und Uebertreibung, jede in ihre Gränzen zurückzuweisen?"

Und nun geht es über das her, was ich in diesen Annalen Bd. XIV., in einem, Miscellen über Schaafzucht überschriebenen, Aufsatze — bei Gelegenheit einer Aeußerung des sel. Rudolph Andrē: daß es eine schwierige Sache sey, in Sachsen einen ganz entsprechenden Schaafankauf zu machen, weil wenige sächsische Heerden die Originalität erhalten hätten u. s. w. — gesagt habe, und was ich dort nachzulesen bitte.

Wer meine Schriften über Schaafzucht gelesen hat, weiß es, was ich von der durch alleinige Rücksicht auf Feinheit und Sanftheit in den meisten sächsischen Schäfereien gebildeten Merino-Rasse halte. Ich habe sie bestimmt genug allen in andern Ländern bisher cultivirten Rassen, hinsichtlich jener Qualitäten, vorgezogen. Aber ich habe auch gesagt, daß

Digitized by Google

sie hinsichtlich anderer sehr wünschenswerther und wohl — wie aus einigen Beispielen sich ergäbe — damit zu verbindenden Qualitäten keinen festen Charakter habe; daß man die in ihren Wellungen gedehntere, und deshalb im Stapel längere, spitzere, im Vließe minder geschlossene Wolle mit der in den Wellungen gedrängten, im Stapel kürzeren, stumpfen, im Vließe geschlossenen Wolle nicht nur in den Heerden, sondern auch in einem und demselben Vließe gemischt antreffe; daß es wünschenswerth sey, diese verschiedene Wollarten zu trennen und Rassen zu bilden, die nur eine Art trügen. Hierin stimmten schon vor 9 Jahren die ersten Schaafzüchter und Heerden-Besitzer Sachsens, so wie die freimüthigsten Wollhändler und Fabrikanten mir bei, und äußerten zum Theil nur Zweifel, ob sich die Natur so zu einer solchen Bildung ausdauernd zwingen lasse. Ich habe dann factisch gezeigt daß dies möglich sey, und dies ist auf dem von den ersten Wollkennern besuchten zahlreichen Convente zu Leipzig 1823 einstimmig anerkannt worden. In meinen späteren Generationen hat sich dies noch mehr bewährt. Meine stumpfgestapelten, gedrängten und geschlossenen Vließe sind ohne irgend einen Zurückschlag in der Electoral-Feinheit und Sanftheit ganz constant geworden, so daß sich nur noch sehr selten eine Abweichung von diesem Charakter zeigt. In diesem gedrängtwolligen Charakter habe ich wieder eine Ver-

Digitized by Google

schiedenheit entdeckt, die ich abgetrennt cultivire, wovon zu reden hier aber der Ort nicht ist. Diese fixirte gleichartige Rasse ist aus sächsischen Stämmen, ungeachtet vor 3 und 4 Jahren noch keine (außer der Macherschen zum Theil) in Sachsen war, die ihr darin glich. Es ist nur das Blut eines einzigen aus Frankreich gekommenen Bocks eingemischt, welches allerdings große Wirkung gethan hat. Alle Sachsen, die mich so häufig mit ihren Besuchen beehren, haben mir den wärmsten Dank für die Belehrung bezeugt, die ich ihnen zur Fixirung eines solchen Schlages gegeben habe; den Arcanum mache ich aus nichts. Einige der ältesten, ersten und angesehensten sächsischen Merino-Heerdenbesitzer haben meine ausgezeichnete Verkaufs-Böcke dieses Schlages mit den höchsten Preisen bezahlt. Meiner Wolle werden von allen angesehenen und erfahrnen Wollhändlern und Fabrikanten notorisch die ersten Preise zuerkannt, und von dem der sie kauft, gern bezahlt. Dies ist dem Berliner Markt-Publikum so bekannt, daß es keines weiteren Zeugnisses bedarf.

Ich habe allen und jeden, und vorzüglich meinen sächsischen Schülern erwiesen, daß der sächsische Stamm einer solchen fixirten Gleichartigkeit fähig sey, wenn man nur bei den Paarungen consequent nach dem Princip der Inzucht verfährt, jedoch mit möglichster Vorsicht gegen die Vererbung des Fehlerhaften und selbst des Uebertriebenen. Sie haben

Digitized by Google

es anerkannt, daß die Gleichgültigkeit gegen andere Qualitäten, als die Feinheit, bei der Auswahl der Böcke und das Vorurtheil gegen die Inzucht, welches sie zu einer beständigen Umtauschung der Böcke veranlaßte, ihnen die Inconstanz im Charakter ihres Stammes zugezogen habe.

Der sel. Graf v. Schönburg auf Rochsburg hatte darin richtigere Principe. Diese verdankte er mir sehr gütig in dem ersten Schreiben, welches ich im Jahre 1812 von ihm erhielt, indem er sie aus dem, was ich im 3ten Bande meiner englischen Landwirthschaft über Inzucht gesagt, entnommen habe. Sein Dank war mit einem Geschenk von 14 auserlesenen Mutterschaafen aus seiner Stammheerde begleitet, ohne daß ich vorher in irgend einer Berührung mit ihm gestanden hätte.

Er hatte durch Inzucht und consequente Auswahl der Individuen eine constante und eigenthümliche Rasse aus dem sächsischen Stamme gebildet. Aber die Wolle, welche diese Rasse trug, war nicht mehr die, welche man vorzugsweise begehrte, sondern von der gedehnten, spitz gestapelten Art, allerdings mit hoher Feinheit und Sanftheit. Zu Casimiren war diese Wolle geeignet, aber diese kamen aus der Mode und mußten den feinen, leichten und geschmeidigen Tüchern weichen, für welche die kurze gedrängte Wolle von gleicher Feinheit, ihrer besseren Walkefähigkeit wegen, weit mehr geeignet war. Dazu kam,

daß sich der Fehler des Zwirnens und Knöten in hohem Grade in seinem Stamme eingefunden hatt den die Fabrikanten, besonders seit Einführung d Krempel-Maschinen, sehr tadelten. Mit der Fla drigkeit und Dünnwolligkeit ward auch das sehr leich Gewicht der Vließe dieser Rasse getadelt. In Roch burg selbst rühmte man sich zwar eines bedeutend Gewichts; aber dies ward, durch die sehr starke Sta fütterung, wodurch man die Thiere zur möglichst Größe und die Wolle zur höchsten Länge trieb, l wirkt. Wo man sich aber von daher angestam hatte, und die Thiere auf eine mäßigere Fütteru und Weide kamen, zeigte sich der Abschlag am G wichte gegen manche andre sächsische Stämme s empfindlich.

Es ist mir nach allen Umständen sehr wa scheinlich, daß man, um dieser Dünnwolligkeit e gegen zu wirken, sich seit ungefähr 1816 bis 18 anderer stark bewachsener, vollwolliger aber min feiner Böcke in Rochsburg bedient habe. Denn ich bei meinem letzten Besuche im Jahre 1822 Mutterhaufen Stück vor Stück durch die Hand hen ließ, war ein auffallender Unterschied zwisc den jüngeren und älteren Generationen unverkenn Im Haufen der jungen Verkaufs-Böcke war d gezeichnete Feinheit gar nicht zu finden, aber d nur wenige Zwirner. Eine gleiche Bemerkung h der durch sein Werk über Wolle berühmte Herr W

ner gemacht, den ich ein Jahr früher auf Bitte des sel. Grafen hinschickte, um die Schur für England zu sortiren. Er hatte auch einen Stammvater dieses Geschlechtes gefunden, der, wie er mir schrieb, Kameelhaare trüge.

Ich konnte nicht umhin, dem sel. Grafen, auf sein Verlangen meine Meinung über den Befund seiner Schäferei zu sagen, welches ich dadurch milderte, daß ich ihm sagte, seine Stammheerde sey die ausgeglichenste, die ich in Sachsen gefunden, aber in einer Wollart, die jetzt nicht begehrt und von den Wollhändlern nicht nach Würden geschätzt werde, weshalb ich ihm doch riethe, wenigstens einen Theil derselben im abgesonderten Stamme durch Auswahl zweckmäßiger Böcke zu der kurz- und gedrängtwolligen Art überzuführen, welches, wie ich ihm aus meiner Erfahrung bezeugen könne, in einigen Generationen zu erreichen sey. Er ereiferte sich aber nur über die Unwissenheit und Unredlichkeit der Wollhändler und versicherte, er müsse das besser verstehen, da er selbst Fabrikant gewesen sey. Er bat mich jedoch meine Meinung über seine Schäferei nicht öffentlich zu sagen. Dies versprach ich ihm auch und habe es darum, öffentlicher und privater Aufforderungen ungeachtet, abgelehnt, über meine diesmalige Reise durch Sachsen in diesen Annalen überhaupt etwas zu sagen.

Ich würde dies Versprechen auch nach seinem Ableben gehalten haben, wenn nicht sein Schwager,

Digitized by Google

der Frhr. v. E., den Todten citirt hätte, um si
Lobreden von ihm halten und mir Schmähungen i
fentlich sagen zu lassen. Jetzt kann ich nicht umhi
ihn durch Erzählung unserer Verhältnisse im Leb
zur Ruhe zu bringen.

Wenn der sel. Graf seit meinem letzten Besuch
wo er mich sehr freundlich aufnahm, wegen mein
wahrhaften aber möglichst gemilderten Aeußerung
wohl etwas gespannt gegen mich war; so würde
sich doch, — auch nicht vertraulich, — so über mi
geäußert haben, als es in dem Schreiben an d
V. geschehen seyn soll; wenn nicht ein Proceß, w
gen Schadloshaltung von der einen und Injuri
von der andern Seite, entstanden wäre, worin i
vom Königl. Oberlandes-Gerichte zu Stettin aufg
fordert wurde, als Sachverständiger mein Gutachte
abzugeben. Ich lehnte dies aus mehreren Gründe
besonders weil ich mit beiden Theilen in freundschaf
licher Verbindung stehe, ab; erhielt aber vom K
nigl. Kammer-Gerichte zu Berlin die Weisung, d
ich schuldig sey, das Gutachten abzugeben und mi
dem nicht entziehen dürfe. Ich ward nach vollfüh
ter einzelnen Besichtigung eines mir vorgeführten Ha
fens von beinahe 100 Stück Mutterschaafen eidli
und articulirt zu Protocoll vernommen und muß
mein Urtheil dahin aussprechen, daß diese Schaa
schlecht und des Preises bei weitem nicht werth seye
auch daß sie, nach meiner Kenntniß von der Roch

Digitized by Google

burger Heerde, aus derselben gar nicht genommen seyn könnten. Dies erbitterte den sel. Grafen so gegen mich, daß er sich in einer Gegenschrift — die mir aber nicht zu Gesicht gekommen — höchst beleidigender Ausfälle gegen mich in gar nicht zur Sache gehörigen Dingen, folglich blos animo injuriandi, erlaubt haben soll. In dieser Erbitterung mag er denn auch so an den V. geschrieben haben. Aber ich sage mit dem V.: Ruhe seiner Asche! worin nicht ich, sondern der V. ihn gestört hat. Wir gehen also zur sächsischen Schaafzucht im allgemeinen zurück.

Der V. scheint einen engherzigen National-Stolz und Eifersucht anfachen zu wollen, den wir Norddeutschen gottlob! nicht kennen, wenigstens nicht in Kunst und Wissenschaft. Der ausgezeichnete Künstler wird von allen gleichgeachtet, er sey Sachse, Preuße oder Hannoveraner. Wir erkennen es alle sehr dankbar, daß wir durch und aus Sachsen einen vorzüglichen und noch von keinem übertroffenen Hauptstamm von Merinos erhalten haben; verehren innigst den weisen König, unter dessen Regierung und landesväterlichen Vorsorge sich dieser Stamm so veredelt hat. Aber eben so bereitwillig erkennen es alle vernünftige sächsische Schaafzüchter, daß wir in Preußen auf ihren Grund fortgebauet haben und daß es vielen besser als manchem Sachsen gelungen sey. Kein Verständiger wird den Werth einer Schäferei anders be-

urtheilen, wenn sie im preußischen als wenn sie in sächsischen Gebiete liegt, und wenn er etwas ihm An ständiges darin findet, es aus der einen so gern al aus der andern kaufen. Nie hat es mir, meine Wissens, ein practischer sächsischer Schaafzüchter ver arget, was ich in einzelnen Fällen in Sachsen a der Schaafzucht getadelt habe; weil man wohl er kannte, daß es nicht aus Tadelsucht, sondern un aufmerksam zu machen, geschehe. Das was ich i jener Abhandlung beiläufig über den Zustand der Lok mener Heerde im Jahre 1817 (so heißt, der Druck fehleranzeige nach, die ganz versetzte Jahreszahl) sagt war völlig auch die Meinung des Herrn Grafen t Hohenthal selbst, dem die Oberaufsicht der König Sächsischen Schäfereien damals eben übertragen wa und welcher mich in Gesellschaft des Fürsten Reu LXIII. gewogentlichst selbst nach Lohmen gefüh hatte. Die Schäferei war in den Kriegsjahren e staunlich herunter gekommen und der ausgezeichnete Thiere waren nur wenige, doch allerdings noch g nug, um einen vorzüglichen Stamm wieder herzuste len. Von hierab fuhren wir nach Stolpe, wo kür lich auch die in Italien angekaufte Heerde angekom men war, welche die in Allstadt jetzt zum Bes des Vorwerks zusammengetriebene Heerde ersetzen soll Daß die Stolpener Heerde keinen hohen Feinheit grad habe, ist wohl in Sachsen selbst allgemein a erkannt. Wer im Zusammenhange liest, was ich

gesagt habe, dem wird es von selbst einleuchten, daß ich nur Andre's Bemerkung bestätigen wolle und die Einbildung mancher berichtigen, die da glauben, daß sie Electoralwoll-Träger erhielten, wenn sie nur aus Sachsen Schaafe kauften. Es wird dem Hrn. Verf. also wohl nicht gelingen, was er offenbar beabsichtigt, nämlich die sächsischen Schaafzüchter gegen mich aufzubringen und einen National-Schaafzüchter-Krieg zwischen Preußen und Sachsen zu entzünden.

Ist es aber Selbstvergessenheit, oder auf die Vergessenheit anderer vertrauende Unverschämtheit, wenn er es mir zum Verbrechen macht, ungefähr dasselbe über die sächsische Schaafzucht gesagt zu haben, was er kurz vorher viel härter ausgesprochen hatte.

In der Abhandlung über das Electoralschaaf und die Electoralwolle, ein Beitrag zur höheren Schaafzucht vom Frhrn. v. Ehrenfels — die besonders, aber auch im 1sten und 2ten Stücke der ökonomischen Neuigkeiten von 1822 abgedruckt ist — heißt es S. 2.

„Nur war unvermeidlich, daß die verschiedenen Gutsbesitzer Sachsens ihre Individualität mit einmischten und nach verschiedenen Ansichten, Grundsätzen, Gebrauch und Mißbrauch, gewählter und fortgepflanzter Stammthiere, auch verschiedene Varietäten bildeten, die heute auch verschiedenen Werth haben. Nicht alle pflanzten das Originelle unter sich

fort, die meisten brauchten es nur zur Veredlung ihres Landviehes. Viele wählten nach Ansichten bald das glatte bald das gezwirnte Haar u. s. w."

Ferner daselbst.

„Auch in Sachsen hatte sich die ursprünglich unter sich fortgepflanzte Heerde etwas verloren. Blos nach dem Princip der Feinheit paarend und die höchste Feinheit beim Electoral-Schaaf nur bei dem gezwirnten, schraubenartig auslaufenden elastischen Haar vorfindig, hat man diese Form der Wolle vorzüglich zur Fortpflanzung gewählt und dadurch vom spanischen Himmel entfernt, Wollthiere hervorgebracht, mit kahlem Bauche und Extremitäten und mit einem locker nur kleine, weit von einander abstehende, zusammengedrehete Wollbüschelchen darstellenden Vließ. Die Wollmasse hat sich dadurch bei einer Heerde auf $1\frac{1}{2}$ Pfund und weniger Durchschnitts-Gewicht herabgebracht, und da man gleichzeitig spanische Rassen von $2\frac{1}{2}$ und 3 Pfund Durchschnitts-Gewicht aufzuweisen hatte: so überhäufte man das Electoralschaaf um so mehr mit Tadel, als man bei langen fortgesetzten Kriegen nur Wolle und viel Wolle forderte, im Preise aber wenig Abstand fand zwischen Mittel- und hochfeiner Wolle." — —

„Alle diese vorübergehenden zeitlichen Erscheinungen rechtfertigten kurzsichtig den Tadel über das Electoralschaaf und verleiteten selbst die Schäfereien Sachsens, mit fremden, dichten, kurz und hartwol-

Digitized by Google

ligen Rassen diesen Tadel schnell zu verbessern, ihren Originalstamm zu verbastardiren." — —

„Es ist schwer, reine Originalien vom Jahre 1765 in Sachsen zu finden! Die Grundsätze, welche uns diese heute wünschenswerth und nöthig machen, sind nicht lange anerkannt, daher man früher auch nur nach gleichzeitigen Bedürfnissen und Ansichten die Fortpflanzung besorgte." S. 3.

So spricht dieser Champion der sächsischen Schaafzucht!

Und mir will er zu Leibe, weil ich gesagt habe, man hätte in Sachsen noch besser verfahren können, als man gethan hat!

Kein Wort sagt er in dieser Schrift von den königlichen Stammschäfereien in Sachsen, keins von den im alten Ruf stehenden, aus dem reinen Original-Stamm gebildeten Schäfereien zu Kliphausen, Dahlen, Machern, Zscheplin, Ehrenberg, Lübbenau, Lauske u. s. w., vielweniger von den neueren sich jetzt auszeichnenden zu Thalbei Oschatz, Leutwitz u. a. Nur Rochsburg allein ist es, wo sich das Heiligthum von 1765 noch aufbewahrt findet.

„Rochsburgs Stallfütterung und das nahe Herrenauge, nebst der lebendigen Ueberzeugung von dem Werthe reiner geregelter Inzucht und der nöthigen Modifikation macht billig eine Ausnahme (von allen übrigen Schäfereien Sachsens) und giebt die

Guarantie für reine Abstammung bei vieler Wolle. — Mit reinem Stammvieh, mit einer reichen Fütterung, mit consequenter Paarung, mit gesundem geregelten Urtheil über wahre Veredlung bildete er sich seine ausgezeichnete Rasse aus den alten Stammthieren vom Jahr 1765. Alle Sachkenner gaben ihr schon damals den ersten Rang in Sachsen, also in ganz Europa. Meine Familienverhältnisse schafften mir schon damals das Originellste und Beste und zur vorgreifenden Auswahl in großen Massen." S. 3.

Da diese einzige wundervolle Heerde in Sachsen nun ganz, und zwar zu niedrigen Preisen, versprengt ist, da in Spanien die Schaafzucht ganz herunter gekommen, auch schon in neueren Zeiten nichts gutes mehr nach Oesterreich liefern konnte, so sey es, genealogisch-historischen Documenten zufolge, nur die Schäferei des Frhrn. v. Ehrenfels, aus welcher man edle Schaafe bekommen, oder bei welcher man vielmehr auf künftig zu erzeugende pränumeriren kann! Quod erat demonstrandum.

Wenn wir uns nun erkundigen, wie dieses einzige Electoralschaaf in der Gegenwart beschaffen sey, so erfahren wir darüber folgendes, mit dem was auch sonst in der Rochsburger Rasse bemerkt worden, übereinstimmendes.

S. 4. „Schon aus den unmittelbaren Viehtransporten Rochsburgs bemerkte ich dreierlei Arten Wolle: eine gezwirnte, eine ganz glatte und eine gewäs-

wässerte, das Mittelding zwischen glatt und gezwirnt. Dieses Mittelding war in jeder Beziehung das Edelste, das Vollendetste, das ökonomisch Zweckmäßigste. — — Ich glaubte diese Wollverschiedenheit durch individuelle Paarung, jeder Art mit ihres Gleichen, fixiren und durch eine strenge Inzucht erhalten und vielleicht dadurch noch veredlen zu dürfen. Umgekehrt. Die ohnedies feinsten gezwirnten Eltern zeugten Kinder, deren Wolle feiner, aber überbildet und so wenig ward, daß es ökonomisch und technisch unrichtig gewesen wäre, diese also fortgebildete Wollart zur vorzüglichsten zu erheben. Das Schaaf dieser Art leidet eine unendliche Hinaufbildung an Feinheit der Wolle. Die Federkraft dieser überbildeten Wolle löset sich jedoch in Flaumenweichheit auf, und giebt daher keine constante Fortbildung seiner selbst. Das glattwollige Schaaf dagegen mit seiner gedehnten, langen weißen Glanzwolle, giebt dichteres Vließ, mehr Wolle im Gewicht, hat besser bewachsene Glieder und Bäuche, neiget sich aber zu einer Art Herabbildung hin: derlei Schaafe unter sich fortgepflanzt erfahren eine Art feiner Vergröberung (!), zuerst im Wollfaden selbst, zuletzt an Körpertheilen, und fallen in absteigender Linie nach und nach in eine Art Vergröberung, wie erstere in aufsteigender Linie in eine Art überbildeter Verfeinerung übergehen. Nur da, wo aus der nicht individuellen Paarung beide Arten sich willkührlich kreu-

zen und begatten konnten, wo das gezwirnte mit dem glatten Haar zusammentraf, wo Rasseverwandte, aber entfernte Blutsverwandte sich frei befruchteten, da entstand das goldene Mittelding, ohne Vergröberung und ohne Ueberbildung, und so lieferte die Natur auch für die individuelle Paarung das Geheimniß in festbestimmten Gesetzen aus, das Edelste constant hervorzubringen und zu erhalten. Ungern läßt die Natur das einmal Erschaffene gleichgültig untergehen, einen sichtbaren Kampf beginnt sie um jede Form, um das wirkliche oder relativ Edle." — — „Offenbar verlangte die Natur, die ganz edle Electoralwolle constant zu produciren, zwei Extreme, durch deren Zusammentreffen sie ein Drittes schuf, was in menschlicher Beziehung etwas Vollkommnes ward."

Ich mag nicht mehr abschreiben, es ist aber der Mühe werth, das zu lesen, was er in folgenden (ökon. Neuigkeiten von 1822. S. 4. u. f.) sagt. „Er schreibe niemanden nach als der Natur." Längst aber ist das Wahre von dem allen gesagt, nur nicht mit diesem poetisch-mystischen Wortschwall.

Das Resultat ist: er will aus den beiden ärgsten Fehlern, die sich in der Merinowolle finden können, dem Zwirnen und dem Schlicht- und Schlaffwerden, durch Kreuzung das Edelste und Vollkommenste, die gewässerte Wolle, erzeugen! Was er unter letzterer verstehe, ist unbestimmt; gewöhnlich versteht man die mit gedehnten Boge:: dar-

Digitized by Google

unter, welche im Electoral-Sortimente keinen Platz mehr finden kann. Ich habe gerade dieselbe Kreuzung versucht, und nahm im J. 1816 auf einigen zwirnenden von Rochsburg abstammenden Schaafen einen Bock aus der oft von mir erwähnten Moncey-Rasse, aber mit dem schlechtesten Erfolge: die Generation ward also wieder vertilgt. Aber durch Böcke mit sehr gedrängt aber flach gewelleter Wolle, kurzem Stapel und geschlossenem Vließ habe ich den Fehler, den ich erst 1815 als so nachtheilig erkannte, ohne Wechselung der Mütter völlig aus meinem Stamme herausgebracht.

Und was ist nun die Tendenz dieser Abhandlung über das Electoralschaaf? — Der V. will auf seinem Gute Maidling bei Wien eine Anstalt errichten, zu welcher er 100 Mutterschaafe und 2 Böcke von dieser seiner Rasse stellen will. Jeder kann sich eine Mutter und den Widder, womit sie besprungen werden soll, auswählen und pränumerirt auf das Lamm, zahlt, wenn es ein Stöhrlamm wird, 12 Ducaten, wenn es ein Mutterlamm, 4 Ducaten und muß es, wenn es 14 Wochen alt ist, abholen. Wer sich von den großen Vortheilen, die daraus für das allgemeine Beste hervorgehen, unterrichten will, lese selbst S. 14. weiter nach. „Wenn man verkennen könnte, heißt es am Schlusse, daß eine so bequeme, sichere, zugängliche Veredlungs-Anstalt für diesen gemäßigten Preis alles leistet,

was uns bis heute gefehlet: so möge der Egoismus (wovon der Hr. V. so frei ist) fernerhin sein Reich bei uns aufschlagen, und das Wohl der Landwirthschaft, die heute vorzüglich durch höhere Schaafzucht gefördert und erhalten wird, diesem Feinde des Jahrhunderts gleichgültig ausgeliefert werden.“ (Natürlich daß niemand mehr als die ärgsten Egoisten auf den Egoismus schimpfen!)

Damit wird dann noch eine Commissions-Schaafhandlung-Anstalt verbunden, wohin man gegen billiges Futtergeld und Provisions-Gebühren Schaafe hinschicken und verkaufen lassen kann.

So auffallend mir diese Abhandlung war, so habe ich ihrer doch, um mich in keinen nutzlosen Streit einzulassen, nicht erwähnen wollen, indem ich sie, hinsichtlich meines Publikums, sicher gehen lassen konnte. Da mich nun aber der Hr. V. persönlich so angreift und mir das Recht, über Schaafzucht-Angelegenheiten zu urtheilen, absprechen will — was doch im Auslande Aufsehen erregen kann — so mußte ich diese Abhandlung wieder hervorziehen; damit mein Publikum dasjenige Electoralschaaf, was er vertheidigen will, sowohl als ihn selbst in seiner ganzen schriftstellerischen Gestalt und Treiben kennen lerne.

Um mir jenes Recht, mitzusprechen, streitig zu machen, stellt mich der V. als einen angehenden Schaafzüchter auf, der erst seit 1817 eine Merino-

Digitized by Google

Schäferei gehabt und beobachtet habe. — Ich habe sie denn doch seit 1811! Aber eine erste Anlage, die solchen Erfolg haben konnte, beweiset doch wohl, daß ich Schaafe, nach dem derzeitigen Standpunkte der Kunst, früher schon zu beurtheilen gewußt habe. Schon seit 1786 habe ich als Mitglied des engern Ausschusses der Königl. Hannöverischen Landwirthschafts-Gesellschaft an der Einführung der Merinos in Deutschland thätigen Antheil genommen und mit dem berühmtesten Schaafzüchter seiner Zeit, Hrn. Finck zu Cösitz, nachmals zu Petersburg, correspondirt in Schaafankaufs-Angelegenheiten nicht nur, sondern auch über die Zweifel, die ich ihm hinsichtlich der Vollblütigkeit der Böcke von 4ter und 5ter Generation erregte, und die er nachmals begründet fand. Seitdem habe ich jede Gelegenheit wahrgenommen, Schäfereien, und besonders den Gang der Veredlung zu beobachten. Im Jahre 1811 hatte das Königl. Ministerium des Innern, Abtheilung für die Gewerbe, doch schon das Zutrauen zu meiner Kenntniß der Schaafzucht, daß es in mich drang, ein Handbuch der feinen Schaafzucht zu schreiben, welches officiell in allen Provinzen der Monarchie vertheilt wurde. Gegen unsre jetzige Kenntniß ist diese Schrift zwar sehr unvollständig, aber manches ist darin gesagt, was damals wenig erkannt war und nichts bedeutendes steht darin, was ich jetzt zurücknehmen müßte. Seit 1813 habe ich die Sache ex-

perimentalisch betrieben, hinsichtlich der Haltung sowohl als der Zucht und den Erfolg der Paarungen; manche Gelegenheit gehabt und möglichst benutzt, von Fabrikanten und Wollhändlern das Genauere der Wollkenntniß und des Sortirungs-Geschäfts zu erlernen. Die klarsten Begriff. von der Mannigfaltigkeit der Merino-Abarten habe ich durch die aus den ersten, rein aus Spanien abstammenden französischen Heerden erhalten, die der König in Paris, im Jahre 1815, ankaufen ließ, und deren Ober-Aufsicht und Leitung Se. Majestät mir allergnädigst übergab. Eine solche Verschiedenheit der Stämme und Individuen ist vielleicht nie zusammengestellt worden. Manche Ideen, auf welche ich hierdurch geleitet wurde, erhielten ihre Bestätigung und Festigkeit durch den Leipziger Wollconvent, wo die ersten Wollkenner von Europa, größtentheils Sachsen, sich darüber freimüthig aussprachen.

„Derlei und noch feinere Offenbarungen," sagt der V. S. 596, „ergeben sich nicht Jedem, und Keinem vor langer Erfahrung. Nicht gleichgültigen Einlaß in ihre geheimste Werkstätte, die Zeugung, giebt die Natur, und bevor man sich hier sicherer Erfahrung rühmen darf, muß man die Sonne ein Viertel-Jahrhundert unter edlen Schaafheerden auf- und niedergehen sehen."

Den Einzelnen wird seine Erfahrung nicht weit bringen, und wenn er Jahrhunderte hinter den

Digitized by Google

Heerden herginge. Wer aber die Erfahrungen kennt, die seit Jahrhunderten gemacht sind und durch Induction consequente Schlüsse daraus abzuleiten weiß, braucht seine Zeit nicht damit zu verschwenden, daß er vom Sonnenaufgang bis Untergang hinter den Heerden hergeht. Er wird in einer Viertelstunde vielleicht interessantere Bemerkungen machen, wie jener in einem Viertel-Jahrhundert. Daß ich aber diese Vorkenntnisse hatte, beweiset wohl das im Jahre 1802 geschriebene Capitel über die Viehzucht im Allgemeinen, in meiner englischen Landwirthschaft, B. III. S. 617, und meine in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Jahre 1811 gehaltene Vorlesung über die Gesetze der Natur, welche der Landwirth bei der Zucht des Viehes zu befolgen hat.

„Die Herren," heißt es ferner, „welche daher als Schaafzüchter practisch erst seit 6 bis 8 Jahren arbeiten und ihre Meisterschaftsbriefe erst von heute datirt vorzulegen belieben, mögen bei Talent, Vorliebe und Vorbildung dennoch entschuldigen, daß man sie nicht zur unbedingten Meisterschaft zuläßt. Einen Stamm aus heterogenen, wenn auch edlen und feinen Individuen zusammengesetzt, nach gesunden Anforderungen vollständig zu veredlen, gehören 24 Jahre Zeit; ihn zu consolidiren, d. i. gleich Edles nachhaltend durch Zeugung hervorzubringen, 40 Jahre und ihn nicht nur constant, sondern selbst noch auf-

Digitized by Google

strebend zu schaffen, mehr als ein Menschen-Leben dazu!"

Wer sich überzeugen will, daß die Kraft des Verstandes die Länge der Zeit ersetzen könne, der komme und sehe in Frankenfelde den aus dem Heterogensten in 7 bis 8 Jahren gebildeten, in allen Qualitäten eminenten und constanten Stamm. Hier datirt sich die rationelle Züchtung wirklich erst von 1817 her, in Möglin aber von 1811; dort aber aus heterogenen, hier nur aus homogenen Stammeltern. Wer den Frankenfelder Stamm kennt und weiß, wie jene Wolle geschätzt und bezahlt wird, der kann das, was der V. darüber sagt, nur unterhalb des Lächerlichen finden. Es ist zu absurd, um darauf zu antworten.

„Wir leben in sonderbaren Zeiten. Das Ey dünkt sich klüger als die Henne und viele in der Schaafzucht junge Herren glauben, wenn sie das Adagio eines Mozart allegro absingen (!), sie seyen die ursprünglichen Compositeurs. Wer erst seit wenig Jahren als geregelter Schaafwirth in die Erfahrungszeit einschreitet, der kann nur logisch schließen, analogisch muthmaßen, vernünftig errathen; aber richten, aburtheilen, meistern, auf Kosten ganzer Länder und Sachen, darf der Unmündige noch nicht, und wäre er auch das Klügste aller Kinder." S. 596.

Kaum sollte man glauben, daß sich das auf mich beziehen solle, und doch scheint es so dem gan-

Digitized by Google

zu Zusammenhange nach. Vielleicht soll es aber auch nur meine Schüler oder die Schüler meiner Schüler, die seinen Speculationen in den Weg gekommen seyn mögen, treffen.

Es gehörte allerdings viel dazu, sich aus dem Chaos herauszufinden, in welches schiefe und einseitige Ansicht, absichtliche interessirte Verwirrung der Begriffe, Geheimniß-Krämerei, unbestimmte von Charlatanerie aufgesuchte Ausdrücke, unter Schaafzüchtern sowohl als Fabrikanten und Wollhändlern, die Schaaf- und Wollkunde versetzt hatten. Nachdem dieses Chaos aber entwickelt, alles aus einem genommenen höheren Standpunkte zur klaren Uebersicht geordnet, die verschiedenen Eigenschaften und Erscheinungen der Wolle auf erkannte physische Begriffe und Maaße zurückgeführt sind, und die hier gebräuchlichen Worte einen bestimmten und klaren Sinn erhalten haben; die Forderungen ferner, welche von dem Fabrikanten an die Producenten ergehen, deutlich ausgesprochen werden; ist es nicht mehr schwer, sich eine richtige und zureichende Kenntniß von der Wolle und den Rassen, die sie tragen, ihrer Vollkommenheit und ihrer Fehler zu erwerben, wenn alles vom Lehrer im wohl geordneten Vortrage erläutert und in richtig gewählten Mustern augenscheinlich dargestellt wird. Ich habe junge und ältere Männer, die zur Aufnahme scharfer Begriffe fähig waren, lebendiges Interesse an der Sache nahmen und ein gutes Auge

hatten, innerhalb 1½ Jahre in dieser Kunde, neben mehreren andern, so ausgebildet, daß sie von alten Practikern im Schaaf- und Wollgeschäft als gründliche Kenner anerkannt und zu Rath gezogen wurden. Durch sie verbreitet sich die gründliche Kenntniß allenthalben und in ihrem Lichte findet Charlatanerie und Arcanumkramerei keinen zusagenden Spielraum mehr, und Mystificationen lassen sich immer wenigere gefallen. Hinc illae lacrimae!

In dem Urtheile über den sel. Rudolph Andrē, stimme ich dem V. völlig bei. Andrē hatte einen klaren und scharfen Blick, aber keinen so festen Standpunkt, daß er jenen fest richten und halten konnte, weshalb seine Ansichten oft wechselten. Er war zu abhängig von andern und von ihren Meinungen, konnte sich unter den Widersprüchen der reichhaltigen Verhandlungen des Brünner Schaafzüchter-Vereins nicht orientiren. Das Ideal vom Electoralschaaf hatte er sich früher von dem genommen, was H. v. E. so nennt, und aus zwei fehlerhaften Entartungen gebildet hat, die sich ihrer Natur nach keineswegs einander aufheben, sonden sich vielmehr verbinden. Er war also sehr verwundert, in Sachsen und Schlesien ganz andre Electoralschaafe zu finden, d. h. solche, die eine Wolle tragen, welche man im Uebergewicht wirklich in dasjenige Sortiment bringen kann, was im Handel unter dem Namen Electoral gehet. Seine Aeußerung über die Schäferei

des B. v. Richthofen auf Brechelshof, in Vergleich mit der Rochsburger, woraus sie sich angestammt hatte, war ganz richtig. Den groben Ausfall der Rochsburger Wirthschafts-Officianten im Land- und Hauswirth, No. 52 von 1824, hat wohl Niemand anders als mit Indignation oder — mit Lachen gelesen. R. Andrē ward darin als ein Verbrecher dargestellt, den man der Obrigkeit zur exemplarischen Bestrafung übergeben, weil er — gesagt habe, daß es bessere Schaafe als die Rochsburger gebe, und daß man in Sachsen fast allgemein dieser Meinung sey. Um die Praxis der höheren Schaafzucht hat sich der sel. Andrē ein großes Verdienst erworben, dadurch, daß er die Vortheile des Bespringens aus der Hand und die leichte, sichere Manipulation desselben allgemeiner kennen lehrte und die Bedenklichkeiten dagegen hob.

Den Beschluß der ganzen Abhandlung macht ein Schreiben des sel. Grafen v. Schönburg-Rochsburg an den Verfasser, worin jener diesen articulirt unter 7 Nummern, die enormen Verdienste vorrechnet und deducirt, die dieser sich um die Schaafzucht erworben und dabei mir, als seinem Neider und Widersacher, die größten Beleidigungen sagt. Meine Gehässigkeit und die beständigen Ausfälle, welche ich gegen den Frhrn. v. E in den Mögl. Annalen mache, datirten sich von dem famösen Streite her über die Mittel gegen die bös

artige Klauenseuche, oder vielmehr zwischen dem blauen Vitriol und der Salpetersäure.

Es ist mir nicht eingefallen, mich über die Beizmittel zu streiten, die bei dieser Klauenseuche angewandt werden können. Nur ein Quacksalber wird sich darüber streiten. Ich habe vielmehr gesagt, daß es deren viele ähnliche geben könne, welche den ansteckenden Stoff chemisch oder organisch vertilgten; daß aber nach unsern Erfahrungen der blaue Vitriol zu diesem Zwecke völlig genüge, daß kein Mittel wohlfeiler, bequemer und leichter anwendbar sey als dieses, da es sich fest anlege, anhaltend wirke, keinen Verband erfordere, daß wir uns deshalb keines andern Pharmacons nachhaltig bedient hätten und bedienen würden; daß aber eine gehörige und fleißige chirurgische Behandlung und eine sorgfältige Trennung der Erkrankten, der noch zweifelhaft Geneseten und der Gesunden durchaus erforderlich sey, weil sonst die Ansteckung sich immer wieder erneuere, und daß es kein Mittel in der Welt gäbe, in welches man die Pfote nur zu tauchen oder solches aufzulegen brauche, um ohne weiteres die Krankheit zu vertilgen. Das habe ich gesagt, mich aber, so viel ich mich erinnere, mit niemand darüber gestritten: denn die Erfahrung sprach allenthalben laut genug darüber.

Worüber ich mich aber kräftig und ernsthaft gegen den Frhrn. v. E. aussprach, war: daß er ein

Digitized by Google

fürchterliches Geschrei erhob über die schreckliche Pest, die wir mit unserm Transporte in Deutschland eingeführt hätten, eine Pest die erblich wäre, in dem Stamme den sie einmal ergriffen immer wieder erscheine, wogegen der blaue Vitriol ein bloßes Palliativmittel sey, welches sie nur temporair unterdrücke oder verstecke, daß nur kräftige innere Mittel, wodurch der im Blute verbreitete Stoff vertilgbar sey (die er wohl besitze, aber noch nicht angeben wolle), neben der Salpetersäure helfen könnten; daß die Krankheit von zurückgetriebener Räude entstanden sey u. s. w., daß man übrigens die preußischen Schaafe und jede Communikation mit selbigen aufs strengste absperren müsse. Dies ward in die politischen Zeitungen, und namentlich in die Berliner eingerückt. Bei derzeitiger Unkenntniß dieser Krankheit mußte das natürlich viele Sensation erregen, und den einzigen Zweck, unsere Stammschäferei in Verruf zu bringen, bei manchen, die ihn nicht erkannten, erreichen. Ich war daher als Oberaufseher sogar officiell verpflichtet, die Absurdität dieser Behauptungen zu zeigen.

Seitdem habe ich mich um den Frhrn. v. E. nicht bekümmert, bis sich zufällig einmal unsere Ansichten über die Drehkrankheit und die Art, wie man ihrer Entstehung auf die Spur kommen könne, durchkreuzten. Ich wüßte nicht, wo in dem, was ich Bd. XIV. S. 55. u. f. gesagt habe, etwas hämi-

ſches zu finden wäre. Ich habe dabei an des Hrn. v. E. Perſönlichkeit und jenen Streit nicht gedacht, ſondern hätte mich über die Meinung jeder andern mir fremden Perſon eben ſo ausgeſprochen. Meine Leſer wollen meine Meinung wiſſen, und ich bin ſie ihnen in Sachen unſers Fachs zu ſagen ſchuldig; ſie widerſpreche wem ſie wolle.

Weiter werde ich mich denn auch um das nicht bekümmern, was der Hr. Frhr. v. Ehrenfels oder anonyme Notenmacher — wie natürlich — gegen mich ſagen werden. Die Streitſache liegt vor Augen in Worten und körperlich in unſern Schaafraſſen, ſo daß jeder, der ſich zum Richter berufen fühlt, leſen, ſehen und ſprechen kann. Wer ſprechen will, ohne die Acten eingeſehen zu haben, macht ſich von ſelbſt lächerlich. Ich kann die wenige Muße, die mir in meinem Leben übrig bleibt, zu höheren Zwecken verwenden. — Hier wollte ich doch zeigen, daß der alte Mann ſich noch wecken laſſe.

Doch noch eins!

In einem Bericht von der Schaafausſtellung in Wien 1825, welcher Heinrich S...n unterzeichnet iſt, und der mir nach dem Schluſſe des vorſtehenden erſt zu Geſicht kommt, wird wenig von dieſer Ausſtellung — wozu Hr. v. E. nichts geliefert —

Digitized by Google

sondern nur von den aus der Nazer Heerde nach Wien gebrachten Schaafen gesprochen und gesagt:

„Diese von vielen mit angesehenen Thatsachen geben die Beläge, daß das wahre Electoralschaaf, so sehr Hr. Staatsrath Thaer aus irrigen Ansichten gegen dieses und für die Nazer Heerde spricht, noch nicht übertroffen dasteht."

Es konnte mir nicht in den Sinn kommen so zu sprechen, und jeder, der meine Bemerkungen zu Perault de Jotemps Buche gelesen hat, wird mir diese Meinung unmöglich beimessen können. Ich habe nur gesagt, daß die Nazer Schäferei den Charakter der Electoral- oder Escurialschaafe, nicht den der bis jetzt in Frankreich cultivirten und belobten Rasse, habe; weswegen ich früher sogar geglaubt habe, sie hätte sich aus Sachsen angestammt, was aber nicht der Fall sey, indem sie sichern Zeugnissen zufolge vor 26 Jahren ihren Stamm unmittelbar aus Spanien erhalten habe.

Der Aufsatz ist übrigens ganz im Sinne des Hrn. Frhrn. v. Ehrenfels und wahrscheinlich von demselben H. S., der zu seinem Aufsatze die Noten gemacht hatte, und beschließt wieder mit einem Ausfall auf die preußischen Stammschäfereien und Möglin, die gleich der Nazer keine Rasseschaafe haben sollen. Freilich wenn das aus den gezwirnten und den schlichtwolligen Rochsburger Schaafen

auf Pränumeration zu Maidling zu erzeugende Schaaf das Ideal des Electoralschaafs seyn soll, so haben wir es nicht, und der Himmel bewahre, daß je ein solches Thier bei uns falle!

Da ich doch einmal mit diesem Hrn. H. S. spreche, so frage ich ihn, ob er Kaufmanns-Geld mehr gelten lasse als Kaufmanns-Briefe, welche eine erkaufte Waare loben? Ich lege ihm also folgende officielle Bescheinigung des Rendanten über den diesjährigen Verkauf der Frankenfelder Wolle auf dem Berliner Markte vor, für dessen Betrag jener der Königl. Ober-Rechenkammer einstehen muß.

„Die Frankenfelder Wolle ist ohne Sortirung und Abriß in diesem Jahre auf dem Berliner Wollmarkte an die Herren Landmann und Rostosky in Waldenburg im Schönburgischen verkauft, und zwar:

1ste Klasse 12 Ctr. 37 Pfd., à Ctr. 210 rtl.
= 2590 rtl. 18 sgr. 9 pf.

2te Klasse 13 Ctr. 63 Pfd.,
à Ctr. 155 rtl. . . = 2103 rtl. 21 sgr. 3 pf.

in Summa 4694 rtl. 10 sgr.

welche dafür baar eingezahlt und von mir in Rechnung gebracht sind.

Frankenfelde, den 6. December 1825.

Moritz,
Rendant der Königl. Stammschäferei und Secretair der General-Intendantur.“

Ich

Ich bemerke für Ausländer noch, daß der Centner von 110 preuß. Pfund nicht volle 91 österreichische Pfunde halte, daß also der österreichische Centner von 100 Pfund gegolten habe von 1ster Klasse (Escurial-Rasse) 230¾ Rthlr. = 346 fl., 2te Klasse (vollwollige verfeinerte Infantado-Rasse) 170⅓ Rthlr. = 255½ fl.; wozu noch 3 Rthlr. vom Käufer zu tragender Ausfuhrzoll kommen.

Es mag dies auch denen zur Nachricht dienen, die geradezu behaupten, daß alle höhere Preise erlogen sind, weil man sie ihnen nicht geboten hat.

Es giebt nur zwei Beweise für die Echtheit und den Adel eines Stammes.

1) Daß erfahrne und solide Wollkenner — und das sind auf unsern großen Wollmärkten die alten, bewährten Wollhändler und ihre Disponenten — die Schur für vorzüglich ausgeglichen und untadelhaft erklären, und das Zeugniß, durch ihren Wunsch die Wolle zu erhalten und durch hohe Gebote bekräftigen.

2) Daß die Generationen sich durchaus ausgeglichen und von festem Charakter zeigen — ein Naturspiel unter Hundert vielleicht ausgenommen — und daß die späteren Generationen im Ganzen noch einen Vorzug vor den früheren hierin und in allen wünschenswerthen Qualitäten haben.

Diese Beweise führt die Frankenfelder, wie die Mögliner Schäferei, notorisch.

Digitized by Google

Stammbäume sind für die Wissenschaft sehr interessant, wenn man von ihrer Treue überzeugt seyn kann. Aber beweisen thun sie nichts: denn sie werden nicht aufgeschworen, und die Natur kann sie allein durch den Charakter der Generation bezeugen. Ich glaube bei den Thieren, nicht, wie bei den Menschen, daß die Kinder edel sind, weil die Eltern dafür gehalten wurden, sondern halte die Vorfahren für edel, weil ihre Abkommen es ohne Ausnahme sind.

Ein preiswürdiger, constanter Erbschlag, der keiner Auffrischung des Bluts bedarf, macht den Adel eines Thierstammes aus, er mag entstanden seyn, woher er will. Hat er sich nur in 4 Generationen so bewährt, so wird er es, bei verständiger Leitung, auch immer thun. Daß einzelne Thiere mit schönem Vließe fallen, beweist freilich keinen Erbschlag; giebt wohl einige Hoffnung, aber keine Sicherheit für ihre Nachkommen.

Digitized by Google

II.

Ueber die Traberkrankheit in Frankenfelde, veranlaßt durch einen Aufsatz im Land- und Hauswirth Nr. 44. von 1825.

Vom

Staatsrath Thaer.

Wenn ich mich gleich des Wohlwollens des mit v. F. unterzeichneten mir unbekannten Verfassers wohl nicht schmeicheln kann, so hat er mir doch eine wahre Gefälligkeit erzeigt, indem er mich veranlaßt, mich früher über diesen Vorfall auszusprechen, als ich es sonst würde gethan haben, weil ich nämlich die Zeit abwarten wollte, wo ich das endliche Ergebniß derselben dem Publikum mittheilen, und die wichtige Frage über die Erblichkeit oder Nichterblichkeit dieser Krankheit zur Entscheidung hätte bringen können. Dies kann jedoch nachgeholt werden, und die frühere Aeußerung darüber kann auch andere

Beobachter zu darauf Bezug habenden Mittheilungen veranlassen.

Zuvor einiges über das, was ich von dieser Krankheit bisher gewußt habe und wissen konnte.

Es ist dieser Krankheit, bis auf die allerneueste Zeit, in keiner thierärztlichen oder rationellen Schrift über Schaafzucht erwähnt. In den spanischen, englischen, dänischen, schwedischen Schriftstellern findet sich nichts davon, besonders aber auch nichts, was irgend darauf bezogen werden könnte, in den französischen, die sonst mit besonderer Genauigkeit und Klarheit die Schaafkrankheiten untersucht und beschrieben haben, und von manchen reden, die wir Gottlob! noch nicht kennen. Der einzige deutsche Schriftsteller, der sehr bestimmt unter dem Namen des Trabs von ihr spricht, ist J. G. Leopold (nützliche und auf Erfahrung gegründete Einleitung zur Landwirthschaft 1759). Einige spätere haben dies nur nachgeschrieben, bis ein Hr. Franck 1820 in den Verhandlungen der Königl. sächsischen ökonomischen Gesellschaft eine treffliche Beschreibung derselben nach eigner Erfahrung gab, wovon sich ein Auszug in Bd. VII. S. 99. dieser Annalen befindet.

Bis zum Jahre 1815 ahnete ich von dieser Krankheit nichts, sondern verstand, wie alle neuere Schriftsteller, unter Traber diejenigen am Hirnblasenwurm leidenden Thiere, welche ihn im Vorkopfe haben und deshalb mit gesenktem Kopfe gehen.

Digitized by Google

Schäfer hatte ich in hiesiger Gegend von Schrulligseyn sprechen hören, als von einer an einigen Orten temporair vorkommenden Krankheit, die mir aber nicht nachgewiesen werden konnte, die ich also für nicht bedeutendes hielt.

Dann erhielt ich mehrere Briefe aus Sachsen und dem Anhaltschen, worin von den Ueberhandnehmen und der Erblichkeit der Gnubberkrankheit in gewissen Heerden gesprochen wurde; gestehe aber, daß ich wenig Gewicht darauf legte, und besonders das, was über die Erblichkeit in gewissen Heerden gesagt wurde, für böse Nachrede hielt. Auf einer Reise aber, die ich im Jahre 1817 durch das Anhaltsche, das Mansfeldsche und Magdeburgsche in Schaafzucht-Angelegenheiten machte, hörte ich so viel von dieser Krankheit, daß sie meine höchste Aufmerksamkeit erregte. Das erste daran leidende Thier sahe ich zu Sittigenbach beim Hrn. Oberamtmann Morgenstern, der kein Geheimniß daraus machte, daß er sie sehr stark in seiner Heerde habe, und daß er sie durch Böcke, von einem nahen Verwandten erkauft, erhalten habe. Die Krankheit war bei dem Thiere völlig ausgebildet, es folgte aber der Heerde noch nach. Man gab es mir gern zur Obduction, die ich so gut, als es ohne Instrumente möglich war, mit vorzüglicher Rücksicht auf das Rückmark, welches ich von oben bis unten bloß legte, vornahm.

Bei keinem der Landwirthe, welche die Krank-

heit in ihrer Heerde geständlich hatten und nicht hatten, fand ich einen Zweifel über die Erblichkeit derselben. Eigenthümer, Wirthschafter und Schäfer stimmten darin überein. In der sonst recht schönen Schäferei zu Wimmelburg sollte die Hälfte daran sterben, und von daher besonders vererbet seyn. Ich freuete mich daher sehr, wie der Besitzer derselben von seinen schönen Jährlings-Zibben welche zu verkaufen geneigt war. Herr Amtsrath Uebel, welcher die Reise mit mir machte, zog mich freundschaftlich zur Seite und stellte mir das Unheil vor, welches ich dadurch meiner Schäferei zuzöge, da ihm der Zweck, warum ich sie kaufe, noch unbekannt war, ihm auch nachmals nicht einleuchtete, weil er die Frage über die Erblichkeit der Krankheit für entschieden hielt. Seine Voraussagung traf ein; als die Thiere das Alter von $2\frac{1}{2}$ Jahre erreicht hatten, wurden 5 Stück bald nach einander mit der Krankheit befallen, 2 gleich, 2 nachdem sie schon nicht mehr aufstehen konnten, geschlachtet, 1 bis zum natürlichen Tode erhalten, der nach 7 Wochen, nach Anfang der Krankheit, erfolgte. Sie wurden sorgfältig obducirt, ohne daß sich irgend eine Anzeige vom Sitze der Krankheit ergab. Um mich des Nicht-Ansteckens dieser Krankheit zu vergewissern, ließ ich mehrere Thiere dieses Alters zu den Kranken in den Stall setzen, die völlig gesund blieben. Ich hatte wohl die Absicht, die übrigen 15 Stück noch zu be-

Digitized by Google

halten und Lämmer davon zu ziehen, aber meine Officianten und Schäfer waren zu besorgt für die Krankheit und den Verruf, worin dies die Schäferei bringen könne und lagen mir zu sehr an, sie schlachten zu lassen, als daß ich dem widerstehen konnte.

Ich erhielt nun von vielen meiner Correspondenten, theils von solchen, welche die Krankheit in ihrer Heerde hatten, theils von solchen, die frei davon waren und sie nur in fremden Heerden zu beobachten Gelegenheit gehabt hatten, solche Thatsachen mitgetheit, an deren Wahrheit ich auch nicht den leisesten Zweifel haben konnte, welche die Vererblichkeit der Krankheit entschieden bestätigten: alle jedoch unter dem Siegel der Verschwiegenheit, hinsichtlich der Bezeichnung des Orts und des Mittheilers. Es war also doch wohl meine Pflicht, meinen Lesern und Schülern warnende Winke darüber zu geben. Auch wünschte ich Mehrere zu Mittheilungen aufzufordern, wenn sie etwa gegen die Erblichkeit der Krankheit zeugten. Denn daß ich nach diesen Daten die Erblichkeit nicht bezweifeln konnte, wird wohl jeder begreifen. Wenn man jedoch das im Zusammenhange lieset, was ich besonders Bd. VII. S. 97. u. f. auf Veranlassung der Schwarzischen Schrift gesagt habe, so wird man erkennen, daß ich mich nur zweifelhaft darüber auszusprechen wagte.

Nie habe ich aber gesagt, daß ich glaube, jene

Krankheit entstehe allein durch Vererbung, mich vielmehr Bd. VII. S. 106. ausdrücklich gegen das Beimessen dieser Meinung verwahrt. Durch den Vorfall in Frankenfelde ist es nun seit 1822 entschieden, daß sie ohne allen Verdacht der Vererbung plötzlich entstehen und sich schnell in einer Heerde ausbreiten könne. Ich habe seitdem über diese Krankheit absichtlich nichts sagen wollen, in der Hoffnung, daß ich auch die Meinung über ihre unvermeidliche Vererbung würde widerrufen und widerlegen können; eine Hoffnung, die ich auch heute nicht aufgebe, die aber wenigstens noch ein Jahr Zeit erfordert, um sich zureichend zu bestätigen.

Daß die Krankheit sich allgemein und unbedingt vererbe, ist auch wohl von keinem Einzigen behauptet. Die Schäfereien, worin sie sich häufig befindet, müßten ja sonst ganz ausgestorben seyn. Niemand hat es wohl für eine gebildete Krankheit, für ein Miasma gehalten, was in die Generation übergehet. Sonst würden nicht 2 bis $2\frac{1}{2}$ Jahr hingehen, bevor sie sich zeigt. Jeder, der einen verständigen Begriff von Krankheit hatte, bezog das Erbliche nur auf eine größere oder geringere Disposition, diese Krankheit in einer gewissen Entwickelungsperiode zu bekommen, wenn irgend eine veranlassende Ursach hinzukäme, wie das bei vielen thierischen und menschlichen Krankheiten der Fall ist.

Obwohl nun die Meinung, daß diese Krankheit

Digitized by Google

nblich sey, und in der Regel nur durch Vererbung entstehe, auch jetzt noch in beiden Sachsen und im Anhaltschen so allgemein verbreitet ist, daß die meisten erfahrnen Schaafzüchter den mit Verwunderung ansehen, der nur den geringsten Zweifel darüber äußert, und ich selbst anderer Meinung zu seyn bisher keinen Grund hatte; so bewog mich doch der Vorfall in Frankenfelde, sobald ich ihn erfuhr, mein Urtheil zu suspendiren. Jetzt aber, wo ich mich von dem Hergange der Sache genauer unterrichtet habe, erkläre ich freimüthig, daß ich jene Meinung entschieden bezweifeln müsse.

Um diese Abweichung zu brgründen, lege ich hier dem Publikum die Geschichte der Krankheit in Frankenfelde und die Meinung über deren Veranlassung vor, welche der Administrator Hr. Oberamtmann Lezius auf mein Verlangen entworfen hat.

Ueber die Entstehung der Traberkrankheit auf der Königl. Stammschäferei zu Frankenfelde und deren Veranlassungsursachen, vom Administrator, Oberamtmann Lezius.

Im Jahre 1822, nach Verlauf von sechs Jahren, daß die Königl. Merinosheerde hier in Frankenfelde war, zeigten sich die ersten Traber oder Kreuzdreher in derselben. Früher war hier kein Thier von dieser Krankheit befallen, auch habe ich nicht gehört,

daß früher eins von den verkauften davon ergriffen worden wäre. Sämmtliche erkrankten Thiere waren zur Lammzeit im Winter $18\frac{20}{21}$ geboren, die Bedeckung der Mütter aus der Hand in den Monaten Juli, August und September 1820 erfolgt. Die gebrauchten Sprungböcke, wie die Mutterschaafe, befanden sich in jener Zeit in einem kräftigen Stande und ist gar nichts bemerkt worden, was eine krankhafte Beschaffenheit derselben verrathen hätte. Ein Theil der Sprungböcke bestand aus Thieren, die ich schon im Jahre 1817, 18 und 19 zum Bedecken gebraucht hatte, der andere aus Abkömmlingen von diesen. Unter ersteren befand sich ein Bock, welcher im Jahre 1817 aus Malmaison hierher kam, mit No. 6. bezeichnet und gleich nach seiner Ankunft stark zum Bedecken gebraucht war.

Die Hälfte der Mutterschaafe waren ebenfalls original französische Mütter, die übrigen Abkömmlinge.

Die Ablammung war glücklich von statten gegangen und die Lämmer befanden sich sehr wohl.

In den vorhergehenden Jahren ließ ich die Lämmer, mit Beobachtung der erforderlichen Vorsichtsregeln, jedes Frühjahr austreiben, sobald Weide und Witterung es zuließen; aller angewandten Vorsicht ungeachtet, fanden sich doch alljährlich mehrere Dreher unter den Lämmern und Jährlingen, besonders im Jahre 1819, und ein Theil der Lämmer litt im Jahre 1820 an Lungenwürmern.

Digitized by Google

Diese widrigen Krankheitsanfälle noch mehr zu vermeiden, entschloß ich mich im Jahre 1821, die Lämmer bis nach der Ernte im Stalle zu behalten, sie gut zu nähren und erst dann, bei vorgerückterem Alter, in einem kräftigeren Stande, auf die Weide gehen zu lassen. Die Ernährung geschah durch Heu, etwas Hafer, Wicken und grüne Luzerne.

Im Monat August waren diese Lämmer ziemlich ausgebildet und wohl beleibt. Sie wurden nun auf die Weide getrieben und bis ins folgende Jahr in gleich gutem Stande erhalten. Der beabsichtigte Zweck wurde vollkommen erreicht, es fanden sich in dieser Zeit sehr wenig Dreher und von Lungenwürmern wurde gar nichts gespürt.

Unter diesen sehr gut gehaltenen Thieren brach aber im Monat April, Mai u. s. w. 1822, bei einem Alter von 17 bis 23 Monaten, die Traberkrankheit zuerst aus, und zwar nach Verhältniß der Stückzahl gleichmäßig in allen Stämmen und ohne Unterschied des Alters der Eltern. Ohne von diesem eintretenden Ereigniß eine Ahnung haben zu können, waren im Jahre 1821 die Mutterschaafe wie früher von denselben Böcken bedeckt, und nur einige Zeitböcke der verbesserten dichtwolligen Rasse waren hinzugekommen und gebraucht worden.

Die Lammung im Winter $18\frac{2}{12}$ ging ebenfalls ohne Unfall vor sich, und es war mein Vorsatz, mit der Haltung der Lämmer eben so zu verfahren, wie

Digitized by Google

im vorigen Jahre. Die ganz unerwartete Erscheinung der Traberkrankheit, veranlaßte indeß eine sorgfältige Prüfung aller Gegenstände und Veränderungen, welche in der Schäferei vorgenommen waren, besonders seit der Sprungzeit 1820, aus welcher diese Thiere hervorgingen. Es ließ sich aller Bemühungen ungeachtet nichts auffinden, was einer Beachtung werth war, als die gute Fütterung der Lämmer und zu lange Haltung im Stalle. Den Böcken konnte ich die Schuld nicht beimessen, weil sie sonst schon nach den angenommenen Begriffen über diese Krankheit, in Folge der Jahre 1817, 1818 und 1819, Traber hätten erzeugen müssen. Demnach wurde die veränderte Haltung der Lämmer von $18\frac{2}{2}\frac{1}{2}$ beschlossen und auf die früher gewöhnliche Art ausgeführt; sie mußten im Monat Mai auf die Weide gehen und erhielten dabei, wenn es nöthig erachtet wurde, noch etwas Futter im Stalle.

Bei der inzwischen im Monat Juli 1822 eintretenden Bedeckung der Mütter wurden abermals einige der älteren Böcke ausgestoßen und andere jüngere ersetzten ihre Stelle. Auch diese Ablammung war im Winter $18\frac{2}{2}\frac{2}{3}$ gut gegangen, mit Ausnahme von noch nicht 2 p. C. der Lämmer, die an geringen Anfällen der Lähme litten.

Im April, Mai u. s. w. 1823 trat nun die erwartete Zeit ein, in welcher ich den Erfolg der veränderten Haltung der Lämmer vom Jahre $18\frac{2}{2}\frac{1}{2}$ er-

Digitized by Google

fahren mußte. Es wurden jetzt täglich die Haufen des Zeitviehes mehreremal durchgesehen, aber doch wieder der Krankheit verdächtige Thiere vorgefunden, die sich auch bald als entschiedene Traber bestätigten.

Mißvergnügt, mich in meinen Hoffnungen getäuscht zu sehen, richtete ich nun meine Aufmerksamkeit wieder auf die Sprungböcke.

Aus dem Sprungregister ergab sich jetzt deutlich, daß gerade die feurigsten, geilsten Böcke, vorzugsweise Traber erzeugt hatten. Obgleich alle meine Sprungböcke, 12 Stück an der Zahl, feurige, rasche Springer waren, so zeichneten sich doch die beiden ältesten No. 1 Moncey, 6 Malmaison und ein junger Malmaison No. 60, hierin vor den übrigen aus. Diese Thiere waren zur Sprungzeit fast wüthend und stießen einigemal die starke Einfassung der zwei Zoll im Durchmesser haltenden Sprossen ihrer Ställe entzwei, obgleich sie wegen vorgehangener Decken den Actus des Springens der übrigen Böcke nicht sehen konnten. Im Verlauf der Jahre hatte dieses feurige Benehmen der alten Böcke mehr zugenommen und sich besonders auffallend erst zu der Zeit gezeigt, als Traber von ihnen gefallen waren.

Mit dieser Beobachtung erschien mir ein neuer Strahl der Hoffnung, die verhaßte Traberkrankheit zu ergründen und los zu werden.

Zur bessern Erklärung muß ich hier zuvörderst eine kleine Beschreibung geben, auf welche Art und

Digitized by Google

Weise das Bespringen der 500 Stück starken Heerde der Mutterschaafe aus der Hand vollführt wurde, um hiermit zugleich meinen Sprungböcken gewissermaaßen eine Entschuldigung angedeihen zu lassen, die alle wohlgebaut, gesund, kräftig und von tadellosen Eltern entsprossen waren, was man auch wohl voraussetzen wird.

Nach beendigtem Wollmarkt und abgehaltener Bockauction in den letzten Tagen des Monats Juni, ließ ich alljährlich zur Bedeckung der Schaafe schreiten. Mit Tagesanbruch wurden ein Paar Probierwidder unter den Mutterhaufen gethan und die gefundenen brünstigen Schaafe in einen besondern Abschlag gestellt. In der Nähe dieses Abschlags befanden sich sämmtliche Sprungböcke, in kleinen, angemessenen, geräumigen Ställen, mit Raufen und Krippen versehen, in einer Reihenfolge an der Wand des Stalles. Vor diesen Ställen war der Sprungplatz, um so, auf die bequemste Weise, jeden Bock, den man gebrauchen wollte, bei der Hand zu haben. Wurde nun ein brünstiges Schaaf auf den Bedeckungsplatz gelassen, so bestimmte ich, nach geschehener Anzeige der Rasse, No. und Alter des Thiers aus dem Register, den Bock, welcher zum Sprunge gelassen werden sollte, und es war dann nur nöthig, ein Paar der beweglichen Sprossen des Stalles aufzuziehen, worauf der Bock sogleich erschien und seine Bestimmung erfüllte; und dann in seine Behausung

Digitized by Google

zurückgeführt wurde. Während dieses Geschäfts, was nach der Zahl der hitzigen Schaafe länger oder kürzer anhielt, wurden die Böcke sehr unruhig und wild, ein jeder bemühete sich auf alle Weise aus seinem Stalle zu dem vorgelassenen Schaafe zu gelangen. Es traf sich auch oft, daß an einem Tage einige Böcke gar nicht zum Bedecken kamen, wie dies gerade die Bestimmung im Paarungsregister vorschrieb; wodurch dann die Geilheit der Böcke aufs höchste gereizt wurde, ohne nur einigermaaßen befriedigt werden zu können. Die Thiere befanden sich, wie schon gesagt, in kräftigem Stande und wurden nicht schlecht gefüttert. Bewegung konnte einem jeden nur einzeln im großen Stalle abwechselnd gegeben werden, da sie wegen beständiger Raufereien unter sich oder mit den übrigen Böcken nicht mit ausgetrieben werden durften.

Aus mir zureichenden Gründen, die ich später angeben werde, mußte mir die eben beschriebene Verfahrungsart beim Bedecken der Schaafe fehlerhaft und zur Erzeugung der Traberkrankheit wohl geeignet erscheinen. Bei der vorhabenden Bedeckung im Juli u. s. w. 1823, wurde nun ein gerade entgegengesetztes Verfahren eingeschlagen. Ich theilte die Mutterheerde in angemessene Haufen, nach den Eigenschaften ihrer Wolle und gab einem jeden die für ihn passenden Böcke, so, daß ich später mit ziemlicher Gewißheit bestimmen konnte, von welchem Bocke

die Nachkommen abstammten. Von meinen früheren Sprungböcken behielt ich nur einen 4jährigen No. 12 von der Muratrosse bei, der auch schon in früheren Verhältnissen einige Traber erzeugt hatte, die übrigen waren 5 junge 2jährige Thiere, die das Begattungsgeschäft noch nicht versucht hatten. Jenen No. 12 mußte ich beibehalten, da ich unter den jungen Böcken keinen hatte, der ihn zu dem vorhabenden Zwecke ganz zu ersetzen schien; diese aber waren ebenfalls, bloß mit Berücksichtigung ihrer Wolleigenschaften bei gutem Körperbau ausgewählt.

Die Ablammung im Winter $18\frac{23}{24}$, fand in gewöhnlicher guter Ordnung statt, mit Ausnahme von ein Paar Lämmern, die abermals an der Lähme litten. Die fernere Haltung derselben geschah auf gewöhnliche Weise.

Diese Zuzucht ist nun die, von welcher die Böcke in diesem Jahre hätten verkauft werden sollen, aber wegen der zu befürchtenden Traberkrankheit zurückbehalten sind. Meine Hoffnungen haben sich bei diesen Thieren, fast 500 Stück an der Zahl, über Erwarten bestätigt; noch keins ist als Traber erkrankt und ich bin fest überzeugt, daß auch keins von der Krankheit ergriffen werden wird, da die gewöhnliche Ausbruchsperiode schon vorüber ist und bei keinem auch die entferntesten Zeichen der Krankheit sich blikken lassen.

Ich würde nicht mit solcher Bestimmtheit über

das

das Verhalten dieser Thiere und den Erfolg meiner veränderten Verfahrungsart bei der Begattung, urtheilen können, wenn sie verkauft worden wären. Eine hohe Behörde genehmigte aber meinen Antrag deshalb und hielt fest darauf, obgleich mehrseitig ein Verkauf gewünscht wurde.

Im Jahre 1824 habe ich wieder aus der Hand bedecken lassen, aber auf ganz veränderte Weise, als früher, und in diesem Jahre $\frac{2}{3}$ der Heerde aus der Hand und $\frac{1}{3}$ frei in der Heerde, wovon ich den Erfolg sehr ruhig entgegensehe.

Zur näheren Prüfung meiner Ansicht über die Krankheit wird es noch nöthig seyn, das fernere Verhalten der Böcke, welche bei mir Traber erzeugt hatten, zu beleuchten und hier vorzulegen.

Einer der oben angeführten Böcke No. 6. Malm. der sich hier als Vater mehrerer Traberkranken ergeben hatte, wurde im Jahre 1822 auf die von der Behörde mir gestattete Weise und vorgeschriebenen Verkaufspreise, an eine benachbarte Schäferei überlassen, wo jedoch auch schon Traber gefunden waren. Als ich im Jahre 1823 aus den sich ergebenden Kranken seiner Abkunft den gegründetern Verdacht gegen ihn schöpfte, (nach der herrschenden Meinung über diese Krankheit und wo meine Ansicht mir noch zweifelhaft schien) daß er auch in seinen jetzigen Verhältnissen Traber erzeugen möchte, machte ich den Schäfer darauf aufmerksam; später berührte ich aber-

mals diesen Gegenstand gegen denselben, der mir als ein aufmerksamer, thätiger Mann bekannt ist und der die Krankheit sehr gut kennt; er wollte aber durchaus nichts Nachtheiliges von dem Bocke wissen oder an dessen Nachkommen bemerkt haben.

Diese Ueberzeugung schien mir denn auch dadurch vollkommne Bestätigung zu erhalten, daß man im Jahre 1824 diesem Bocke völlige Freiheit gelassen hatte, wenn es möglich wäre, alle Schaafe der Heerde zu bedecken. In den ersten Tagen des Monats August war er unter einen Mutterhaufen von fast 500 Stück gelassen worden. Die Schaafe befanden sich in gutem Stande und das Begattungsgeschäft ging rasch vor sich. Drei Tage vor Michaelis wurde der Bock wieder aus der Heerde genommen und mit dem Michaelistage begann das Bedecken aus der Hand. Man wunderte sich jetzt täglich, daß nur wenig brünstige Schaafe zur Bedekkung vorgefunden wurden. Bei der Ablammung im Januar und Februar aber fand sich, daß der Bock No. 6. in einem Zeitraume von 7 Wochen und einigen Tagen, während er allein in der Heerde gewesen war, 238 Lämmer und nachher beim Bespringen aus der Hand noch 22 Lämmer, also zusammen 260 Stück gezeugt hatte. Die Schaafe sind in dieser Schäferei numerirt und wird ein genaues Register geführt; es ist daher an der Richtigkeit dieser Thatsache nicht zu zweifeln; auch habe ich mehreremale

diese Lämmer gesehen, die dem Vater so ähnlich sind, daß kein besonderer Kennerblick dazu gehört, dieses Factum bestätigt zu finden. In Verfolg dieser angreifenden Bedeckungsoperation war der alte, fast 9jährige No. 6. freilich so schwach geworden, daß er nach vollführtem Actus zuweilen vom Schaafe zur Erde fiel; außerdem litt er an großer Augenschwäche fast zum Erblinden, die sich jedoch später nach einiger Restauration wieder hob. Wo das Herunterfallen vom Schaafe beim Bedecken aus der Hand erfolgte, ist es im Register angemerkt worden. Ein gesundes Lamm, stark wie die übrigen, ist auch nach einem solchen Sprunge geboren worden. Wie sich nun alle diese Thiere bei so abwaltenden Umständen des Vaters im 2ten Jahre verhalten werden, steht zu erwarten. Den alten, sehr hitzigen Bock No. 1. von der Monceyrasse, gebrauchte ich im Jahre 1822 als Probierbock; noch schwankend in meiner Ansicht, ließ ich ihn, seiner sonst guten Eigenschaften wegen und versuchsweise, wieder einige Schaaf ebedecken, aber das erste von ihm gefallene Lamm ist Traber geworden. In Folge einer Verletzung am Schenkel durch einen heftigen Stoß starb er im folgenden Jahre. Meine übrigen nicht gebrauchten Sprungböcke gab ich nicht in die Auction, sondern bestimmte sie als Ersatz für verkaufte Thiere, die sich als Traber ergeben möchten. Da sich bis Anfangs September niemand gemeldet hatte, überließ ich noch 5 Stück

in eine entferntere Schäferei, wo sie sogleich frei in der Heerde zugelassen wurden. Ich habe mich kürzlich nach dem Verhalten dieser Thiere erkundigt und erhielt zur Antwort: ich möchte nur Sorge tragen, daß man immer solche Thiere erhalten könne.

Hierzu füge ich noch folgende Thatsache. Im Monat December jeden Jahrs, wo ich mit Gewißheit sehen konnte, welche Schaafe durch das frühere Bedecken aus der Hand nicht tragend geworden waren, sonderte ich diese von den übrigen Tragenden aus, und gab sie, sammt meinem besten Bock, auf ein hierher gehöriges Vorwerk im Oderbruche, um sie dort noch frei im Haufen bedecken zu lassen. Dieses Bedeckungsgeschäft hat nach dem Register immer einen solchen getroffen, der beim Bedecken aus der Hand, nach der frühern Methode, Traber erzeugt hatte; aber nie ist von dieser Zeugung, die gewöhnlich 30 bis 40 Stück betrug, und im Frühjahr bei großem Ueberfluß der Nahrung bis zum Juni dort verweilte, ein Thier Traber geworden.

Nach vorstehender Geschichtserzählung über das Entstehen und Verschwinden der Traberkrankheit, sammt dem Verhalten der Böcke in andern Verhältnissen, muß wohl jeder unbefangene Leser und Schaafzüchter mit mir folgendes Urtheil fällen.

Die Traberkrankheit der Schaafe entsteht durch ein fehlerhaftes Verfahren bei der Begattung, und wird insbesondere

Digitized by Google

durch sehr feurige geile Böcke erzeugt, die den Begattungstrieb bei gereiztem Zustande nicht hinlänglich befriedigen können.

Wenden wir in dieser Beziehung einen Blick auf die Organe des Schaafbocks, welche zur Bereitung der Befruchtungsfeuchtigkeit bestimmt sind, die Hoden, so muß uns unfehlbar der bedeutende Umfang dieser Theile gegen den übrigen Körper und in Vergleich mit andern Thieren auffallen; woraus wohl der Schluß zu ziehen ist, daß die Natur den Schaafbock mit einer außergewöhnlichen Befruchtungsfähigkeit begabt hat. Erwägen wir ferner den diesen Theilen angemessenen außerordentlichen Trieb dieser Thiere, das Begattungsgeschäft auszuüben, was gewöhnlich mit dem Namen Geilheit belegt wird, so ist es wohl denkbar, daß bei hochgereiztem Zustande die innormale Befriedigung auf das Nervensystem, und demnach die Befruchtungsmaterie einen solchen Einfluß äußern kann, der, dem Embrio mitgetheilt, sich erst nach erlangter Pubertät beim Erzeugniß auf die uns bekannte krankhafte Weise kund giebt.

Diese theoretische Ansicht scheint sich durch folgende Beobachtung in den Krankheitserscheinungen auffallend zu bestätigen.

Betrachtet man mit einigem Scharfblick die Augen eines Traber beim Beginnen der Krankheit im angemessenen Lichte, einer offenen Stallthür gegenüber, wenn er einen vorbeipassirenden Gegenstand,

etwa einen Hund, aufmerksam beachtet, so bemerkt man mehr in der vordern wässerigen Feuchtigkeit derselben, als im ganzen Augapfel, eine zitternde Bewegung auf einige Momente, die man bei einem gesunden Thiere nie sieht. Gleiche Erscheinungen, aber in einem viel stärkeren Grade, sah ich an meinen Sprungböcken, wenn sie in größter Furie in ihren Ställen sich bewegten, oder herausgelassen über das zu bespringende Schaaf herfielen. In wie fern nun beide Erscheinungen, die in den feinsten Nervenenden der Augen auch da nur sichtbar werden können, ihren Grund haben, mit einander correspondiren, und der Bock im überreizten Zustande beim Begattungsgeschäft ein Produkt erzeugt, was, nach ausgebildetem Körper, an Nervenschwäche leidet, die man vielleicht direkt nennen könnte; darüber überlasse ich einen mit der Pathogenie vertrauteren Physiologen die Erklärung. Daß das Begattungsgeschäft mit den Nerven, und in deren zartesten Enden mit den Augen in genauer Verbindung steht, ist gewiß, auch hat uns jener aufgeführte No. 6., in seinem hochgeschwächten status quo, einen anschaulichen Belag hiezu geliefert.

Wenden wir einen Blick auf die Geschichte dieser Krankheit und in Beziehung der Temperamentseigenschaften der verschiedenen Schaafrassen, so finden wir auch hier meine Angabe über die Entstehung der Krankheit bestätigt. Da, wo die mehr phleg-

Digitized by Google

matiſche, mit einer weiten ſtarken Hautdecke und gröbern Muskelfaſer verſehene Raſſe der Negrettis oder Infantados cultivirt wird, hören wir nichts von der Krankheit; hingegen wo die reizbarere, mit einem feineren Organismus verſehene Raſſe der ſogenannten Escurials oder Electorals zu Hauſe iſt, da ſcheint auch nur vorzugsweiſe die Krankheit ſich vorzufinden. Unſere Landſchaafe mögen in ihren Temperamentseigenſchaften zu letzteren ſich hinneigen. Wird, meiner Anſicht nach, die Temperamentsanlage eines feurigen Bockes durch ſehr nährendes Futter, es ſey im Stalle oder auf der Weide, durch Einflüſſe der Jahreszeit und Witterung zur Sprungzeit noch mehr gehoben, zur größeren Kraftäußerung gebracht, ſo müſſen ſich die nachtheiligen Folgen zur Erzeugung der Traberkranken in dem Grade ſteigern oder mindern, als die Begattungsmethode und dabei obwaltende Nebenumſtände dieſen Zuſtand fördern oder mindern.

Ein ſolcher Bock wird, wenn er unter gleich nachtheiligen Einflüſſen aus der Hand bedeckt, und täglich nur einen oder zwei Sprünge zu leiſten hat, in einer Sprungzeit 10 Traber erzeugen; frei in der Heerde, in Geſellſchaft mehrerer feuriger Böcke, vielleicht 5 Stück; ganz allein unter einen angemeſſenen Haufen gelaſſen höchſt wahrſcheinlich gar keinen.

Ob unter gleichen Einflüſſen auch das Mutterſchaaf zur Erzeugung der Krankheit beitragen könne,

wage ich nicht zu bestimmen, da es mir an zureichenden Wahrnehmungen hierüber fehlt.

Daß feurige Böcke in der Heerde, auf gleiche Weise wie beim Bespringen aus der Hand sich verhalten können, darüber folgendes Beispiel, was jeder Schäfer bestätigen wird, der je eine Mutterheerde zur Sprungzeit hütete, unter welcher mehrere wohlgenährte feurige Böcke sich befanden.

Ich halte hier 30 bis 40 Stück Landschaafe, die nach Bedarf zur Wirthschaft verwendet, und auch zu Ammen bei der Merinoheerde gebraucht werden. Unter diesen kleinen Haufen ließ ich in diesem Jahre, zur Zeit wo sie bedeckt werden sollten, zwei kräftige Böcke. Es fanden sich gleich anfangs mehrere Schaafe brünstig. Der eine Bock behielt im entstandenen Kampfe die Oberhand, und ließ den andern durchaus nicht zum Springen kommen; er selbst aber sprang auch nicht, weil er den andern nicht aus den Augen ließ, und stets mit Verfolgung desselben beschäftigt war. Ich habe diesem beständigen Treiben der Böcke über eine Stunde zugesehen, wobei sie sich aufs äußerste erhitzten, aber keins der Schaafe, 6 bis 8 Stück, welche den Bock verlangten, wurde in dieser Zeit bedeckt. Ein solches neidisches Eifern der Böcke, mit Bezug des dadurch veranlaßten Körperzustandes, scheint mir hinlänglich, Traberkranke hervorzubringen.

Welcher Schäfer oder Schaafzüchter hat diesem

Digitized by Google

Gegenstande wohl je hinlängliche Aufmerksamkeit geschenkt, und sich nach zwei bis drei Jahren, wenn die Traberkranken erschienen, noch der Vorfälle erinnert, die sich zugetragen haben, während die Böcke unter dem Mutterhaufen waren?

Nur auf die dargelegte Weise, glaube ich, lassen sich die höchst sonderbaren Erscheinungen beim Gange der Krankheit, das plötzliche Entstehen, Vermindern oder gänzliche Verschwinden derselben, was man auf so mannigfaltige Weise bemerkt hat, am besten und sichersten erklären.

Ich fühle mich hier veranlaßt, die interessanten Erfahrungen über die Traberkrankheit von Hrn. E. C. Frank im Land- und Hauswirth, Septemberstück 1820, zur gefälligen Vergleichung und Nachsicht anzuführen.

Jeder mit dem Gegenstande vertrautere Schaafzüchter, wird sich aus dem Gesagten die Vorsichtsregeln selbst entnehmen, welche erforderlich wären, die Traberkrankheit aus seiner Heerde zu entfernen oder abzuhalten; für die minder kundigen führe ich sie kurz an.

Man gebrauche keine zu feurige, geile Böcke zur Begattung, besonders alte Thiere dieser Art, die das Begattungsgeschäft schon mehrere Jahre mitgemacht haben; will man sie vorzüglicher Eigenschaften wegen gern beibehalten, so lasse man sie nicht in Gesellschaft mehrerer Böcke springen, sondern gebe

ihnen eine hinlängliche Zahl Mutterschaafe und lasse sie allein hüten. Ueberhaupt wäre es zur Vermeidung der Entstehung der Krankheit am zweckdienlichsten, die ganze zur Zucht bestimmte Mutterheerde in so viele Abtheilungen zu stellen, als man Böcke gebrauchen will. Das Geschäft einer zweckmäßigen Paarung zur Veredlung würde auf diese Weise eben so gut, als durchs Bedecken aus der Hand erreicht werden können. Will man diese Art der Bedeckung bei großen Heerden, der damit verbundenen Umstände wegen, nicht gern in Anwendung bringen, so wäre es doch sehr räthlich, daß man die zur Bedeckung bestimmten Böcke nicht mit einemmale unter die Mutterheerde laufen ließe, wie es noch häufig geschieht, sondern dies nur einzeln und ganz nach dem Begehr der Mutter vor sich gehen lasse.

Die Fütterung der Sprungböcke richte sich nach der Zahl der Mütter, die einem jeden zugetheilt wird, ferner nach der Jahreszeit, in welcher das Bedeckungsgeschäft statt hat. Ein ruhiger, nicht zu feuriger 2jähriger Bock wird 60 bis 80 Mutterschaafe, bei mittelmäßiger Weide, ohne Beifutter, im Sommer bis Ende September, bequem bedecken können, ein älterer 20 bis 40 Stück mehr; sollte er auch etwas gering werden, so wird dies weniger nachtheilig seyn, als wenn er mit hitzigem Körnerfutter überflüssig genährt würde. Beim Bedecken aus der Hand ist hierbei noch größere Vorsicht zu beobachten. —

Digitized by Google

Ich lege im Vorstehenden den verehrlichen Schaafzüchtern meine Beobachtungen und Ansichten über die Entstehung der Traberkrankheit, so wie ich sie seit dem Jahre 1822 bei unausgesetzter Aufmerksamkeit zu machen Gelegenheit hatte, zur gefälligen Prüfung vor. Es war meine Absicht nicht, dies schon jetzt zu thun, ich wollte vielmehr diesen Gegenstand, durch mehrere Versuche, wo möglich zur entschiedenen Gewißheit bringen und dann vollkommner darlegen, allein ich bin getrieben, dies eilig und schon jetzt zu thun. Der erste glückliche Erfolg in gänzlicher Beseitigung der Krankheit giebt mir indeß die erfreuliche Hoffnung, daß auf diesem, so viel ich weiß, neuen Wege die der Schaafzucht höchst nachtheilige Krankheit vermieden werden wird.

Wer über diesen wichtigen Gegenstand nähere Ansichten und Erörterungen zu haben wünscht, kann diese in vollem Umfange hier an Ort und Stelle mit der größten Bereitwilligkeit von mir erhalten; wozu ich denn auch einen Jeden, den der Gegenstand interessirt, wie zur Ansicht der hiesigen Heerde hiermit einlade.

Ich füge nur noch hinzu, daß mehrere vergleichende Sectionsversuche mir kein dauerndes Krankheitszeichen ergeben haben; eben so wenig ist irgend ein Heilverfahren, bei vielen Versuchen, von dem geringsten Erfolg gewesen.

Frankenfelde, im November 1825.

Digitized

Die in diesem Berichte enthaltenen wesentlichen Thatsachen kann ich officiell und als General-Intendant der Königl. Stammschäfereien bezeugen, und zwar namentlich:

1) Daß auch nicht der entfernteste Verdacht von Entstehung der Krankheit durch Vererbung hier vorhanden sey. Ich habe aus den Sprung-, Ablammung- und Abgangs-Registern Auszüge machen lassen, die erweisen, daß die in den Jahren 1822 und 1823 so häufig mit der Krankheit befallenen Thiere in fast gleichen Verhältnissen von allen gebrauchten, auch nachher gesund gebliebenen, Böcken abstammen, uud daß keiner der gebrauchten Hauptböcke in seiner Generation frei von Trabern geblieben sey. Dasselbe ist der Fall mit allen Hauptstämmen der Mütter: jeder hat solche geboren, die Traber wurden und die gesund blieben.

2) Daß von den im Winter 1823 auf 24 gebornen Thieren sich bis heute, nach Versicherung aller darum wissender Personen, nicht ein Einziges als Traber gezeigt habe, auch überhaupt kein Thier seit Johannis mit dieser Krankheit in Frankenfelde befallen sey, ungeachtet mehrere, väterlicher und mütterlicher Seite, gleicher Abkunft sind, wie die vor einem Jahre mit der Krankheit befallenen.

Was aus diesen Thatsachen folge, leuchtet von selbst so ein, und ist in dem Aufsatze des Herrn

Digitized by Google

lezius so klar entwickelt, daß es überflüssig wäre, darüber noch etwas hinzuzufügen.

Was nun die Hypothese des Hrn. L. über die Formation dieser Krankheit im Actu der Erzeugung anbetrifft, so bekommt sie durch die Abwesenheit aller andern Gelegenheits-Ursachen einige Wahrscheinlichkeit, und verdient durch genauere Beobachtung geprüft zu werden. Sollte sie sich bestätigen, wie viele analogische Vermuthungen über den Keim thierischer und menschlicher Krankheiten ließen sich darauf begründen!

Die Zeit wird nun lehren, ob diese Krankheit in dieser Schäferei — ohne daß sonst etwas dazu gethan wird — eben so plötzlich verschwinde als sie *erschienen ist.*

Ich wünschte sehr, zu erfahren, wie es mit den Abkömmlingen der nach dem Springen mit der Krankheit befallenen Böcke — wie es wahrscheinlich an einigen Orten geschehen ist — nach vollendetem dritten Jahre geworden sey; jedoch nur wenn man wegen des Vaters ziemlich gewiß ist. Man wird mich sehr verpflichten, wenn man mir unter meiner Adresse als General-Intendant und mit der Bezeichnung Herrs. Stamm-Schäferei S. Nachricht darüber giebt, und mich sehr erfreuen, wenn man mir vom Gesundverbleiben dieser Thiere Gewißheit giebt.

Digitized by Google

Es bleibt mir nun noch übrig, die vom Verfasser jenes Aufsatzes von mir geforderten Erklärungen zu geben. In sofern es die Frankenfelder Schäferei und die Krankheit betrifft, ist dies im Vorstehenden größtentheils geschehen, und einige Wiederholungen bitte ich zu entschuldigen. Die hämischen Anfälle auf mich und meine Schäferei zu Möglin, deren Triebfedern wohl niemand als Motiv zur Entwerfung des ganzen Aufsatzes verkennen wird, muß ich noch abwehren. Dies kann nicht anders, oder doch nur sehr weitläuftig geschehen, als wenn ich jenen Aufsatz ganz vorlege. Und da ich wohl nicht erwarten kann, daß der größere Theil meiner Leser das Blatt zur Hand haben werde, so lasse ich ihn hier abdrucken. Ich bitte meine Leser, ihn erst ganz im Zusammenhange zu lesen, um zu erkennen, welches Geistes Kind er sey; dann aber die Stellen zu wiederholen, hinter welchen lateinische Buchstaben in Klammern stehen, die auf meine mit demselben Buchstaben bezeichnete einzelne Beantwortung hinweisen.

Schaafzucht.

Die Möglinschen Annalen vom Jahre 1817 belehren uns im ersten Bande, erstes Stück, daß die Königl. Preuß. Stammschäferei zu Frankenfelde im Jahre 1815 angekauft sey, daß der

Digitized by Google

Staatsrath Thaer die Direktion derselben bekommen habe, und daß das Publikum von dem Erfolge vollständig in Kenntniß gesetzt werden solle.

In denselben Annalen 1819, dritten Bandes zweites Stück, stattet der Hr ꝛc. Thaer Bericht über diese Schäferei ab, und versichert pflichtmäßig, daß in dieser Schäferei sich nie die Spur der angeblichen Erbkrankheit des Trabens geäußert habe, und versichert, daß derselbe, im Falle ein solcher Patient sich zeigen würde, er Vater, Mutter, Schwestern und Brüder vertilgen werde, selbst in dem Falle, wenn sie noch vorhanden wären (a).

In denselben Annalen von 1819, dritten Bandes erstes Stück, erzählt der ꝛc. Thaer, daß er seiner aus allerhand Schäfereien in Sachsen zusammengekauften Schäferei in Möglin durch Böcke aus der Stammschäferei von den Rassen von Malmaison und Morel de Vindé die höchste Feinheit ꝛc. verschafft habe (b).

Endlich sagt derselbe in den nämlichen Annalen 1820, fünften Bandes erstes Stück, daß derselbe in Möglin einen Stamm von Rambouilletter Rasse cultivire (c).

Man ist also davon unterrichtet, daß die Erfolge der Stammschäferei aufrichtig mitgetheilt werden sollen. Man weiß ferner, daß 1817 die Traberkrankheit nicht existirt hat, und daß, weil sie erb-

lich seyn soll, die sämmtliche Verwandtschaft ausgerottet werden wird, was um so leichter wird geschehen können, da bei dieser Schäferei die Schaafe numerirt sind, die Böcke aus der Hand springen und Stamm- und Sprungliſten gehalten werden. Endlich ist anerkannt, daß die Mögliner Schäferei in sehr vielseitige Verwandtschaft mit dieser Stammschäferei gesetzt ist (d).

Wir befinden uns jetzt im Jahre 1825. Die Stammschäferei hat nun 10 Jahre existirt, und bereits im Jahre 1824 finden sich so viel Traberkranke in derselben, daß man Beispiele hat, daß von 7 dort verkauften Stähren 3 in kurzer Zeit Traber geworden sind, und daß gar nicht geleugnet werden kann, daß diese Krankheit in der Stammschäferei sehr häufig sey (e).

Ganz natürlich entstehen nun die Fragen:

1) Wie ist es möglich gewesen, daß 1819 in dieser 4 Jahre lang mit Sorgfalt beobachteten Heerde diese Krankheit sich noch nicht gezeigt hatte, da sie doch erblich seyn soll (f)?

2) Wenn eher mag wohl die Krankheit zuerst sich gezeigt haben, und sind denn auch alle Verwandte vertilgt worden? Wie wirksam mag diese Vertilgung gewesen seyn! Wird solche noch bei dem häufigen Erscheinen der Traber exekutirt, und können, wenn dies wäre, wohl

wohl noch Schaafe in dieser Schäferei existiren? (g)

3) Hat die Verwandtschaft, welche die Mögliner Schäferei mit der Frankenfelder erworben, nicht auch die erbliche Krankheit zum Lohne gehabt? (h) Oder hat ein besonderes, Möglin günstiges, Gestirn über diesem Punkte gewaltet?

Die Beantwortung dieser Fragen werden von dem Hrn. ꝛc. Thaer in den Mögliner Annalen erbeten; (i) denn Oeffentlichkeit soll ja in den Stammschäfereiangelegenheiten herrschen.

Die Direktion ist in den Händen eines Menschenarztes, und die Administration in der Hand eines Thierarztes (k). Die Bewirthschaftung der Schäferei ist höchst vollkommen; und an der Richtigkeit der Listen kann gewiß Niemand zweifeln. Es kann also keine Frage seyn, daß das Publikum auf das vollkommenste wird belehrt werden können, um so mehr noch, als alles dies unter den Augen der Königlich Preuß. Akademie des Landbaues vorgegangen ist (l).

Sehr interessant würde es besonders seyn, darüber eine genügende Auskunft zu lesen: aus welchen Gründen bei mehr als 1000 Schaafen von 1815 bis 1819 sich die erbliche Krankheit nicht gezeigt haben möge. Ferner in welchen Progressionen diese Krankheit erschienen und vorgeschritten, und zu wel-

cher Höhe sie endlich gestiegen (m). Endlich finden sich auch wohl Gründe, welche die Hoffnung gewähren, daß diese angebliche erbliche Krankheit wieder verschwinden und mehrere Jahre hindurch nicht erscheinen werde; denn was einmal möglich gewesen ist, kann auch wieder möglich werden (n).

Eben so rührend als beruhigend für die Bocksäufer wird die Nachricht seyn, die sie von der Vertilgung aller Verwandten in auf- und absteigender Linie eines solchen Trabers erhalten werden.

Diese Leute werden hoffentlich diese Maxime auch anwenden, und dadurch der befürchteten Ueberzahl der Schaafe vorbeugen.

Man hat zwar gesagt, daß die aus Frankenfelde stammende Schäferei zu Panten in Schlesien, welche durch das Loos von der Frankenfelder getrennt worden, diese erbliche Krankheit nicht mit erhalten habe, sondern daß nach der Zeit diese Krankheit erst nach Frankenfelde gekommen sey, nach Gebrauch Mögliner Böcke (o). Dies kann aber nicht füglich geglaubt werden, und scheint um so unerheblicher zu seyn, da bereits 1819 die Mögliner Schäferei ihre hohe Qualität durch die Verwandtschaft mit der Frankenfelder erhalten hatte; und also die nämlichen Eigenschaften derselben haben mußte (p).

In den Möglinschen Annalen 1819, dritten Bandes zweites Stück, sagt der Redakteur derselben, Herr Staatsrath Thaer, S. 323, die Traberkrank-

Digitized by Google

heit sey nicht den Merinos, sondern nur den Landschaafen eigen, und wenn sie sich fände, sey die Heerde nicht rein Merinostammes, sondern mit fremdem Blute vermischt. Uebrigens müsse er solche für erblich halten (q).

Im nämlichen Stücke, S. 580, macht uns derselbe mit einer vorzüglichen Zeichenmethode der Frankenfelder Schaafe bekannt, und man kann also nicht zweifeln, daß die Sprunglisten in vollkommenster Ordnung sind, um die davon erwarteten Resultate zu liefern (r).

Man darf nun mit Recht fragen: Sind denn die Schaafe der Stammschäferei ächten Merinostammes gewesen, als die oben gedachten Bekanntmachungen der Direktion geschahen? Die Direktion hat dies vielfältig auf das bestimmteste behauptet. Eine solche Behauptung kann nur auf faktischem Beweise beruhen, wenn man nicht eine vollständige Sachkenntniß besitzt, welche man der Direktion in diesem Falle nicht zugestehen kann, und welche überall nicht sinnlich wahrnehmbar seyn möchte (s).

Man muß also annehmen, daß 1819 die Stammschäferei ächten Merinostammes gewesen ist, daß keine Traberkrankheit darin war, und daß dem Hrn. ꝛc. Thaer die Sachkenntniß beiwohnte, daß ächte Merinos diese Krankheit nicht haben (t).

In diesem guten Glauben hat das Publikum Böcke und Schaafe in Frankenfelde gekauft, und mit

Recht kann dasselbe nun zu wissen verlangen: von welchem Zeitpunkte an in Frankenfelde Traber gewesen, also Landschaafe mit erblicher Krankheit eingemischt und verkauft worden sind (u).

Die Krankheit ist, nach eigener Erklärung der Direktion (v), erblich, und folglich sind alle Schäfereien, welche sich mit den Stammschäfereien-Merinoblute vermischt haben, für angesteckt mit einer erblichen Krankheit zu halten. Denn wenn sich die Krankheit auch noch nicht gezeigt hat, so kann sie sich doch noch zeigen; denn in Frankenfelde hat sie sich ja die ersten 4 Jahre auch nicht gezeigt (w).

Es tritt also hier der Fall ein: Entweder ist es nicht richtig, daß ächte Merinos die Traberkrankheit nicht auch hätten, oder daß die Krankheit erblich sey. Wäre dies der Fall, so ist nicht einzusehen, warum die Direktion so zeitig ihre Irrthümer als Wahrheit bekannt gemacht, und das Publikum zur Bezahlung übermäßiger Preise veranlaßt habe (x).

Ist dies nicht der Fall, so muß man annehmen: bis 1819 waren traberfreie Merinos in Frankenfelde; seit jener Zeit aber müssen Landschaafe mit erblicher Krankheit eingemischt seyn, wonach denn nicht allein das Publikum statt Merinos Landschaafe erhalten, sondern auch die von dieser erblichen Krankheit freien Schäfereien auf immer verdorben worden wären.

Unzweifelhaft muß die Direktion in jedem Falle

für den Schaden haften; entweder als Sachkenner, welcher im obigen Falle seine Behauptungen vertreten muß, oder im zweiten Falle, daß solche den Käufern statt Merinos Landschaafe mit erblicher Krankheit geliefert habe.

Es wird nichts anders übrig bleiben, als daß die Direktion diese sämmtlichen Schäfereien nach sich kauft, und hochedle Stammschäfereien daraus formirt, nicht um Schaafe zu verkaufen, was glücklicher Weise in Frankenfelde eingestellt ist, sondern um die Descendenten zu vertilgen. — Wie gefällt Ihnen das (y)?

v. F.

Beantwortungen.

a) Dies konnte nach dem vorstehenden Berichte des Hrn. Administrators nicht geschehen. Es war nicht ein Bock gebraucht, unter dessen Generation sich nicht ein Traber fand, und eben so wenig blieb ein Hauptstamm von Müttern davon frei. Hätte sich Eins oder Einzelne gezeigt, so würde es allerdings geschehen seyn. Nun aber hätte die ganze Heerde geschlachtet werden müssen.

b) Nicht gerade in Ansehung der Feinheit — denn diese hatte ich früher eben so hoch — sondern des schönen Stapelbaues der Gedrängtheit und Geschlossenheit des Vließes, mit hinreichender Feinheit verbunden, verdanke ich diesem Morel de Vinde-Bocke so viel.

c) Einen kleinen Stamm von Rambouillette Müttern erhielt ich schon 1815, bevor die königlichen Schaafe hier her kamen, von welchen ich jetzt noch 2 bis 3 Abkömmlinge habe, bei denen sich in 3ter Generation der Kreutzung mit Electorals noch einige Spur jenes Blutes zeigt. Die verschiedenen Rassen, die ich vormals in kleinen Stämmen zu erhalten suchte, habe ich aufgegeben und meine Heerde zur möglichsten Gleichheit gebracht, aus Ursachen, die nicht hierher gehören.

d) Die Mögliner Heerde hat nicht die geringste Verwandtschaft mit der Frankenfelder; denn jener Bock ist zwar mit dieser aus Frankreich gekommen, aber nicht in Frankenfelde gebraucht worden. Die Generationen der übrigen Kreutzungen, die Versuchsweise angestellt worden, sind längst ausgemerzet, weil sie auf die lang- und schlichtwollige Rasse hinausgingen, die ich ganz abschaffte.

e) Dies ward nicht geleugnet, ist jedem, den es interessirte, gesagt worden, und wäre auf jeden Fall von Directionswegen öffentlich gesagt worden, sobald sich etwas Zuverlässiges über die Erblichkeit oder Nichterblichkeit der Krankheit, worauf alles ankam, ergeben hätte. Die Aussetzung alles Verkaufs von Jährlings-Böcken machte es genugsam bekannt.

f) Die Krankheit hat sich bis 1822 durchaus nicht gezeigt, und ist dann so plötzlich entstanden, daß Vererbung hier unmöglich die Ursach seyn

konnte. Daß sie auch ohne Vererbung entstehen könne, habe ich immer und ausdrücklich gesagt; nur glaubte ich nicht, daß es so plötzlich und allgemein in einer Heerde geschehen würde.

g) Diese Fragen sind genugsam beantwortet.

h) Die Verwandtschaft ist nicht da. Ein günstiges Gestirn hat aber bisher in diesem Punkte über Möglin gewaltet, wenn es das nach des Verfassers Astrologie auch nicht hätte thun sollen. Ich glaube, daß der Vorfall Möglin eben so wohl hätte treffen können, als er Frankenfelde getroffen hat, und setze seitdem zwar einen minder hohen Werth auf eine Schäferei, worin sich die Krankheit nie gezeigt hat, weil das Frankenfelder Beispiel mir erwiesen hat, daß das Schicksal sie auch treffen könne. Es ist aber Thatsache, durch unzählige Zeugen zu erweisende Thatsache, daß es in Möglin seit 1817 keine Traber gegeben hat. Auch früher nicht, so viel ich und Andre wissen. Ich setze nur jenen Termin, um ganz gewiß zu seyn, da ich und Andre, welche die Schäferei unter Augen hatten, die Krankheit früher nicht genugsam kannten, und also möglicher Weise damals ein Traber mit einem Dreher, welche früher ohne weiteres geschlachtet wurden, verwechselt seyn konnte. (Daß eine solche Verwechselung möglich sey, davon haben wir in diesen Tagen, den 28sten November, ein Beispiel gehabt: es ward Hrn. Prof. Störig ein Thier von einem benachbarten Orte

gebracht, welches man für einen Traber hielt, und sich auch ungefähr, doch nicht völlig, als ein solcher im Gange benahm. Es zeigte sich aber auf dem verlängerten Mark eine Blase, welche in den 4ten Hirnventrikel hineinging.) Jetzt wird jedes an einer Krankheit gestorbene oder deshalb geschlachtete Thier sorgfältig in Gegenwart der ganzen Akademie obducirt. Wer die Verhältnisse von Möglin nur irgend kennt, muß es für ganz unglaublich halten, daß die Traberkrankheit in der Heerde sich zeigen könne, ohne daß die sämmtlichen Mitglieder der Akademie es sogleich erführen. Die Aufmerksamkeit so vieler scharfer Augen ist auf jeden Vorfall in der Schäferei gespannt, besonders auf diese Krankheit, wovon so viel die Rede ist. Die sämmtlichen Ställe stehen zu jeder Stunde jedem offen; auch fremden Kennern und Schäfern. Hier findet kein Verstecken statt, wie in manchen andern berühmten Schäfereien. Wenn mich auch Manche noch immer verkennen mögen, so giebt es doch wohl keinen, der mir die tolle Unverschämtheit zutrauete, eine Thatsache zu behaupten, deren Unwahrheit sogleich an den Tag kommen und mich um Zutrauen und Achtung bringen müßte. Alljährig fast wechseln hier die Schaafknechte, und ich weiß, daß sie genug examinirt werden, ob sie hier nichts von der Krankheit, die jetzt keinem mehr unbekannt ist, gesehen haben, wie das wohl allenthal-

Digitized by Google

den, wo die Krankheit ist, geschiehet, und deshalb nirgends lange verschwiegen bleiben kann.

Als ein einfältiger Schäfer bei meiner Auction gesagt hatte, daß ein altes Schaaf, welches hinten etwas weitbeinig ging, ein Traber sey, und ich benachrichtigt wurde, daß darüber ein Gemurmel entstanden sey, bot ich Jedem eine Wette von 100 Frd'or an, der erweisen könne, daß ein Traber in meiner Heerde sey, oder jemals gewesen wäre. Ich wiederhole dies hiermit schriftlich und verbindlich. Wenn aber Jemand, ohne diese Wette einzugehen, dennoch sagt, daß hier Traber wären, so erkläre ich es für Dummheit oder für niederträchtige Verläumdung! Ich halte mich aber darum für die Zukunft nicht gesichert, und verspreche es in dem nächsten Stücke der Annalen anzuzeigen, wenn sich ein Traber einfände, was hier 40 geschärften Augen, die täglich die Schäferei besuchen, nicht unbemerkt bleiben könnte.

i) Freundlichst zu dienen stehen sie also hier.

k) Wir machen zwar beide keinen Anspruch darauf, dieses praktisch noch zu seyn, weil wir nicht Zeit dazu haben; aber zu jenem Zweck genügende Kenntnisse sind uns noch geblieben.

l) Die Akademie hat mit der Frankenfelder Schäferei nichts zu thun, und diese liegt auch zu entfernt von hier, um sie unter den Augen zu ha-

Digitized by

ben. Die hiesige Schäferei beschäftigt die Beobachtung der Akademisten genug, und sie können jene nur von Zeit zu Zeit besuchen.

m) Der vorstehende Bericht des Hrn. Oberamtmanns Lezius enthält darüber so viel, als sich bis heute sagen läßt.

n) Wir haben jetzt dazu die größte Hoffnung, weil sich bis heute unter den bald zweijährigen Thieren noch kein Traber gezeigt hat, und dies in den vorigen Jahrgängen hier früher geschah.

o) In Panten hat sich die Krankheit bis jetzt durchaus nicht gezeigt. In Frankenfelde hat sie sich nach Gebrauch von Mögliner Böcken gezeigt, aber nicht durch Gebrauch derselben; weil diese nicht damit behaftet seyn konnten, und die Krankheit gleichmäßig in allen Stämmen, worin kein Mögliner Blut war, entstand.

p) Was ist es, das nicht geglaubt werden kann? —

q) Die Gründe, warum ich die Krankheit für erblich, nach der einstimmigen Meinung derer, die sie häufig zu beobachten Gelegenheit hatten, halten mußte, habe ich oben angegeben. Ich habe mich aber darüber nur in sofern erklärt, als ich meine Schüler und Leser zu warnen mich verpflichtet hielt. Ich fand häufig die Meinung, daß die Krankheit durch die Merinos bei uns eingeführt sey, verbreitet: diesem widersprach ich, da sie in Ländern und

Heerden, wo der Merino-Stamm rein gehalten sey, so wie in Spanien selbst, so viel bekannt, nicht wäre, dagegen bei den norddeutschen Landschaafen, schon bevor ein Merinoschaaf unsre Gränzen betreten, beobachtet sey. Daher könne man wahrscheinlicher annehmen, daß die erbliche Disposition von diesen herrühre, und daraus einen Verdacht schöpfen, daß die Heerden, worin sie sich zeigte, nicht reiner Abkunft wären. Ich habe letzteres aber für eine blos hingeworfene Muthmaßung erklärt, deren ich in dieser Zeitschrift mehrere vortrage, um die Aufmerksamkeit zu erregen und zur Prüfung aufzufordern. Da die Erfahrung mir jetzt erwiesen hat, daß die Krankheit auch ohne Vererbung entstehe, so ist das völlig widerlegt, und ich widerrufe diese meine Meinung hiermit förmlich. Meinungen zu widerrufen bin ich jederzeit bereit, wenn Erfahrung oder Gründe mich vom Gegentheil überzeugen. Dagegen hoffe ich nie in die Lage zu kommen, Thatsachen, die ich nach eigener Beobachtung als solche angegeben habe, widerrufen zu müssen.

r) Dem ist allerdings so. Ich bemerke nur beiläufig, daß die Zahlenbedeutung der Einkerbungen im Ohre in Frankenfelde anders ist, als in Möglin.

s) Die faktischen Beweise von der reinen Abstammung der in Frankreich auf königlichen Befehl angekauften Heerden aus den vorzüglichsten Leoneser Heerden sind so bezeuget und documentirt vorhan-

den, als es irgend möglich ist. Auch hatte auf dem Transporte keine Austauschung vorfallen können. Von der Echtheit der durch Hrn. Böcking gekauften haben wir auch Documente, doch wäre hierbei eine Vertauschung wohl möglich gewesen; die aber hernach bei dem strengen Ausmerzen nach höchster Wahrscheinlichkeit gehoben seyn würde.

t) Hierin hätte man sich selbst betrogen. Ich glaube, daß mir Sachkenntniß, aber nicht Untrüglichkeit beiwohne.

u) Das ist nun nicht geschehen, wenigstens nicht wissentlich.

v) Die Direktion — oder vielmehr die Oberaufsicht, die ich unter dem Prädicate eines General-Intendanten führe, und nach welcher ich mit der Administration der Stammschäferei-Domainen in demselben Verhältnisse stehe, als die königl. Regierungen mit der Administration anderer Domainen, mich aber um das Detail nicht bekümmere — hat mit dem, was ich als meine Meinung in einer Zeitschrift und beiläufig in einer Recension sage, nichts gemein. Wenn ich als Schriftsteller Thatsachen, die ich wissen kann, angebe, so verbürge ich sie als redlicher Mann, aber nicht als Direktor. Denn was ich als solcher zu publiciren veranlaßt werde, füge ich hinzu: daß ich es amtlich thue.

w) Das kann allerdings seyn.

x) Diese Preise und noch höhere sind auch in

diesem Jahre von solchen, die von dem Bestehen der Krankheit völlig unterrichtet waren, geboten, und man wollte sogar durch einen gegebenen Revers allen Reclamationen entsagen. Man hat mich sogar angefeindet, weil ich zufolge eines vom Herrn Minister des Innern gefaßten Beschlusses den Verkauf keines Jährlings gestatten wollte.

y) Nun — es ist närrisch genug!

Hiermit habe ich gegen meine Maxime einem Anonymen Verfasser geantwortet und mich gegen seine Angriffe vertheidigt, weil es mir wirklich angenehm war, daß er mir Veranlassung gab, zu erkennen, es sey nöthig, früher etwas über den Vorfall zu sagen, als bis ich dessen Ergebnisse, hinsichtlich der Erblichkeit dieser ohne Vererbung entstandenen Krankheit, mittheilen könnte. Dessenungeachtet aber bleibe ich bei meiner Maxime, Anonyme Angriffe auf mich nur schweigend mit Verachtung zu beantworten; es sey denn, daß sie lügenhaft mir zur Last fallende Thatsachen enthalten; in welchem Falle ich allerdings die Redactoren obrigkeitlich würde anhalten lassen, die Verfasser zu nennen, oder wenn sie das nicht wollten oder könnten, sie selbst als Verbreiter von Schmähschriften gerichtlich in Anspruch nehmen.

Dagegen wünsche ich sehr, daß alle Bemerkungen über diese merkwürdige Krankheit öffentlich

zur Sprache kommen mögen, aber mit Verbürgung durch unterzeichneten wahren Namen, damit der Verdacht der Erblichkeit entweder bestätigt oder widerlegt, oder doch nur auf besondre hinzukommende Verhältnisse beschränkt werden möge.

Hr. Professor Störig hat in seiner kürzlich herausgegebenen Beschreibung sieben verwandter Krankheiten der Schaafe, die Traber- oder Kreutzdreher-Krankheit von der Gnubber-Krankheit unterschieden. Dieser Unterschied ist mir auch in Sachsen von einem erfahrnen Schaafzüchter angegeben, der wohl erstere aber nicht letztere bei sich zu haben gestand, und nur letztere für erblich hielt. Allein bei der Frankenfelder Krankheit zeigte sich das Symptom des Gnubbern bei einem Thiere, bei dem andern nicht, bei einem zu Anfange, bei andern erst im Fortgange der Krankheit, und alle scheuerten sich doch heftig den Hintertheil des Rückgrads. Dasselbe haben mir andre Beobachter gesagt. Vielleicht kommen aber unter dem Namen und Charakter von Trabern oder Kreutzdrehern öfters solche Blasenwurm-Patienten vor, wie der obenerwähnte kürzlich obducirte, bei welchem es ohne Obduction wohl zweifelhaft geblieben wäre, ob er ein Dreher oder Traber gewesen sey.

III.

Ueber die Fadenwürmer der Lämmer. Schreiben des Hrn. Kammerherrn Frhrn. v. d. Reck an den Staatsrath Thaer.

Ew. Hochwohlgeboren haben im vorigen Jahrgang der Möglinschen Annalen einen Aufsatz des Herrn B. v. Monteton, über die in hiesiger Gegend so häufig vorkommende Lämmerkrankheit der Fadenwürmer, aufgenommen. Leider bin ich einer derjenigen, die seit 15 Jahren die traurigsten Erfahrungen hierin gemacht haben, indem diese Krankheit meine Lämmer zu 5 verschiedenen Epochen befallen, und mir beiläufig 1500 der schönsten und stärksten derselben geraubt hat.

Meine Erfahrungen hierüber können daher um so mehr einiges Interesse haben, und der öffentlichen Bekanntmachung werth seyn, als ich glaube, ein bestimmtes Specificum gegen diese verheerende Krankheit gefunden zu haben.

Digitized by Google

Die Erfahrungen, die ich bei dieser Krankheit in den Jahren 1811, 14, 19 und 23 beobachtet habe, waren von denen, die Hr. B. v. Monteton mittheilt, abweichend. Die Krankheit, die meines Wissens nur im ersten Lebensjahre der Schaafe vorkommt, fing bei mir stets mit einem kronischen Durchfall der Lämmer an, der in der Regel die stärksten und besten befiel, wie denn auch die Krankheit stets in den Jahren eintrat, wo der Zustand des ganzen Haufens die besten Erwartungen gab. Nur wenige mit diesem Durchfall behaftete Thiere erholten sich von demselben, die andern wurden von Tage zu Tage schlechter, verloren die Freßlust, magerten gänzlich ab, und starben endlich an gänzlicher Entkräftung.

Erst in dem Zustande, wo keine oder wenig Hoffnung der Genesung vorhanden war, ließ ich öfters Lämmer tödten und öffnen, und fand alsdann Lunge und Leber von einer bleichen, krankhaften Farbe, und diese, so wie den Magen und der Gedärme, von den öfters beschriebenen weißen, $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll langen, äußerst dünnen Würmern durchfressen. Oeffnete man die Lämmer gleich nach ihrem natürlichen Tode, so war dieselbe Erscheinung; wartete man aber einige Stunden, so daß der Körper ganz erkaltet war, so war von Würmern nichts mehr zu entdecken, es zeigte sich nur obenerwähntes krankhaftes Aussehen der Lunge und der Leber, die übrigens mit einem weißlichen Schleim angefüllt waren, welchen ich für die

schnell

schnell aufgelös'ten und in Verwesung übergegangenen Würmer halte, weil, so lange diese sich zeigten, Lunge und Leber ganz trocken erschienen und von jenem Schleim nichts zu bemerken war.

Die Veranlassung zur Krankheit schien, so weit meine Erfahrung in erwähnten Jahren reichte, im Sommer süße, hohe und trockne Weide, im Winter Heu von hohen und trocknen Wiesen. Der durch letzteres zu befürchtenden Gefahr läßt, sich leicht vorbeugen, indem, so viel ich weiß, die Anwendung von Klee- und fettem niedrigen Wiesenheu, vorzüglich aber von Körnern und Wurzelwerk die Krankheit nie aufkommen läßt. Im Sommer aber ist die Sache schwieriger, fette Klee- und Anger-Weide ist nicht immer in gehöriger Quantität vorhanden, und diese empfahl man als einziges bewährtes Vorbeugungsmittel, auch als Heilmittel der bereits ausgebrochenen Krankheit: wurden die Lämmer aber auch ausschließlich auf solche Weiden gebracht, so ist man nicht immer vor Schaden sicher, indem auf einzelnen höher gelegenen Flekken doch Kräuter wachsen mögen, welche den Lämmern schädlich werden.

Nach meinen Bemerkungen war nichts, was den Durchfall der Lämmer mehr bewirkte, als der vorzüglich auf hohen, sandigen, gut gedüngten, aber auch auf fetten Feldern und trocknen Wiesen wachsende kleine, rothe Sauerampf; und so oft bei mir in erwähnten Jahren die Krankheit erschien, glaubte ich

mich überzeugt, daß der Genuß dieses Krautes den Durchfall bei den Lämmern erzeugt habe. Diese Ueberzeugung an sich halte ich auch noch für richtig, obgleich ich in Ansehung des Zusammenhangs zwischen Durchfall und der Krankheit der Fadenwürmer meine Meinung geändert habe. Diese war nämlich bis zu diesem Sommer:

„Daß der Durchfall, sobald er lange anhält, eine Erschlaffung des innern Systems der Lämmer bewirke, und diese die Würmer, wenn auch nicht erzeuge, doch begünstige, und ihre Vermehrung in der Art gestatte, daß sie dem Leben der Lämmer gefährlich werde."

Meine diesjährige Erfahrung hat meine Ansichten geändert und, glaube ich, berichtigt; ich hatte nämlich 600 besonders schöne und starke Lämmer zu Johanni abgesetzt, und sie, so lange sie es annahmen, Morgens vor dem Austreiben mit Hafer, Heu und Stroh gefüttert: zur Weide ihnen aber, abwechselnd, einen vortrefflichen Anger und eine besonders fette, üppige, gut abgewässerte Kleehütung angewiesen, auf denen weder Sauerampf noch andere für schädlich gehaltene Kräuter zu entdecken waren; so daß ich mich in diesem Jahre für vollkommen sicher hielt, indem nicht nur alle Vorbeugungsmittel angewandt, sondern auch alle bisher für Veranlassung der Krankheit gehaltene Fehler der Hütung sorgfältig vermieden waren.

Ich muß bei dieser Gelegenheit die Meinung einiger erwähnen, die glauben, daß der Genuß des Sandes, mit welchem das Gras bei starken Regenschauern besprützt wird, die Krankheit veranlasse. Diesen Glauben halte ich für ein Vorurtheil. Der aus Kiesel-, Thon- und Kalkerde bestehende Sandstaub kann bei der kleinen Quantität, in der er genossen wird, auf den thierischen Körper gar keinen Einfluß haben, und die demselben beigemischten Humus- und Düngertheile sind wahrscheinlich eben so unschädlich; auf jeden Fall in so unendlich geringer Quantität, daß sie schwerlich dem thierischen Körper schädlich seyn, am wenigsten aber Würmer erzeugen können, wenn diese nicht bereits vorhanden waren. Wahrscheinlich verleitete zu diesem Glauben die allgemein anerkannte Schädlichkeit des staubigen Heues; hier ist aber kein Sandstaub, sondern verdorbenes in Fäulniß übergegangenes, demnächst getrocknetes, und bei späterer Handhabung zu Staub zerriebenes Heu. Durch Dröschen, wo der Sandstaub doch rein entfernt würde, ist nur wenig gebessert, indem nur die Quantität der schädlichen Theile vermindert, dieselben aber nicht gänzlich entfernt werden können. Bewirkte der Sand auf dem Grase die Krankheit, so müßte sie besonders in sehr regnigten Jahren erscheinen: dies streitet aber mit der Erfahrung, indem sie in der Regel vorzüglich in trocknen Jahren herrscht.

Was übrigens die in diesem Jahre meinen Lämmern angewiesene Hütung betrifft, so war sie durchgehends so dicht mit Klee und Gras bestanden, daß weder Staub noch Bespritzen mit Sand bei den häufigen Regengüssen statt finden konnte; dessenungeachtet trat in den letzten Tagen des Juli die Krankheit ein, für diesmal aber mit ganz anderen Erscheinungen. Sie äußerte sich nämlich zuerst durch Husten, den ich früher nie bemerkt hatte; die ersten Lämmer, die starben und geöffnet wurden, hatten vollkommene gesund scheinende Lungen und Lebern, auch fanden wir in denselben gar keine Würmer; erst bei den folgenden entdeckten wir sie in desto größerer Quantität im Magen und Gedärmen, zuletzt auch in Lunge und Leber, die anfingen dasselbe früher bemerkte krankhafte Ansehn zu haben.

Eine kräftigere Weide, als das einzige bekannte Mittel gegen die Krankheit, konnte den Lämmern nicht gegeben werden; denn sehr üppiger rother und weißer Klee, in Roggen und Weitzenstoppel, den ich ihnen einräumte, konnte kaum für besser gehalten werden als die bisherige Weide: Hafer wollten sie nicht mehr fressen, und zogen des Morgens, im Stalle, reines Stroh allem andern ihnen gereichten Futter vor: Branntweinschlämpe, die ich in vielen Fällen für höchst wohlthätig erkannt habe, soffen sie nur wenig, da sie auf der saftreichen Weide nicht durstig wurden; Salz erhielten sie ohnehin beständig, und

früher mir empfohlnes und versuchtes Futtern mit bittern Kräutern hatte ich vollkommen unwirksam afunden, und mochte es daher gar nicht anwenden.

Indessen nahm die Krankheit immer mehr überhand, der Durchfall trat erst später, gleichsam als Folge der Krankheit, ein, da er früher als Veranlassung derselben erschien; bis zum 1sten September starben mir nahe an 200 Lämmer, und ich sah schon im Geiste meine 600 Lämmer, früher mein Stolz und meine Freude, als verloren an.

Indessen hatte sich meine Ansicht von der Krankheit geändert; für Folge eines chronischen Durchfalls konnte ich sie nicht mehr halten, und ich fing an einzusehen, daß die Fadenwürmer bei den Lämmern, so wie die Spulwürmer bei den Kindern, immer nur in geringer Quantität vorhanden sind, und daß gewisse, noch nicht gehörig bekannte Nahrungsmittel dem Körper des Lammes weniger, dem der Würmer mehr zusagend sind, jenen schwächen und auf die Vermehrung der Würmer so wirken, daß sie der Gesundheit, ja dem Leben der Lämmer gefährlich werden.

Es war mir nun bekannt, daß Terpentinspiritus als Mittel gegen den Bandwurm gebraucht ward. Der Natur wiederkäuender Thiere konnte er nicht absolut schädlich seyn, da er bei verschiedenen Krankheiten eingegeben wird; alles Gewürm und Ungeziefer stirbt nach diesem Mittel, und ich kam auf

den Gedanken, die kranken Lämmer damit zu behandeln.

Ich mischte also sofort Terpentinspiritus zu 1 Theil mit 3 Theilen doppelten Branntwein, ließ 16 der allerelendesten Lämmer, deren Lebensdauer kaum noch auf 1 bis 2 Tage anzunehmen war, aussuchen und aufzeichnen, und ihnen einen schwachen Kinderlöffel voll von obiger Mischung Morgens früh vor dem Austreiben eingeben, und erwartete mit Ungeduld den Erfolg.

Schon am Abend desselben Tages meldete mir der mit den Lämmern heimkehrende Knecht, daß die aufgezeichneten, die am vorigen Tage beinahe gar nicht mehr gefressen hätten, und kaum der Heerde folgen konnten, nicht nur mit vieler Begierde gefressen, sondern auch mit dicken vollen Panzen nach Hause kämen. Der Augenschein bestätigte seine Aussage, die ganz abgemagerten Thiere waren so dickbäuchig, daß ich beinahe befürchtete, daß sie des Guten zu viel gethan hätten; da sie sich aber am andern Tage wohl befanden, so erhielten sie an diesem und dem folgenden Tage dieselbe Portion.

Durch den guten Erfolg ermuthigt, wendete ich mein Mittel an allen bestimmt schon kranken Lämmern, 120 an der Zahl, und einige Tage später an den ganzen noch über 400 Lämmer zählenden Haufen an: da sie alle, mehr oder weniger, gegen ihren früheren Zustand zurückgekommen waren.

Bei allen Lämmern bewährte sich die Wirkung des Medicaments gleich am ersten Tage durch geschärfte Freßlust, und auch die elendesten waren nach wenig Tagen völlig hergestellt; jetzt, nach vollen zwei Monaten, sind alle meine Lämmer wohl und munter, in dieser Zeit sind nur 4 gestorben, jedoch nicht gerade zu an der Krankheit selbst, wenn auch vielleicht an deren Folgen, indem dieselbe wahrscheinlich schon zu verheerend gewirkt, und edle Theile angegriffen hatte: auch werde ich in Zukunft nie Bedenken tragen, meinen ganzen Lämmerhaufen mit so versetztem Terpentinspiritus zu behandeln, sobald sie irgend trauen und nicht mehr recht fressen.

Ich habe seit der Zeit auf einem fremden Gute sämmtliche Lämmer an derselben Krankheit leidend, und in sehr elendem Zustande gefunden. Der Besitzer äußerte den Entschluß, vor dem Einfüttern alle noch Kranke todtstechen lassen zu wollen, indem an Aufkommen doch nicht mehr zu denken, und es nur Schade um das ohnehin knappe Futter sey: ich empfahl ihm mein Mittel, welches gleich am andern Tage angewandt, und wie er mir seitdem schriftlich gemeldet, ganz so wie bei mir gewirkt hat.

Meine Meinung hat sich daher nunmehr über diese Krankheit dahin festgestellt, daß

das Vorhandenseyn der Fadenwürmer im Körper des Lammes, so wie das der Spulwürmer im Körper des Kindes, als der natürliche Zustand zu

betrachten ist; daß aber die Vermehrung derselben, deren Ursache und Veranlassung noch nicht gehörig bekannt ist, als eine eigenthümlich wahre, sit venia verbo, Kinderkrankheit der Schaafe zu betrachten ist; daß Husten und Durchfall als begleitende, nicht aber veranlassende Krankheiten zu betrachten sind; daß aber Verlust der Freßlust, Abmagern und häufig der Tod unfehlbare Folge derselben sind, und Terpentinspiritus als Specificum gegen dieselbe erscheint.

So augenscheinlich evident nun auch der Erfolg des angewandten Mittels nach meiner Erfahrung war, so wenig läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß er stets und überall derselbe seyn wird; da jedoch bisher kein anderes Miteel gegen diese verheerende Krnnkheit bekannt ist, so glaubte ich es nicht heimlich halten zu dürfen, überlasse jedoch Ew. Hochwohlgeboren, meine Bemerkungen im Ganzen, oder im Auszuge in Ihren Annalen zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Vielleicht befindet sich einer oder der andere Leser derselben in der traurigen Lage, das Mittel bei seinen Lämmern anzuwenden, und würde es mir gewiß Dank wissen, wenn es ihm wie mir, Hülfe leisten sollte. Auf jeden Fall werden mehrere Versuche zu einem feststehenden Resultat führen; der Grund und die Veranlassung der Krankheit aber gewiß näher beleuchtet und festgestellt werden, wenn

Ew. Hochwohlgeboren dieselbe einer genaueren Aufmerksamkeit würdigen.

Segefeld bei Spandau, den 9ten Novbr. 1825.

Die Leser dieser Annalen werden sich, so wie die Herausgeber, dem Herrn Baron v. d. Reck für diese höchst schätzbare Mittheilung aufs dankbarste verpflichtet fühlen.

Ich habe von dieser Krankheit im höheren und tödlichen Grade keine Erfahrung. Jedoch geht selten ein Jahr hin, wo sich gegen Ende des Sommers nicht ein Anfang derselben, entweder mit Husten oder mit Durchfall bei meinen Lämmern zeigte. Sie ist bis jetzt aber immer ohne allen Verlust abgegangen, welches ich dem zu verdanken glaubte, daß ich ihnen gleich grünes und trocknes Stallfutter Morgens gab, welches sie neben der kräftigsten Weide nicht versagten. In diesem Jahre zeigte sie sich mit Durchfall erst in der Mitte Octobers, und ich fand die Thiere, von einer kleinen Reise zurückkommend, davon angegriffen. Sie wurden auf den Stall genommen und erhielten Salzlecke mit Wermuth und Theer, wobei sie sich schnell besserten und keins starb. Ich schiebe es jedoch auf diese Krankheit, daß ich bei der Pocken-Impfung, die ich alljährig mit den Lämmern um diese Zeit vornehme, $2\frac{1}{2}$ von Hundert verlor, da der Verlust sonst nie über 1 von Hundert

gewesen ist: jedoch nicht directe auf diese Krankheit, sondern nur darauf, daß ich ihnen am ersten Tage des Ausbruch-Fiebers das kräftige Laxier-Mittel, was sie sonst immer erhalten, aus Besorgniß, sie zu sehr zu schwächen, vorenthielt. In hohem Grade habe ich die Krankheit nur im Jahre 1820 in Frankenfelde gesehen, wo die Lämmer sehr herunter gekommen waren, aber bei kräftiger Stallfütterung nur wenige starben.

Daß man dem Sandfressen dieses und viele andre Uebel mit Unrecht Schuld gebe, darin stimme ich mit dem Hrn. Einsender völlig ein. Meine Schaafe fressen erstaunlich viel Sand, und zwar unreinen, mit den Kartoffeln ein, da diese auf frisch und stark gedüngtem Lande gebauet werden und befinden sich vortrefflich dabei.

Daß sich die Krankheit auf Weiden, wo nach der Mitte des Sommers der kleine Sauerampfer häufig wächst, besonders oft einfand, haben mehrere bemerkt. Er verliert sich nach dem Mergeln, und auf gemergeltem Lande fressen die Schaafe viel lieber. Andre Schäfer schieben die Krankheit auf die kleine schafthalmige gelbe Blume (Hieracium Pilosella), die aber alles Vieh ohne großen Hunger nicht anrührt, und die auf magern Weiden neben dem Sauerampfer wächst.

Es sind mancherlei Ursachen der Krankheit angegeben, die wahre scheint mir aber noch im Dun-

keln zu liegen. Nur das ist gewiß, daß sie bei Lämmern leicht entstehe, die an eine kräftige Nahrung auf dem Stalle oder auf der Weide gewöhnt sind, und nun im Verhältniß zu jener auf eine schwache kommen. Es ist ein Versehen, welches man noch häufig bei den Schäfereien begeht, daß man die Thiere an eine reichliche Kost gewöhnt, die man ihnen nicht ausdaurend geben kann. Ward der Anfang der Krankheit gleich beachtet, so half immer eine nahrhafte Fütterung oder Weide. In Frankenfelde schien Gerstenmalz sehr wohlthätig zu wirken.

Ist es aber weiter damit gekommen, so ist ein so wirksames Mittel, als mein Freund und Gönner erfunden hat, unschätzbar. Die scharfsinnige Induction, die ihn darauf geleitet hat, würde einem Arzte Ehre machen.

Thaer.

Digitized by Google

IV.

Einige Worte über die Produktionskosten des Weitzens, auf Veranlassung der zur Ausmittelung derselben von Seiten Englands veranstalteten Reise des Hrn. Jacob nach einem Theil der nordischen Getreideländer des festen Landes.

Vom

Kammer-Rath Zimmermann.

So sehr sich auch die neueren Grundsätze eines großen, und man kann wohl sagen des größeren Theiles der Einwohner Englands und seiner öffentlichen Behörden, von dem bisherigen merkantilischen Egoismus zu entfernen, und zu den richtigeren Grundsätzen einer liberalen Staats- und Handlungswissenschaft und einer richtigeren Politik hinzuneigen scheinen, und so sehr sich auch mehrere der hellsehendsten Staatswirthe und Beamten, z. B. ein Huskisson,

ein Whitmore u. ſ. w. für die Adoptirung dieſer richtigeren und unſtreitig auch für die Mehrheit der Einwohner Englands erſprießlicheren Principien verwandt haben und noch verwenden werden, ſo darf man dennoch keine völlige Freigebung der Getreide-Einfuhr — wenigſtens zur Zeit noch nicht — erwarten. Alles, was man wohl unter den gegenwärtigen Verhältniſſen des Getreidebaues und in Hinſicht der allgemein verhängten Beſchränkungen des Handels hoffen kann, iſt die Geſtattung der Getreide-Einfuhr gegen die Entrichtung eines gewiſſen feſtſtehenden Einfuhrzolls. So wie man zur Zeit faſt allgemein die Einfuhr fremder Erzeugniſſe mit einem angemeſſen geglaubten Eingangszoll belegt hat, um die inländiſchen Erzeugungs-Anſtalten gegen das Uebergewicht des Auslandes ſicher zu ſtellen, ſo wird auch England wahrſcheinlicher Weiſe ein gleiches in Anſehung des fremden Getreides thun. Dieſe Vermuthung wird nicht nur durch den eben gedachten Grundſatz und den Vorgang in Anſehung aller übrigen Erzeugniſſe begründet, ſondern erhält auch eine ſehr entſcheidende Beſtätigung durch alles dasjenige, was in neueren Zeiten über die Aufhebung der engliſchen Korngeſetze, ſowohl in den Sitzungen des Parlaments, als auch in mehreren gedruckten Abhandlungen darüber geſagt und verhandelt worden iſt, insbeſondere aber dadurch, daß die engl. Regierung bereits einen beſondern Commiſſair nach den vorzüg-

lichsten Getreideländern des Nordens gesandt hat, um über die Verhältnisse des Korn-, und vorzüglich des Weitzenbaues genauere und zuverlässigere Nachrichten einzuziehen, insbesondere aber, um die so sehr verschieden angegebenen und bis jetzt wenig zuverlässigen Angaben über die Produktionskosten und Preise des Weitzens zur näheren Gewißheit zu bringen. Man glaubt nämlich durch eine Vergleichung der verschiedenen Produktionspreise, sowohl in England als auf dem Continent, und zwar mit Berücksichtigung der Kosten der Einfuhr (wozu allerdings auch der erwartete Vortheil des Kaufmanns und das große Risiko bei dem Kornhandel mit in Betracht kommen müssen), die Größe des, auf das fremde Korn zu legenden, Zolls am zuverlässigsten bestimmen zu können.

Nach meiner individuellen Ansicht sind aber die Produktionspreise überall kein richtiger Maaßstab, um darauf einen zukünftigen Eingangszoll zu begründen. Unsere Landwirthschaften sind nämlich keine temporairen Fabrik- und Manufaktur-Anlagen, bei welchen man das Credit und Debet genau berechnen muß und berechnen kann. Es sind auf die entfernteste Ewigkeit angelegte Erzeugungsanstalten der unentbehrlichsten Bedürfnisse, und dieselben werden in infinitum in Thätigkeit erhalten, wenn gleich die Erzeugung des einen oder andern Erzeugnisses, bei gewissen vorübergehenden Ereignissen, die Erzeugungs-

Digitized by Google

kosten nicht gut machen sollte. Man erzeugt auf einem jeden Boden diejenigen Getreidearten, wozu die Natur ihn bestimmt hat, und der von Natur zum Weitzenbau geeignete Boden wird, ohne sonderliche Berücksichtigung der äußeren Verhältnisse und der damit verbundenen Kosten, immerwährend mit Weitzen bestellt. Die Mehrheit unserer Landwirthe setzt, unter allen Abwechselungen der Preise, die einmal eingeführte Wirthschaftsart fort, und stellt über die Vortheile und Nachtheile des Anbaues dieser oder jener Getreideart eben keine genauen Berechnungen an, und wenn man dasselbe auch wohl thut, so berücksichtiget man dabei immer die mittleren Preise, und erinnert sich, selbst bei den niedrigsten Preisen, immer an die Zeiten, wo derselbe 3 und 4 Mal so hoch stand. Er erwartet die Rückkehr der früheren hohen, die niedrigen wiederum ausgleichenden Preise um so mehr mit Zuversicht, da die Cultur des Weitzens den höchsten Grad der Ausdehnung erreicht hat, indem der Landmann, bei den früheren sehr hohen Weitzenpreisen, bereits alles Land zum Weitzenbau herangezogen hat, was sich dazu nur irgend eignete. Der Landmann des Continents, zumal im Norden desselben, bleibt in dem einmal betretenen Geleise des Weitzenbaues, ohne irgend eine sonderliche Berücksichtigung der schwankenden Preise desselben. Die Abweichungen davon sind unbeträchtlich, und können eben keine Vergrößerung der Produktion des Weitzens,

wohl aber eine Beschränkung derselben zur Folge haben, welcher Fall alsdann besonders eintritt, wenn sich die Preise des Roggens denen des Weitzens nähern. Eine vorübergehende Erweiterung des Weitzenbaues, bei eintretenden hohen Preisen desselben, so wie dieselbe in England üblich ist, findet bei uns nicht statt. Wir verändern bei einer solchen Vorkommenheit eben so wenig unsere einmal gewählte Feldeintheilung, als wir alsdann schlechteren Acker zur Weitzencultur bringen können, denn es ist bei uns der Dünger kein Gegenstand eines Handelsverkehrs. Auch haben wir keine Leeden und Hütungen, welche wir noch mit zum Weitzenbau verwenden könnten — wenigstens nicht von Belang; denn dieselben sind ebenfalls an eine gewisse, nicht zu verändernde Ordnung gebunden. Wir besäen, der Regel nach, fast immer gleich große Flächen mit Weitzen, derselbe mag einen oder vier Thaler der Scheffel oder der Quarter 16 oder 64 engl. Sch. gelten: wenigstens ist der Unterschied nicht von der Bedeutung, daß er bei der Ausfuhr sollte bemerkbar seyn.

Ist aber dieser factische Hergang richtig, und denselben kann wohl Niemand in Zweifel ziehen; so ist auch der Produktionspreis des Weitzens auf dem Continent für England ein völlig irrelevanter Umstand bei der Bestimmung des auf die Einfuhr des Weitzens zu legenden Zolls. Derselbe ist überhaupt gar sehr von Zufälligkeiten und Lokalitäten abhängig,

und

Digitized by Google

und eignet sich auch schon in dieser Hinsicht nicht zu einer zuverlässigen Basis.

Man spricht zwar auch, auf dem Continent, vielfältig von den Produktionspreisen des Getreides, und fertigt auch wohl genaue Berechnungen darüber an; allein als wirkliche Entscheidungsform kommen dieselben nur selten in Betracht, sind also im praktischen Leben eine völlig gleichgültige Sache. Weit eher eignen sich aber zu einer solchen Unterlage eines angemessenen Eingangszolls die Durchschnittspreise einer gewissen Reihe von Jahren, zumal mit Hinwegwerfung derjenigen Jahre, in welchen ganz ungewöhnliche Ereignisse auf die Preise influirt haben. Selbige sind die zuverlässigste Basis aller kaufmännischen und landwirthschaftlichen Unternehmungen, und stehen mit der Einfuhr der fremden Getreidearten in der nähesten Verbindung, denn die wirkliche Einfuhr ist nicht von den Produktions-, sondern von den wirklichen Marktpreisen abhängig. In England mag sich die Sache etwas anders verhalten, weil daselbst der Weitzenbau weniger an eine gewisse Feldrotation gebunden ist, man daselbst auch vielen schlechten Acker durch die Kunst und mit einem großen Kostenaufwand mit Weitzen bestellt, und sich daselbst überhaupt mehr an arithmetische Calcüle bindet; allein daß man auch hier sehr weit unter den Erzeugungspreisen Weitzen baue, beweisen die Preise der letzteren Jahre zur Genüge. Nach

den Behauptungen der respectabelsten Autoritäten soll man in England unter 80 Sch. keinen Weitzen bauen können; gleichwohl hat der Marktpreis desselben seit verschiedenen Jahren nicht viel über 50 gestanden. Nichts kann wohl mehr die Unzuverlässigkeit und die Unstatthaftigkeit ihres Princips der Produktionskosten erweisen, als dieser einzige Beweis ad manum. Die Produktionskosten haben zwar seit 1815 eine große Ermäßigung erlitten, allein schwerlich dürfte das eigentliche Minus derselben 30 pr. Sch. betragen.

Hiernach scheinen also die mittleren Marktpreise immer eine zuverlässigere Basis abzugeben, als die Produktionspreise, zumal da die stattgefundenen Handlungssperren die Preise so sehr heruntergedrückt haben.

Nach meiner individuellen Ansicht bedarf es aber auch dieses Princips nicht einmal, indem England die Getreide-Einfuhr ohne alle Bedenklichkeit, ohne alle beschränkende Zölle freigeben kann. Denn es ist wohl nichts gewisser, als daß die völlige Freigebung des Kornhandels die Preise des Getreides weit über alle angenommenen Normalpreise erheben werde. Die gegenwärtigen niedrigen Preise sind nämlich lediglich und allein durch die Ertödtung aller Spekulation und das dadurch erzeugte immerwährende Angebot entstanden. Die gegenwärtigen Korngesetze Englands machen jeden Ankauf von Getreide zu einer halsbrechenden Unternehmung, und

Digitized by Google

zwingen selbst den englischen Landwirth, seine Vorräthe ohne Anhalt zu Markte zu bringen, weil er bei dem Eintritt der Normalpreise eine augenblickliche Ueberschwemmung von fremdem Korn besorgt, und dieses fremde Korn ebenfalls nicht angehalten werden kann. Nur allein ein freier Handel erzeugt hohe Preise, und es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß bei einer allgemeinen Handelsfreiheit mit Getreide die früheren hohen Preise wiederum eintreten werden. Die Zahl der Consumenten vermehrt sich jährlich in Europa um mehrere Millionen, die Masse des mehr erzeugten Getreides übersteigt aber den Bedarf derselben gewiß nicht. Man muß nur immer den beabsichteten Vortheil der Kornhändler mit in Betracht ziehen.

Wenn aber diese Gründe auch so erheblich und richtig sind, wie wir angenommen haben, so werden dieselben dennoch schwerlich bei den Engländern Eingang finden, und selbige wahrscheinlicher Weise das einmal beliebte Princip der Belastung der Getreide-Einfuhr, nach Maaßgabe der Produktionspreise, fest halten. Wir wollen also zu selbigen, als unserm Hauptzweck, zurückkehren, und den Versuch machen, ob wir nicht auch zur Berichtigung dieses angenommenen unrichtigen Princips etwas mit beitragen, oder ein in Ansehung desselben begangenes unschuldiges Versehen wieder gut machen können?

Bekanntlich ist dem, sowohl in der gelehrten

als auch politischen Welt rühmlichst bekannten Herrn Jacob der eben so ehrenvolle als schwierige Auftrag zu Theil geworden, die gedachten Verschiedenheiten, in Ansehung der Produktionskosten des Weitzens, in den vorzüglichsten Getreideländern des festen Landes näher zu untersuchen, und darüber zuverlässigere Resultate an Ort und Stelle auszumitteln. Die darüber dem Parlament bis jetzt vorgelegten Angaben weichen nämlich so sehr von einander ab, daß auf selbige bis jetzt noch keine zuverlässige Maaßnehmung hat begründet werden können. So behauptete z. B. 1821 ein gewisser Curven in dem Hause der Gemeinen, daß man in Polen das Quarter Weitzen für 8 engl. Sch. stellen könne, welches ungefähr 13½ Sgr. für den Berl. Scheffel beträgt, wogegen aber wiederum ein gewisser Herr Grade den Satz aufstellte, daß, wenn auch das Land gar nicht mit in Anrechnung gebracht würde, man daselbst dennoch das Quarter nicht unter 31 Sch. 9 P. — ungefähr 54½ Sgr. pro Berl. Schfl. — produciren könne. Beinahe eben so verschiedenartig waren die Angaben von den Produktionskosten anderer Länder. Daß man diese verschiedenen Behauptungen mit einander zu vereinigen und auf ein zuverlässigeres Resultat zu verbinden sucht, ist sehr natürlich; allein zu bewundern ist es, daß dieses nicht bereits schon längst geschehen ist. Herr Jacob hat bekanntlich zu diesem Behuf im vorigen Sommer seine Reise nach den nörd-

lichen Getreideländern angetreten, und will im Verlauf des Novembermonats wiederum in England eintreffen.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß derselbe auf dieser Reise, zur Erreichung seines Zwecks, sehr zuverlässige Materialien eingesammelt haben wird, indem derselbe dazu allenthalben die besten Quellen aufgesucht, und nach seinen Aeußerungen nicht nur mit mehreren der vorzüglichsten Land- und Staatswirthen des nördlichen Deutschlands eine nähere Rücksprache gehalten hat, sondern auch mehrere Staatsbeamte ihm die Erreichung seines Zwecks möglichst zu erleichtern gesucht haben: allein gleichwohl ist es wohl nicht zu vermeiden gewesen, daß demselben auch mitunter unrichtige und für die Getreideländer ungünstige Nachrichten und Berechnungen mitgetheilt worden sind, welche bei einer etwanigen anzufertigenden Durchschnittsberechnung allerdings wohl mit in Betracht genommen, mithin für die Landwirthe des Continents nachtheilig seyn können. Dieses ist besonders der Fall bei mehreren dem Hrn. Jacob zur näheren Nachsicht empfohlenen Druckschriften, worin die Produktionspreise zum Theil beinahe eben so niedrig wie von dem eben gedachten Curven angegeben sind, denn eine gedruckte Nachricht hat immer eine stärkere Vermuthung der Glaubhaftigkeit für sich, wie eine ungedruckte, zumal wenn der Verfasser ein öffentliches Amt bekleidet und seine aufge-

stellte Behauptung einen Gegenstand seiner amtlichen Behandlung betrifft. Um dieser allgemeinen Behauptung eine nähere Bestimmung zu geben, muß ich bemerken, daß sich unter den verschiedenen, dem Hrn. Jacob zur näheren Nachsicht empfohlenen Drucksachen, auch das bekannte Werk des Hrn. Klebe über Gemeinheitstheilung befindet, worin, und zwar Abtheil. I. pag. 166. die Produktionskosten des Weitzens, mit Ausschluß der Bodenrente bei dem Weitzenboden 1ster Klasse, zu 15 gr. 1 pf. Cour., bei Weitzenboden 2ter Klasse aber zu 16 gr. 8 pf. angenommen worden sind. Und ich muß leider eingestehen, daß ich selber den Hrn. Jacob bei einer eilfertigen Unterredung über den besaglichen Gegenstand darauf hingewiesen habe. Er hat sich den Titel des Buchs bemerkt und will sich dasselbe, nebst mehreren andern deutschen Schriften, nach England nachkommen lassen. Man hat mir über eine solche Hinweisung zwar in Stettin Vorwürfe gemacht: allein ich fand nach meiner Ansicht nichts Unrechtes darin, daß ich einen Fremden mit den Erzeugnissen unserer Litteratur bekannt machte, und habe dabei um so viel weniger vorsätzlich gesündigt, da ich in dem Augenblick, wie ich den Hrn. Klebe zum Nachlesen vorschlug, nicht einmal wußte, was er eigentlich behauptet habe. Eine Schrift, welche in allen Buchläden zu haben ist, zu nennen, scheint mir nichts Tadelswerthes zu seyn: und eine öffentlich ausgesprochene Unrichtigkeit kann nicht

durch Verheimlichung, sondern nur durch öffentliche Gründe berichtigt werden.

Es ist nicht anders zu erwarten, als daß Hr. Jacob alle diese gedruckten Nachrichten bei seinem abzugebenden Bericht mit benutzen werde, und daß diese geringen Angaben der Produktionskosten bei etwanigen Durchschnittsberechnungen mit in Berechnung gestellt werden, zumal wenn damit noch mehrere gesammelte Daten übereinstimmen sollten. Eine solche zu niedrige Angabe muß uns aber durchaus nachtheilig seyn, indem der zukünftige Eingangszoll um so viel höher ausfallen wird, als die Produktionskosten in den Continental-Getreideländern niedriger wie in England sind. Es ist daher wohl kein unverdienstliches Unternehmen, wenn jemand, der dazu geeignet ist, und mit dem Hrn. Jacob in näherer Verbindung steht, es übernehmen wollte, denselben auf die Unrichtigkeit aller folgenden zu niedrigen Angaben aufmerksam zu machen und dieselben mit haltbaren Gründen zu widerlegen. Derselbe würde eine solche Berichtigung gewiß dankbar erkennen, und da sein Bericht nicht vor dem Monat Februar oder März abgestattet werden wird, so ist zu einer solchen Berichtigung noch immer hinreichende Zeit vorhanden. Ich selber halte mich zu einer solchen Berichtigung weder auferlegt noch berufen; damit man mir aber nicht den Vorwurf machen möge, als wenn ich einen solchen wichtigen Tadel ohne hinreichende Gründe ausgespro-

chen habe, und um auch ein allenfalsiges Versehen der Offenherzigkeit wiederum abzubüßen, erlaube ich mir nachfolgende nähere Hinweisungen auf einige der Hauptmängel der quästionirten Berechnung des Hrn. Klebe und ich hoffe, daß mir derselbe dasselbe nicht übel aufnehmen wird, da von dem bono publico die Rede ist, und derselbe auch schon früherhin eine von mir aufgestellte Behauptung in Anspruch genommen hat.

Derselbe berechnet, in dem bereits angeführten Werk, die Produktionskosten des Weitzens:

a) bei dem Weitzenacker erster Klasse, den Berl. Schffl. zu 15 gr. 1 pf.

b) bei dem Weitzenacker zweiter Klasse, den Berl. Schffl. zu 16 gr. 8 pf.

welches nach dem gegenwärtigen Course, mit Ausschluß der Bodenrente, nicht mehr betragen würde als zwei Quarter 10 engl. Sch.

Gegen die, von demselben zur Begründung dieser Ansätze aufgestellten Berechnungen der Arbeitskosten läßt sich eben nichts von Erheblichkeit einwenden: dieselben sind so ziemlich den gegenwärtigen Verhältnissen im Allgemeinen angemessen: allein die aufgestellte Berechnung der allgemeinen Kosten hat folgende sehr wichtige Mängel, welche allerdings näher berichtigt werden müssen, wenn die obgedachte Berechnung keinen nachtheiligen Eindruck machen soll. Vielleicht hat Hr. Klebe hierüber mit Fleiß nichts

sagen wollen: in diesem Falle würde er diesem Mangel selber am besten abhelfen können.

Derselbe nimmt 1) den mittleren Ertrag des Weitzens im Allgemeinen zu hoch an. Er nimmt nämlich denselben von dem Magdb. Morgen an:

a) auf Weitzenboden erster Klasse zu 12 Berliner Scheffel.

b) auf Weitzenboden zweiter Klasse zu 10 Berliner Scheffel.

Wenn man die von Zeit zu Zeit eintretenden schlechten Ernten mit in Betracht zieht und dabei berücksichtigt, daß der größere Theil des Weitzens in den nördlicheren Getreideländern noch in drei Feldern gebauet wird, und daß man in neueren Zeiten auch Weitzen auf minder ergiebigem Boden zu bauen angefangen hat; so ist dieses ein Ertrag, dessen man sich im Allgemeinen nicht erfreuen kann, und welcher selbst den Durchschnittsertrag in England übersteigt, wo der Ertrag aus mehreren bekannten Gründen wohl höher wie bei uns ist. Das Verhältniß eines Magdb. Morgens zum engl. Acre ist wie 180 zu 286. Berechnet man nach diesem Verhältniß den gedachten Ansatz des Hrn. Klebe, so fallen auf einen engl. Acre bei a) 19 und bei b) 15 Schffl. 14 Metz. Berliner Maaß. Der gewöhnlich in England angenommene Mittelertrag beträgt aber nur $2\frac{1}{2}$ Qu. oder 13 Berl. Schffl. 2 Metzen. In Brabant, einigen Gegenden Thüringens und dem ergiebigen Cujavien

mag man sich wohl eines solchen Ertrages, NB. an gutem Weitzen, erfreuen können; allein in allen übrigen guten Weitzengegenden, z. B. im Magdeburgischen, in der Ukermark, in Mecklenburg u. s. w. kann der Durchschnittsertrag unmöglich so hoch angenommen werden, zumal wenn man die beregten Umstände mit in Betracht zieht.

Nach dem Ansatz des Hrn. Klebe würden wir auf dem, in der Cultur sehr weit hinter England zurückstehenden Continent, mehr wie in England an Weitzen bauen, bei a) 46 und bei b) 39 pr. 100, mithin im Durchschnitt 34 pr. 100 mehr. Nimmt man bei uns einen gleichen Ertrag wie in England an, nämlich $2\frac{1}{2}$ Qu. pro Acre; so würde auf den Magdb. M. nur 8 Berl. Schffl. 4 Metz. fallen, und dieses ist auch wohl der höchste Ertrag, welchen man in den nördlichen Getreideländern annehmen kann. In Berücksichtigung des mitcultivirten schlechteren Bodens würde man vielleicht noch 1 Schfl. weniger annehmen müssen. Streicht man nun diese zu viel angenommenen 34 pr. 100, so kommen dadurch die von dem Herrn Klebe angenommenen Produktionskosten höher zu stehen um 5 gr. Cour. pro Berl. Schfl. $= \frac{1}{3}$ des Ganzen. Ein 2ter Mangel der Klebeschen Berechnung ist der, daß derselbe dem Weitzen überall keinen Dünger zur Last gerechnet hat. Es bedarf wohl keiner ausdrücklichen Erwähnung, daß der Weitzen sehr viele Bodenkraft bedarf, daß

derselbe, wenn nicht den größeren, doch einen großen Theil des ihm gegebenen Düngers verzehrt, und daß er nur sehr wenig Düngermateriale wiederum abgiebt. Dieser zu seiner Erzeugung nothwendig erforderliche Dünger ist, in sofern er von demselben nicht wieder erstattet wird, eine ihm nothwendig in Rechnung zu stellende Ausgabe. Da wo zu seiner Erzeugung alte Kraft der Ruhe mit verwandt wird, muß auch diese mit in Rechnung kommen. Man nimmt wohl nicht zu viel an, wenn man diese zu berechnende Dünger-Consumtion des Weitzens pro Magd. Morg. zu 3 Fuder, à 2000 Pfund, annimmt, und ein jedes derselben zu 1 Rthlr. in Rechnung bringt. Ob nach der bekannten Gradenrechnung ein anderes Resultat herauskommt, will ich hier ununtersucht lassen. Bringt man aber alle diejenigen Nebennachtheile mit in Rechnung, welche der Weitzen den auf ihn folgenden Früchten aller Art, ja selbst dem Klee zufügt, so sind die angenommenen 3 Fuder gewiß nicht zu viel. Daß man aber das Fuder Dünger bei allen andern Arten von Erzeugnissen zu 1 Rthlr. ausbringen könne, bedarf wohl keiner näheren Nachweisung.

Hiernach erhalten die Klebeschen Produktionskosten einen anderweitigen Zuwachs von 8 gr. pro Magd. Morgen.

Ein allgemeiner Fehler bei allen Produktionskosten-Berechnungen des Continents ist es 3) daß

für die Führung der Wirthschaft, nämlich für die Disponenten und Dirigenten derselben, nichts in Rechnung gestellt worden ist. Eine Landwirthschaft, zumal eine beträchtliche, ist kein αυτος Mobile, welches, wenn es einmal in Gang gebracht worden ist, sich immerfort bewegt, und keiner weiteren Anordnung und Leitung bedarf, sondern es sind, zur Betreibung derselben, ein Dirigent und auch wohl ein oder mehrere Wirthschaftsgehülfen erforderlich. — Ein gewisser Landwirth, ich weiß nicht mehr welcher, hielt sich zur Aufsicht seines Düngers sogar einen eigenen Fümisten. — Ist aber ein solches Personal nothwendig, so müssen auch die zu dessen Erhaltung erforderlichen Kosten mit in Berechnung gebracht werden. Wenn gleich dieselben auch alle übrigen Wirthschaftszweige mit betreffen, so muß davon dennoch eine besondere Quote für den Weitzen in Rechnung kommen. Die Ausmittelung ist allerdings schroierig. In England berechnet man gewöhnlich für die Mühewaltung der Pächter das in die Pacht gestochene Capital und das übernommene Risiko, $\frac{3}{4}$ des Pachtquantums. Bei uns soll eine solche Vergütung gewöhnlich durch die Billigkeit der gemachten Anschläge und der überlassenen Pachtung ausgeglichen werden; allein eine solche verdeckte Entschädigung kann wohl nur da in Betracht kommen, wo der gemachte Anschlag oder die überlassene Pachtung einigen Vortheil übrig lassen. Dieses ist aber bei

dem Klebeschen Ansatz von 8 Berl. Schfl. 4 Metzen pr. Magd. Morg. wohl nicht der Fall. Es muß also für die Administration eine anderweitige Ausgabe in Anrechnung kommen. Die Ausmittelung derselben ist, wie schon gesagt worden ist, sehr schwierig. Aber gewiß Niemand wird mir den Vorwurf einer Uebertreibung machen, wenn ich denselben pr. Berl. Schfl. zu 2 gr. Cour. ansetze.

Es ist lange nicht die Hälfte von dem, was die gedachten $\frac{3}{4}$ der Pacht betragen würden, und ungefähr das Doppelte von dem sogenannten Lastengelde, welches der Kaufmann bei guten Zeiten dem Wirthschaftsschreiber, bei der Ablieferung des Weitzens, als ein Geschenk verabreicht.

4) Hat Herr Klebe den Wirthen für die in die Wirthschaft gestochenen Capitalien, insbesondere aber für das sogenannte feststehende und Betriebscapital, nur 4 pr. 100 Zinsen zu Gute gerechnet. Dieses ist offenbar um mehr als die Hälfte zu wenig, und man müßte darauf wohl wenigstens 10 bis 15 pr. 100 in Rechnung bringen. Wir wollen aber auch hier nur einen sehr niedrigen Ansatz machen, und nur ein Plus an Zinsen in Anrechnung bringen von 2 gr. Cour.

Endlich hat Herr Klebe 5) überall keine Grundsteuer und Grundrente mit in Anrechnung gebracht. Herr Jacob wollte zwar davon bei seinen Untersuchungen der Produktionskosten ebenfalls keine Notiz

nehmen; allein da ohne Bezahlung der Grundsteuern und ohne Erlegung der Grundrenten kein Acker zur Benutzung zu haben ist, und überdem unsere Güter im Allgemeinen bis zur Hälfte mit verzinslichen Schulden belastet sind: so müssen die von dem Acker nothwendig zu entrichtenden Abgaben allerdings auch mit in Anrechnung kommen. Das mehrere oder mindere des Betrags und das dabei mit concurrirende Relative kommt dabei nicht in Betracht. Wenn ich nicht irre bringt man diese Grundabgaben auch in England mit in Anrechnung, und dieselben stecken auch mit in dem bisherigen Normalsatz der 80 engl. Sch., bei welchem die Einfuhr frei seyn soll. Warum wollen wir nicht eben so rechnen? Der gewöhnliche Satz, welchen man als Grundsteuer und Grundrente für den M. M. Weitzenboden annehmen kann, sind 2 Rthlr. Preuß. Cour. Dieses beträgt aber auf den Berl. Schfl. 6 gr. Cour. Eigentlich müßte der Weitzenbau außer den von dem Hrn. Klebe berechneten und den vorstehenden Kosten, auch die auf die Brachen und Weiden fallenden Kosten pro rata mit übertragen, denn wohl nur allein eine feine Schäferei möchte die darauf fallenden Kosten ohne anderweitige Concurrenz völlig decken können. Ob und in wie fern Weiden und Brachen nothwendig sind, kommt nicht weiter in Betracht, da dieselben in der Allgemeinheit einmal bestehen, und ohne selbige bei uns kein Weitzen gebaut wird. Dieser Beitrag würde

Digitized by Google

bei einer genauen Berechnung gewiß beträchtlich seyn. Da aber eine solche genaue Zerlegung und Würdigung aller dieser Verhältnisse sehr schwierig ist, und uns auf sehr divergirende Ab- und vielleicht Irrwege führen würde, so wollen wir uns blos mit einer allgemeinen Hindeutung auf selbige begnügen, und das etwanige Rechnungsresultat über selbige als eine Zugabe auf die obgedachten 5 Ansätze betrachten, damit uns um so viel weniger der Vorwurf einer Uebertreibung treffen möge.

Nach diesen 5 Bemerkungen hat also Hr Klebe die Produktionskosten des Weitzens zu niedrig berechnet um . . . . . 23 gr.
Rechnet man nun seinen eigenen Ansatz hinzu mit resp. . . . . 15 und 16 gr.
so beläuft sich das eigentliche Facit der Produktionskosten auf . . . . . 39 gr.
Cour., mithin auf anderthalb Mal so hoch, als Hr. Klebe angenommen hat.

Diese 39 gr. betragen 8 gr. Cour., auf den engl. Schfl. gerechnet 25½ Sch. Unter diesen Ansatz können wir also eigentlich keinen Weitzen erzielen, wenn wir wegen der damit verbundenen Kosten gedeckt seyn wollen. Alsdann ist aber noch kein Vortheil vorhanden — NB. bei dem Ansatz von 8 Berl. Schfl. pro Morgen — ohne welchen wohl schwerlich auf die Dauer ein Gewerbe bestehen kann. Daß wir aber, ungeachtet der Weitzen gegenwärtig einen viel

niedrigern Preis hat, dennoch mit der Cultur deſſelben fortfahren, hat ſeinen Grund in der bereits erwähnten Einrichtung unſerer Wirthſchaften und in der Hoffnung beſſerer Zeiten, denn im Grunde cultiviren wir gegenwärtig, bis auf die feineren Schäfereien, alle Zweige der Landwirthſchaft mit Verluſt. Hieraus folgt wenigſtens der wohl nicht zu beſtreitende Grundſatz, daß wenn die Herren Engländer das Princip der Produktionskoſten zur Baſis ihrer anderweitigen Korngeſetze annehmen wollen, ſie dazu nicht einzelne Bruchſtücke und Anſätze einer oberflächlich angefertigten Koſtenrechnung benutzen können, ſondern dabei ganz vollſtändige und zuverläſſige Koſtenberechnungen zum Grunde legen müſſen. Sie müſſen daher die eben gedachten Bemerkungen, welche ſich vielleicht noch vermehren laſſen, gehörig mit berückſichtigen. Alsdann müſſen ſie aber auch von ihrer Seite ihre angefertigten Koſtenberechnungen gehörig purificiren und alle unrichtigen und unhaltbaren Anſätze daraus entfernen. Wenn gleich der im Jahr 1815 von ſehr reſpectablen Autoritäten angefertigte Anſchlag von 80 Sch. pro Quarter Weitzen alle Vermuthung der Richtigkeit für ſich hat, ſo kann man ſich dabei doch ſchwerlich des Ausrufs Credat Judaeus Apollo erwehren. Es iſt nämlich ſchon dem äußeren Anſchein nach unglaublich, daß ſich die Produktionskoſten in England über 3 Mal ſo hoch wie auf dem Continent ſollten belaufen — nämlich

bei

bei einer Nation, welche im Ackerbau die erste Stelle einnehmen will und auch wohl behaupten kann: und dieser Unglaube erhält dadurch eine völlige Bestätigung, daß der engl. Landwirth, seit mehreren Jahren her, bei einem Marktpreise von 50 bis 55 Sch. bestanden, und keinesweges die Cultur des Weitzens aufgegeben habe. Wir Ausländer sind nicht im Stande, die einzelnen Mängel und Unrichtigkeiten der über die Produktionskosten angefertigten Berechnungen genau anzugeben, allein der Erfolg ist hier unstreitig der zuverlässigste Beweis. Alle Behauptungen des Hrn. Spence und seiner Anhänger für den Satz, daß der engl. Landwirth nicht bestehen könne, wenn der Weitzen nicht wenigstens 80 Sch. gelte, sind nichts als gehaltlose Deklamationen und bloße Phantasiestücke. Denn wenn man auch annehmen will, daß die Produktionskosten seit 1815 durch Pacht-Herunterſetzungen, durch Verminderung der öffentlichen Abgaben, durch Ermäßigung des Tagelohnes und auch dadurch eine große Ermäßigung erlitten haben, daß man zur Zeit keinen schlechten Acker mehr mit ungebührlichen Kosten baut, so haben dadurch doch die Produktionskosten schwerlich um 25 bis 30 Sch. vermindert werden können. Allein gesetzt, dieselben wären dadurch auch so sehr ermäßigt worden, so hätten diese Umstände doch immer bei dem Erlaß der Kornbill von 1815 mit berücksichtigt werden müssen. Ein Hauptgrund, warum diese

damalige Kostenrechnung so excessiv hoch ausgefallen, ist wohl immer darin mit zu suchen, daß man aus einer gewissen Faveur der Pächter den Ertrag des Ackers zu niedrig angenommen, und daß man den einen großen Kostenaufwand erfordernden schlechten Acker mit zur Berechnung gezogen habe, denn es ist eine bekannte Sache, daß der Ertrag in England gewöhnlich zu niedrig angegeben wird, und eben so bekannt ist es, daß sich die Produktionskosten auf schlechtem, nicht zum Weitzenbau geeigneten, Boden viel höher, wie auf dem guten Weitzenacker belaufen. Bei dem gemachten allgemeinen Durchschnitt sind diese ungebührlichen Kosten mit zur Durchschnittsberechnung gezogen worden.

Man darf wohl nicht zweifeln, daß die Engländer, bei einer anderweitigen Revision ihrer Korngesetze, alle bei der älteren Bestimmung derselben vorgefallenen Unrichtigkeiten entdecken und gehörig berücksichtigen werden. Geschieht aber dieses, so werden ihre Produktionskosten gewiß einer sehr beträchtlichen Reduktion unterzogen werden. Die sich alsdann ergebende Differenz zwischen den Produktionspreisen des In- und Auslandes, mit Berücksichtigung der Transportkosten, des kaufmännischen Gewinns und des Risiko, wird alsdann einen ungefähren Maaßstab abgeben, um den beabsichteten Eingangszoll zu bestimmen.

Vielleicht wird man sich alsdann auch von dem

Ungrunde der a potiori hergenommenen Behauptung überzeugen, daß die bei den Weitzenpreisen interessirende Klasse der Landwirthe viermal so stark sey, wie die der Stadteinwohner und Fabrikanten. Die Unrichtigkeit dieser Behauptung, worauf Hr. Spence sich so viel zu Gute thut, und womit er der ganzen Nation, wie man zu sagen pflegt, Sand in die Augen gestreut hat, ist bereits in dem Octoberstück der Edinb. Review von 1824 hinlänglich gerügt worden; denn hiernach beträgt die Ackerbau treibende Klasse der Bevölkerung kaum $\frac{1}{3}$ derselben, und ich erlaube mir noch die accessorische Bemerkung, daß man bei einer solchen Quotenberechnung doch wohl nur die eigentlichen Weitzenbauer, keinesweges aber die übrigen auf dem Lande wohnenden Wirthe, welche keinen Weitzen bauen, als die Viehzüchter, die Gärtner, die bloßen Kartoffelwirthe u. s. w. zur Berechnung bringen kann; thut man aber dieses, so macht die Anzahl der eigentlichen Weitzenbauer gewiß nur einen sehr kleinen Theil der ganzen Bevölkerung aus. Es bleibt alsdann vielleicht nicht $\frac{1}{6}$ derselben über, welchen hohe Weitzenpreise interessiren. Ist aber diese statistische Voraussetzung des Hrn. Spence falsch, so sind es auch alle seine darauf gebauten Behauptungen. Gesetzt aber, er habe ganz richtig berechnet, so wird es den Gegnern der freien Weitzeneinfuhr dennoch immer sehr schwer werden, den erforderlichen Beweis zu führen, daß die

zu erlassenden Beschränkungen die Preise desselben erheben. Bis jetzt haben sie zu diesem Behuf noch nichts erpirkt, und die Erfahrung aller Zeiten spricht noch immer für die Richtigkeit der Behauptung, daß jede Art von Beschränkung im Handelsverkehr die Preise herunterdrücke.

Demnach würde es also wohl schwerlich erwiesen werden können, daß die vermeintlichen Vortheile der verhofften Steigerung der Weitzenpreise größer sind als der aus der Erniedrigung des Tagelohnes für alle Fabriken und Manufakturen hervorgehende Gewinn: wobei noch gar sehr in Betracht kommt, daß der letztere größtentheils ein positiver vom Auslande gewonnener Vortheil, erstere aber nur bloße Circulations-Erweiterungen sind, wodurch das jetzt allgemein entscheidende Geldvermögen des Staats nicht im geringsten vermehrt wird; daß man, was wohl zu beachten, von der alleinigen Erzeugniß des Weitzens nicht auf die totale Produktion der übrigen Lebensmittel folgern darf, und daß selbst die Produktion des Weitzens gar wenig von seinen Preisen abhängig ist, wie die statt gefundenen niedrigen Preise sattsam erwiesen haben. Es ist und bleibt ein ewig wahrer Grundsatz, daß die Beschränkung des Getreidehandels alle Neigung zum Anhalten desselben unterdrückt und alle Speculationen auf höhere Preise unmöglich macht, wodurch nur allein höhere Preise erzielt werden können. So lange als die edlen Me-

talle der einzige Werthmesser aller Bedürfnisse sind, kommt der Gewinn bei inländischen Erzeugnissen gegen von dem Auslande gezogenen in keinen Betracht.

Der Centralpunkt aller Einwendungen gegen eine freie oder wenigstens freiere Einfuhr des Weitzens reducirt sich am Ende auf die Besorgniß einer zu großen Ueberschwemmung von fremdem Weitzen. Diese Besorgniß widerlegt sich aber am besten durch einen Rückblick auf die früheren Zeiten vor der Einführung der neueren Korngesetze, und durch die Quantität des etwanigen Ueberschusses alles Weitzens, welcher auf den allgemeinen Kornmarkt gebracht werden kann. Die Preise waren in den ersteren Zeiten viel höher, und es kann wohl nicht behauptet werden, daß die Produktion desselben zugenommen habe, wenigstens hat sie den vermehrten Bedarf nicht überstiegen. Einsichtsvolle Engländer haben es selber nach sehr zuverlässigen Daten berechnet, daß aller Weitzen, welcher aus den europäischen Kornländern und Nord-Amerika zu Markt gebracht werden kann, für England kaum zur Consumtion auf 20 Tage zureiche. Dieser an und für sich geringe Ueberschuß kann unmöglich die Preise herunter drücken, zumal es wahrscheinlich ist, daß die ungefähr 300,000 Quarter betragende Ausfuhr der Nord-Amerikaner einen andern Ausweg nach Süd-Amerika nehmen wird. Eben so wenig sind die während der eingetretenen Sperre aufgehäuften Vorräthe von großem

Belange: denn der Kornhändler hat bei dem gewesenen unsichern Zustande des Handels wenig Korn aufgekauft, und seine Capitalien lieber auf den Handel mit Staatspapieren verwandt; der Landmann hat aber theils nicht auflagern können, theils auch nicht aufschütten wollen, weil die Hoffnung höherer Preise ihm zu entfernt war.

Weit eher hat man aber Ursache, Mangel und Noth zu besorgen; denn bei irgend einem beträchtlichen Ausfall der Ernte in England oder einem andern Getreide bedürftigen Staat werden alle älteren Vorräthe und vermeintlichen Ueberschüsse nicht hinreichend seyn, die Bedürfnisse zu befriedigen. Das so beliebte System der Prohibitiv-Gesetze, in Ansehung des unentbehrlichsten Lebensbedürfnisses, wird alsdann wahrscheinlich ein Ende mit Schrecken nehmen, wenn man dasselbe nicht — wie zu erwarten steht — noch vorher abändern sollte.

Mit den 80 Schill. p. Quarter hat es, nach den Berechnungen damaliger Zeit, doch wohl seine Richtigkeit. Aber es versteht sich, daß die damals sehr hoch getriebene Landpacht, die hohen Gewerbszinsen des Besatz- und Betriebs-Capitals und die in manchen Gegenden so enorm hohe Armen-Taxe, endlich der Zehnten an die Geistlichkeit (der wirklich $\frac{1}{10}$ des ganzen Ertrages ist) mit eingeschlossen waren; und aus den Gegenden, wo alles am höch-

ſten ſtand, nahm man freilich die Sätze her. Auch baſirte man die Rechnung nicht auf die Beſtellung eines Ackers mit Weitzen, ſondern da dieſer in der Regel nur ums 4te Jahr gebauet wird und doch die Hauptfrucht hinſichtlich des Geldertrages iſt, ſo fiel ihm wenigſtens ein großer Theil der Koſten der übrigen Jahre zur Laſt. Es haben nun bei den niedrigen Preiſen zur Erhaltung der Pächter die Pachtgelder faſt allgemein um $\frac{1}{3}$, oft um $\frac{1}{2}$ heruntergeſetzt werden müſſen: hierüber ſchreien die Grundeigenthümer. Die Pächter haben vielleicht mit 5 p. C. ihres hohen Betriebs-Capitals, ſtatt 15 p. C., die ſie ſonſt verlangten, ſich begnügen müſſen; hierüber ſchreien dieſe. Die Armen-Taxe — worauf in England jeder Anſpruch machen kann, der kein Grundeigenthum und kein Capital beſitzt — ward beſchränkt und erforderte bei wohlfeilern Lebensmitteln weniger; der Tagelohn ward herabgeſetzt; die Ernten waren immer gut und ſo konnten die Landbauer bei dem Preiſe von 60 Sch. beſtehen, obwohl nicht reich werden. Wie der Preis auf 50 Sch. und darunter ſtand, mußten ſie freilich vom Capital zehren oder daran gehen.

Ich bin aber ganz des Hrn. Verfaſſers Meinung, daß die Berechnung der Produktionskoſten zu keinem Beſchluß über die Korngeſetze führen werde. Andre Gründe, die er auch andeutet, ſind es, welche das Unterhaus dazu vernünftiger Weiſe veranlaſſen

nuß. Die Kaufleute, welche von der Parlements-Committé vernommen wurden, ſagten es voraus, daß nach zu reichen Ernten die Preiſe gerade durch die Kornbill tief fallen würden, weil die Speculation auf Kornhandel dadurch aufhöre und die Capitale aus ſelbigen zurückgezogen würden; daß aber nach unzureichenden Ernten große Noth entſtehen werde, weil keine Vorräthe da ſeyen und vom Auslande der Bedarf nicht ſo ſchnell herbeigeſchafft werden könne, da alle Connexionen abgebrochen worden. Auf jeden Fall ſey die Einfuhr gegen den Bedarf zu unbedeutend, als daß ſie in ihrem gewöhnlichen Gange die Preiſe herabdrücken könne. Die Kornhändler würden ſie vielmehr in der Höhe zu halten ſuchen. Die Erfahrung beſtätigte in den nächſtfolgenden Jahren dieſe Anſicht völlig. Der übrige engliſche Handel mit dem Continente würde um ſo mehr leiden, da die Unterbrechung des Kornhandels nothwendig die Verarmung mancher Gegenden nach ſich ziehen müſſe. Die Produktion würde ſich da vermindern und England könne bei der ſich jährlich ſo ſtark vermehrenden Bevölkerung in die größte Noth kommen, wenn einmal ein allgemeines Miswachs-Jahr einträte. Dieſe Gründe ſind es, welche das jetzige aufgeklärte Miniſterium zur Abänderung geneigt machen und auch wahrſcheinlich im Unterhauſe das Uebergewicht bekommen werden. Der Anſtoß iſt im Oberhauſe zu beſorgen, wo das Intereſſe der

großen Landeigenthümer, bei einer beschränkteren Handels-Ansicht, sich dagegen sträubt. Jedoch pflegt es immer der entschiedenen öffentlichen Meinung nachzugeben, und diese spricht sich laut gegen die jetzigen Korn-Gesetze aus. Das Ministerium scheint aber seine Vorschläge auf das Reciprocitäts-Princip begründen und die Impostirung des fremden Getreides nach der Begünstigung des englischen Handels in verschiedenen Ländern abmessen zu wollen.

Thaer.

V.

Ueber eine Art sehr wohlfeiler Schaafställe. Vom Herrn Carl Herrmann Runge zu Plenz bei Friedland in Mecklenburg, mit einem Vorworte vom Hrn. Kammerrath Dr. Zimmermann zu Zabelsdorf bei Stettin.

Die Viehzucht, und insbesondere die Schäfereien, sind gegenwärtig der einzige Anlehnungs- und Haltungspunkt unserer Landwirthschaft, indem der Getreidebau gegenwärtig bei den niederen Ackerklassen gar keinen, und bei den besseren nur einen g ringen reinen Ertrag gewährt. Nach Gründen der Wahrscheinlichkeit und merkantilischen Combinationen darf man sich wohl der Hoffnung überlassen, daß die in diesem Jahre statt gefundenen Wollpreise sich in der zunächst folgenden Zukunft erhalten und vielleicht höher steigen werden. Diese gegründete Vermuthung wird wahrscheinlicher Weise eine intensive und exten-

Digitized by Google

sive Erweiterung der Woll-Erzeugung zur Folge haben. Die Wollproducenten werden nämlich nicht nur das Woll-Erzeugniß ihres gegenwärtigen Schaafbestandes durch eine stärkere Getreidefütterung möglichst zu erhöhen suchen, sondern sie werden auch dahin streben, die Anzahl der Schaafe selbst nach Möglichkeit, zumal in Hinsicht der Sommerweide, zu vermehren. Eine solche sogenannte intensive Vermehrung der Woll-Erzeugung ist zwar bei den gegenwärtigen Getreidepreisen mit wenig Umständen verbunden, weil dazu überall keine besondere Wirthschaftsveränderung und Einrichtung erforderlich ist; allein dieselbe ist dagegen auch durch ziemlich enge Schranken beengt, indem sich das mit den Schaafen verfutterte Getreide nicht unter, sondern nur über das gewöhnliche Maaß einer Heu- und Strohfütterung hinaus bezahlt macht, und die Gränzen der Vortheile von einer solchen Getreidefütterung sich nicht weit über dieses gewöhnliche Ziel hinaus erstrecken. Was für eine Quantität Wolle übrigens mit einer gewissen Quantität Getreide erzeugt werden könne? ist, ungeachtet der dieserhalb von mehreren respectablen Wirthen angestellten Versuche, z. B. des verstorbenen Landschaftsdirektors v. Arnim, des Hrn. v. Raumer u. s. w. noch immer sehr problematisch. Das durch eine solche stärkere Getreidefütterung erzeugte Wollquantum ist gewiß sehr relativ, und von der Beschaffenheit der Schaafe, der

Rasse, ihres Alters, der Wollreichhaltigkeit derselben, von dem Grade ihrer Mastung, von der Zeit der Getreidefütterung, von dem Zeitraum, in welchem das Getreide verfüttert wird, von der Art des Getreides u. s. w. abhängig.

In einer in Nr. 144. der Vossischen Zeitung abgedruckten Abhandlung, in welcher die Getreidefütterung der Schaafe in großen Massen als ein Mittel, die Getreidepreise emporzuheben, in Vorschlag gebracht worden ist, wird im Allgemeinen der Satz aufgestellt, daß man mit 80 bis 90 Pfund Roggen ein Plus von ½ bis ein ganzes Pfd. Wolle erzeugen, mithin sein Getreide auf solche Art sehr gut verwerthen könne. Wahrscheinlicher Weise werden aber alle frühere Versuche und Arbitragen über diesen Gegenstand im kommenden Jahre eine nähere Aufklärung erhalten, indem bis dahin gewiß eine große Menge von Getreide mit den Schaafen verfüttert werden, und es nicht an aufmerksamen Wirthen fehlen wird, welche über diesen Gegenstand nähere Versuche und Beobachtungen anstellen. So viel scheint wohl außer Zweifel zu seyn, daß die Getreidefütterung die Mestizen weit stärker, wie die reinen Merinos, im Wollertrage emporhilft. Nach glaubhaften Aussagen fehlt es nicht an halbveredelten Schäfereien, in welchen 17 bis 18 Stein von 100 Schaafen geschoren worden sind; schwerlich wird man aber durch Getreidefütterung letztere über ei-

Digitized by Google

nen Ertrag von 12 bis 15 Stein hinaus erheben können.

Umständlicher, schwieriger und kostbarer ist aber die extensive Vermehrung der Wollproduktion, nämlich die Vermehrung der Anzahl der Schaafe selbst. Dieselbe erfordert, abgesehen von aller Veredlung, eine Vermehrung der Sommerweide, des Winterfutters, und mehrentheils auch der Stallung selbst, indem die bisherige selten auslangend ist, und die von Daubenton und von dem Hrn. von Trembicky empfohlne und versuchte Durchwinterung unter freiem Himmel, wenigstens bei den feineren Schaafen, wohl keine Anwendung erleidet.

Zu den zur Vermehrung der Schäfereien erforderlichen Weiden und Winterfutter wird man, bei den gegenwärtigen Getreidepreisen, leicht Rath schaffen, indem die damit verbundene Beschränkung des Getreidebaues sehr leicht ausgeführt werden kann, und ohne Zweifel mehr Nutzen als Schaden gewährt; allein die Herbeischaffung des nothwendigen größeren Stallraums wird bei vielen Landwirthen in den gegenwärtigen Zeiten, in Ansehung der dazu erforderlichen beträchtlichen Geldmittel, schwierig seyn; denn der größere Theil der Gutsbesitzer und Pächter kann jetzt kaum die nothwendigsten laufenden Abgaben und Zinsen erschwingen, geschweige noch zu kostbaren Neubauten die erforderlichen Geldmittel auftreiben, und da, wo dieselben allenfalls auch noch vorhanden sind,

wird man dennoch sich gern einer beträchtlichen Ausgabe für Schaafställe überhoben sehen, da es allerdings immer noch einigem Zweifel unterworfen ist, ob sie auch auf eine längere Zeit nützlich seyn werden? Nicht leicht wird sich ein Verpächter zu solchen kostbaren Neubauten verstehen, und wer sich aber auch über alle solche Bedenklichkeiten hinwegsetzt, dem wird es dennoch immer willkommen seyn, wenn er den beabsichteten Zweck mit möglichst geringen Geldmitteln erreichen kann; denn wer erspart nicht gern unnöthige Kosten, Zinsen und die von Jahr zu Jahr beträchtlicher werdenden Feuerkassen-Beiträge nach Möglichkeit? Ueber diese Ungebühr bei einer andern Gelegenheit einige erneuerte Worte.

Zu diesem Verhältniß wird es wahrscheinlich allen denjenigen Landwirthen — welchen es an der zur Vermehrung der Schäfereien erforderlichen Stallung gebricht — nicht unangenehm seyn, wenn sie mit einer neuen — wenigstens bis jetzt wenig oder gar nicht bekannten Bauart bekannt gemacht werden, durch deren Hülfe man mit sehr wenig Kosten auf eine lange Reihe von Jahren sich die erforderliche Stallung verschaffen kann. Eine Stallung für 350 Schaafe kommt nach selbigen zu den gewöhnlichen Preisen an Materialien und Arbeitslohn ungefähr auf 126 Rthlr. zu stehen, und da die erforderlichen Materialien beinahe auf einem jeden Gute vorhanden

sind, so würde sich die baare Ausgabe dafür an Arbeitslohn nicht höher als auf 44 Rthlr. belaufen.

Ein nach dieser neuen Bauart errichteter Schaafstall befindet sich bereits seit 8 Jahren auf dem bei der Stadt Friedland in Mecklenburg gelegenen Gute Plenz, und ist nach der Angabe des dortigen Pächters Hrn. Runge erbaut, welcher einem großen Theile des ökonomischen Publikums bereits als ein sehr einsichtsvoller und thätiger Landwirth und als einer der ersten Schaafzüchter Niedersachsens rühmlichst bekannt ist. Derselbe hat nicht nur die Güte gehabt, mir davon eine ausführliche Beschreibung nebst den zur Erläuterung dienenden Zeichnungen mitzutheilen, sondern mir auch die Erlaubniß mitgetheilt, dieselbe anderweitig gemeinkundig zu machen.

Der nachfolgende Aufsatz enthält diese gütige Mittheilung des Hrn. Runge.

Dieselbe ist zwar so klar und vollständig, daß solche an und für sich überall keiner weiteren Erläuterung bedarf: allein der Hr. Verfasser wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich zur Verhinderung etwaniger Mißdeutungen noch folgende bevorwortende Bemerkungen hinzufüge:

1) Die Schäferei des Hrn. Runge ist bekanntlich eine der vorzüglichsten und edelsten in Deutschland. Sie stammt aus den edelsten Mährenschen Heerden ab — deren Wolle seit einigen Frankfurter

Messen beträchtlich theurer wie die sächsische Electoral-Wolle bezahlt worden ist — und zeichnet sich vorzüglich durch Gleichheit des Stapels, durch Wollreichhaltigkeit, die jetzt so beliebte Mittellänge und Reinheit der Wolle aus. Derselbe hat daher nicht nur seine Wolle auf den beiden letzten Berliner Wollmärkten zu sehr hohen Preisen — mit zu den höchsten — verkauft, sondern es kaufen auch andere vorzügliche Schaafzüchter, dieser Eigenschaften wegen, ihren Bedarf an Zuchtstöhren von ihm. Der pechartige Schweiß, welcher früherhin den aus der Nigretti-Heerde abstammenden österreichischen Schaafen eigen war, scheint sich in der Rungenschen Heerde ganz verloren zu haben, denn seine Wäsche ist jederzeit eine der vorzüglichsten auf den Wollmärkten.

Daß Hr. Runge dergleichen Schaafe, auf deren Anschaffung er ein beträchtliches Capital verwandt hat, mit äußerster Aufmerksamkeit und Sorgfalt behandeln und selbige nicht der Gefahr einer ungünstigen Witterung aussetzen werde, bedarf wohl keiner Bemerkung. Seine Schaafe werden bei der geringsten ungünstigen Witterung in einen eigentlich dazu auf dem Felde erbauten Schuppen unter Obdach gebracht. Da nun diese also geeigneten Schaafe in der quästionirten Stallung seit 8 Jahren her alle Arten von Witterung und selbst den äußerst strengen Winter von 1823 glücklich überstanden haben, so bedarf die Besorgniß, daß eine solche Stallung für

seine

feine Schaafe zu leicht — oder wie man in der hiesigen Gegend anstatt dieses Ausdrucks sagt — zu leichtsinnig seyn werde, von selbst weg.

2) Man setzt in manchen Gegenden das nicht in die Scheunen zu lassende Getreide anstatt der spitz zulaufenden Kornfeime oder Miethen in ganz platte mit senkrechten Wänden, und bedeckt sie oben, anstatt aller anderweitigen Bedachung, mit 2 bis 3 Fuß dickem Stroh. Die Erfahrung erweiset, daß sie weniger wie die spitzigen durchregnen. Hiernach sollte man glauben, daß eine solche bloße Strohdecke auch für die quästionirten Schaafställe genügend sey. Herr Runge aber behauptet, aus Erfahrung, daß eine solche Decke nur auf ein Jahr gegen Regen schütze, welches auch wohl bei den gedachten platten Miethen der Fall seyn würde, wenn man sie länger als ein Jahr stehen ließe.

Eine andere näher zu beachtende Frage ist es aber

3) ob man nicht die beabsichtete Dachung durch Tannen-Nadeln, Laub, Sägespäne, Rasen u. s. w. in der gedachten Art eines platten Daches erzielen könne? In allen Fällen aber ist eine Bedachung mit Holz oder Lehmschindeln wenig kostbar.

4) Die Schaafe sind bekanntlich zur Nachtzeit, bei einer entstandenen Feuersgefahr, aus den gewöhnlichen Ställen sehr schwer zu retten. Bei diesen Rungenschen Ställen ist dieses viel leichter, in-

Digitized by Google

dem sich mit leichter Mühe ganze Gebinde davon wegreißen lassen. Würde die Dachung mit Rasen bedeckt, so würde auch die Anzündung sehr erschwert werden.

Da in dergleichen Ställen kein Futter gelassen werden kann, so versteht es sich von selbst, daß dieselben 5) in der Nachbarschaft eines andern Gelasses erbaut werden müssen. Ein solcher Stall ist

6) allerdings nur eine Art von Interimsstallung; nimmt man aber an, daß derselbe wohl 20 Jahr stehen kann, und berechnet auf diesen Zeitraum die ersparten Zinsen, so kann man dieses Interimisticum sehr leicht, und zwar ohne alle Kosten, nach Ablauf dieser Zeit in ein Ordinarium verwandeln.

Was Hr. Range von dem Gedeihen des Weins an dergleichen Schaafställen sagt, ist eine Anwendung des Horazischen Miscet utile dulci.

Die Bauart meiner Schaafställe ist keineswegs neu, es ist dieselbe wie diejenige der Wohnungen bei den Glashütten, nur daß sie bei dem Stall, welchen ich zuerst baute, rücksichtlich der Bedachung bedeutend davon abweicht.

Der Stall ist 250 Fuß rheinl. lang und 11 Fuß im Lichten breit, die Stiele oder Ständer sind 10 Fuß lang, nämlich 3 Fuß in und 7 Fuß über der Erde, sie sind 6 Zoll dick und so breit, wie es

Digitized by Google

zufällig die Stärke der Tanne zugab, oben mit einem Zapfen $2\frac{1}{2}$ Zoll lang und eben so dick, daß untere Ende des Stiels von 3 Fuß lang, so weit er in der Erde steht, ist unbeschlagen geblieben und etwas angebrannt. Siehe Fig. 1.

Die Balken sind 14 Fuß lang, 6 Zoll dick und nach Belieben breit, siehe Fig. 2., an zwei Stellen bei a a sind Vertiefungen, $2\frac{1}{2}$ Zoll tief und 5 Zoll breit eingesägt und ausgehauen.

Aus der Fig. 3. ist die Verbindung von 2 aufgerichteten Ständern mit dem Balken darüber zu ersehen, a a a a u. s. w. bedeuten die auf den Balken genagelten Schleete, und b b ist die Erde in welcher die Stiele eingegraben.

Eine solche Zusammenstellung von zwei Stielen und einem Balken darüber wird auf jede 5 Fuß der Länge hingestellt, so daß dieser Stall 50 Gebind lang ist. Die Stiele und Balken sind durch hiesige Tagelöhner alle höchst einfach beschlagen und zugerichtet, so daß jeder Stiel zu jedem Balken paßt, ohne daß er mit Nummern bezeichnet ist.

Es wurde beim Bau folgendergestalt verfahren: auf dem zum Bau bestimmten Platze eine Länge von 250 Fuß abgesteckt, und zwar 2 Linien, 11 Fuß breit von einander; auf jede 5 Fuß der Länge ein Loch, einen Fuß ins Gevierte und drei Fuß tief gegraben. (Es ist nicht nöthig, daß der Bauplatz ganz genau waagerecht ist, und macht es gar nichts aus, wenn das

Digitized by Google

Gebäude an einem Ende einige Fuß höher liegt wie am andern, nur hat man es gern so, daß nicht zwischenher Erhöhungen und Vertiefungen sind, und ist der Boden nicht von solcher Beschaffenheit, so muß diesem durch Weggraben oder Auffahren von Erde nachgeholfen werden.)

Es werden die vier Eckstiele zuerst in ihre Löcher gesetzt, vorher aber etwa 2 Zoll hoch Lehm hineingeworfen, die Stiele werden nun gerade gerichtet, so daß sie 7 Fuß über der Erde und lothrecht stehen, dann die Löcher mit feuchtem Lehm und kleinen Steinen ausgefüllt und festgestampft (das Tannenholz conservirt sich am besten im Lehm; in schwarzer Erde oder Sand würde es bald vergehen). Nun werden die mittelsten Stiele aufgerichtet, dann wieder die mittelsten von der Mitte bis zum Ende und so fort, jedoch dabei sorgfältig längs visirt, daß sie nicht allein alle lothrecht, sondern auch in gerader Linie und gleich hoch stehen, bis alle eingesetzt und wohl im Lehm eingestampft sind.

Wenn nun alle Ständer genau an ihrer Stelle stehen, fängt man an die Rähme (Platten) aufzulegen; hiezu nimmt man gewöhnliche tannene runde Nicklatten, diese werden längs der Wand dicht an den obern Zapfen gelegt, nun wird von einem Ende an auf zwei Stielen der Balken Fig. 2. aufgepaßt; ist die Nicklatte mit dem Zapfen zu dick, so wird von ersterer mit einem Beile auf dieser Stelle etwas

abgehauen, ist sie zu schwach, ein Keil gegengeschlagen; das Ende der Latte wird gerade auf einen Stiel keilförmig gehauen und zugespitzt, die zweite Latte wird nun, ebenfalls keilförmig, in die Oeffnung des Balkens eingetrieben und so bis zu Ende, bis alle Balken aufgelegt sind, fortgefahren.

Nunmehr wird das ganze Gebäude mit Schleeten einen Fuß von einander belegt, diese aber, wenigstens auf beiden Giebelbalken, mit hölzernen Nägeln aufgenagelt, Fig. 3. a a a u. s. w., auch läßt man sie hier 2 Fuß über den Giebelbalken vorragen, um eine hinreichende Ueberdachung zu bewirken.

Mit Anfertigung der Wände verfährt man folgendergestalt: Fig. 4. a a a a die Stiele bis f f f f über der Erde, stellt ein Ende der längsten Wand vor von 3 Gebind, b b die Ricklatte, hier den Rahm (Mauerplatte) vorstellend, c c c c die Stirnenden der Balken, d d d die Schleete, die andern Giebelenden links 2 Fuß überstehen, wo dann noch ein dünnes Schleet c queer übergenagelt wird.

Man stößt nun ein Ende einer Ricklatte 9 Fuß lang, unten geschärft und gebrannt, einen Fuß tief in die Erde, in der Mitte zwischen zwei Stielen, und in deren äußerer Linie und so daß diese Stange so hoch steht wie der Obertheil der Schleete, dann 6 Zoll von jedem Stiel ab eben eine solche Stange, diese 3 Stangen oder Pfähle werden oben mit einem eisernen Lattspiker an den Rahm von außen an-

Digitized

genagelt, Fig. 5. a a zwei Stiele, b der Rahm, c c die Stirnenden der Balken, d d die Schleete, e e e die drei Pfähle; auf solche Art verfährt man mit allen Längswänden an beiden Seiten, wenn man nicht in der Mitte etwa eine Wand offen lassen will, um eine Thür anzubringen. Jetzt zäunt man alle Wände aus und zwar am besten mit dicken aufgespaltenen Sträuchern und nicht mit dünnem Reisig, es ist gleichviel ob Weiden, Erien oder sonstiges, denn in Lehm hält sich jede Holzart sehr lange; die Sträucher dürfen nicht länger seyn, als daß sie auf jeder Seite $1\frac{1}{2}$ Zoll von dem Stiel entfernt bleiben, Fig. 6. stellt eine solche Wand, von oben gesehen, vor, a a die Stiele, b b b die drei Pfähle, es muß noch über den Rahm weg bis an die Schleete gezäunt werden. In jeder Wand, worin keine Luke kommt, läßt man ein Loch 10 Zoll ins Gevierte, 4 Fuß von der Erde. Fig. 7. a, indem man zwei Stöcke in den Zaun steckt und so hoch das Loch werden soll, mit schwächern kürzern Sträuchern diese Stöcke bezäunt, indem man sie als Pfähle benutzt. Immer in der 6ten Wand oder Gebind ist ein größeres Loch vom Stiel bis zum Mittelpfahl $2\frac{1}{2}$ Fuß hoch gelassen. Fig. 7. b, hier wird eine Luke gemacht, welche an den Stiel in hölzernen Knaggen und Bügeln geht und nach innen geöffnet werden kann, an dem Mittelpfahl ist eine eiserne Krampe, welche durch ein längliches Loch beim Zumachen der Luke paßt; wenn da-

Digitized by Google

durch ein Pflock gesteckt wird so ist die Lucke verschlossen; nachdem dies geschehen, wird gewöhnlicher Strohlehm, wie er beim Klehmen gebraucht wird, naß zugerichtet, damit alle Wände von innen und außen beworfen und tüchtig in die Oeffnungen der Sträucher eingedrückt. Die Löcher Fig. 7. a bleiben offen und werden glatt mit Lehm ausgerundet, man klebt nun darin eine Glasscheibe und verschmiert die Einfassung derselben mit Lehm von innen und von außen, der Lehm wird allerwärts, innen und außen, einen auch zwei Zoll dick über die Stiele geklehmt, da wo die Luken sind, läßt man natürlich die Oeffnungen ungeklehmt, drückt aber allerwärts rundum an den Rand der Luke den Lehm wohl an und macht ihn glatt, läßt ihn auch inwendig vorstehen; nachdem der Lehm getrocknet ist, öffnet man die Luke und man wird finden, daß sich inwendig in dem Lehm gewissermaaßen ein passendes Futter zu der Luke gebildet hat. Die ganze Wand wird in- und auswendig glatt verstrichen, auch auswendig einen Fuß über der Erde etwas stärker, gleichsam wie ein Fundament, aufgetragen, besonders bei den Stielen. Längs der ganzen Wand, einen Fuß breit davon, wird ein kleiner Graben einen Fuß breit gezogen, und die Erde an die Wand geworfen und schräg angeschlagen, damit alles Regenwasser gehörig ablaufen kann.

In jedem Giebel ist eine Flügelthür, 8 Fuß in

Lichten breit, und die schmalen Wände an jeder Seite der Thür sind auf gewöhnliche Weise geklehmt, die Stiele auch in die Erde gegraben, oben unter den Balken gestellt, mit einem Blatt versehen und angenagelt.

Die Bedachung dieses langen und schmalen Gebäudes ist folgendergestalt bewerkstelligt: von schlechtem Lagerweitzen- und Roggen-Krummstroh wurden kleine Bunde, wie Garben groß, gebunden und hiemit dies überschleetete Gebäude nach Fig. 8. belegt, hier sind aaaa die Balken, bbb u. s. w. die Schleete, c ein dünnes Schleet am Giebelende queer übergenagelt, ddd u. s. w. die Pfähle, um welche die Wände gezäunt sind. Es ist hier mit der Belegung der Strohgebunde der Anfang gemacht, sie sind aber unrichtig gezeichnet und brauchen nicht zweimal gebunden zu werden, wie die Zeichnung ausweiset, sondern nur einmal, mit diesen Bunden wird bloß ein Rand gelegt, recht dicht aneinander; der mittlere Raum, welcher von diesem Bundenrand eingeschlossen wird, wird mit allerhand schlechten Sachen ausgefüllt, als schlechtes verdorbenes Nachmahtheu, von Schaafen durchfressenes Stroh aller Art, Rapsstroh, Laub, Kartoffelkraut, Reisig, Späne, kurz jede Sache, möcht ich sagen, ist gut hiezu, welche einen Raum einnimmt, trocken und nicht zu schwer ist und wird möglichst festgetreten, und so fortgefahren, eine Lage nach der andern, und rund herum

der Rand aus Gebunden bestehend, nach oben dachförmig verjüngt und eingezogen, zuletzt oben der Länge des Gebäudes nach ein langes Strohbund (Wase) darauf gelegt und mit Pfählen festgeschlagen, in welche aber queer durch ein Zapfen gebohrt ist, alle 4 bis 5 Gebind geht ein Pfahl ganz durch bis an den Balken und wird an diesen angenagelt, auf diese Art ist es unmöglich, daß der Wind die Bedachung herunterwerfen kann, auf solcher Stelle sieht das Dach im Durchschnitt aus wie Fig. 9.; hier sind a a die Stiele, b b der Balken, c c c u. s. w. die Schleete, d der Pfahl, oben mit dem durchbohrten Pflock und unten an den Balken genagelt, e e e die Strohbunde, f die Strohwase, im Innern Kartoffelkraut und alle obgenannte Sachen; das Dach ist hier zu steil gezeichnet, es kann völlig 2 Fuß niedriger seyn und wird doch dicht halten, es würde, so wie die Zeichnung ist, zu viel Material erfordern, auch zu schwer werden.

Im Verlauf der Jahre senkt sich das Dach mehr, dann werden die Pfähle nachgeklopft; drei Jahre hielt dies Dach regendicht, dann aber nach einer lange anhaltenden trocknen Zeit bemerkte ich, bei einem starken Regen, daß an mehreren Stellen Wasser durchsickerte; ich ließ nun schier Stroh dünn, und so wie bei andern Strohdächern auflegen, dies mit Dachstöcken und hölzernen Haken, von Weiden geschnitten, Fig. 10. befestigen, seit der Zeit steht

das Gebäude nun schon wieder 4 Jahr regendicht und unverletzt da, und ich habe seither keine Reparatur dabei nöthig gehabt, als einige Glasscheiben einzusetzen, auch lasse ich alljährlich die Traufrinne an beiden Seiten etwas auffrischen.

Die baaren Kosten für ein solches Gebäude stellen sich in dieser Gegend folgendergestalt.

A. Materialien.

106 Stiele, à 10 F. lang . . . . 1060 F.
51 Balken, à 14 F. 714 "
4 Riegel an beiden Giebeln, à 3 F. 12 "

1786 F., à 9 pf. 55 rl. 19 gr. 6 pf.

Tannene Schleete, à 30 Fuß lang.

a) zum Ueberschleeten 120 Stck.
b) zu Rahmen 16 "
c) als Pfähle zu den Wänden 114 "

250 od. 4 Schck. 10 St., à Schock 3 rtl. 12 rtl. 12 gr.

Bretter zu Thüren und Luken 350 Fuß, à 6 pf. . . . . 7 " 7 "
83 Fensterscheiben, à 1 gr. 6 pf. 5 " 4 " 6 pf.
2½ Schock Nägel . . . . . — " 20 " 6 "

Summa an Materialien 81 rtl. 15 gr. 6 pf. Preuß. Courant.

Digitized by Google

B. Arbeitslohn.

106 Stiele zu beschlagen und zu verbinden, à 1 gr.	4 rtl.	10 gr.
51 Balken, eben so	2 »	3 »
4 Riegel, desgl. à 9 pf. . . .	— »	3 »
3 große Thüren, à 16 gr. . .	2 »	— »
16 Balken, à 4 gr.	2 »	16 »
104 Wände zu Zäunen und Klehmen, à 4 gr.	17 »	8 »
Schmiedearbeit an Thüren und Luken	5 »	— »
Strohbinden, 42 Frauentage, à 2 gr.	3 »	12 »
Löchergraben, Richten, Schleeteaufnageln, Dachaufbringen, die Traufrinnen graben u. s. w., 44 Mannstage, à 4 gr. . .	7 »	8 »
Summa Arbeitslohn	44 rtl.	12 gr.
dazu obige Materialien	81 »	15 » 6 pf.
	126 rtl.	3 gr. 6 pf.

In Gegenden, wo Holz nicht theuer und nicht weit zu fahren ist, ist es nicht wohl möglich, daß man wohlfeiler bauen kann; besonders vortheilhaft erscheint diese Bauart für Zeitpächter, welche nicht auf lange Dauer eines Gebäudes zu sehen brauchen, mehr aber die Aufgabe lösen müssen, schnell und wohlfeil zu bauen und so den Zweck zu erreichen. Bei einem Gebäude auf Hundsche Art würde mir, bei ungünstigem Terrain, das Fundament mehr ge-

kostet haben, wie hier das ganze Gebäude. In Gegenden, wo das Getreide nicht so leicht dem Lagern ausgesetzt ist, würde es vielleicht schwer halten, so viel schlechtes Bedachungsmaterial aufzutreiben, dann würde es vortheilhafter seyn, so ein Gebäude mit Sparren und Latten zu versehen und auf gewöhnliche Weise mit Stroh zu decken; in diesem Falle muß über den Balken ein gestreckter Windelboden gelegt werden, einen solchen Stall von 300 Fuß Länge habe ich auch gebaut, die Kosten belaufen sich dann freilich höher, da aber hiesige Tagelöhner nicht mit solchen Werkzeugen wie die Zimmerleute versehen sind, so habe ich die Verbindung der Sparren unter sich, und mit den Balken etwas einfacher eingerichtet, so daß alles mit Axt und Beil bewerkstelligt werden kann.

Ist man aber in der Lage, diese Art der Bedachung zu wählen, so dürfte es vortheilhafter erscheinen, das Gebäude breiter zu machen, weil man dann an Längswänden spart, auch mehr Futter oben placiren kann. Ein solch Gebäude von 20 Fuß breit habe ich auch errichtet, so daß 2 Reihen Raufen darin stehen, noch breiter würde auch seine Schwierigkeit haben, weil dann vielleicht schon ein Dachstuhl angebracht werden müßte. Das viele Futter oben auf würde das Gebäude, welches kein Fundament hat, so belasten, daß es sich theilweise senken würde, im günstigen Fall gerade, viel eher aber schief; wer diese

Bauart wählt, den wird auch seine Localität lehren, welche Form für ihn am passendsten ist. Ich wählte die langen schmalen Figuren, hauptsächlich wegen der obbeschriebenen wohlfeilen Bedachung, aber auch deshalb, weil ich diese Gebäude zugleich als eine Bewährung zwischen einer Standkoppel und einem Garten benutzen wollte. Ich finde nun, daß der Wein an diesen Wänden besonders gedeiht, es ist möglich, daß der Schaafmist hierauf eine besondere Wirkung ausübt, da er durch kein Fundament gehindert wird. Nicht als Muster der Baukunst will ich diese Gebäude betrachtet wissen, (ich hätte gern bessere) auch kann ich eben nicht sagen, daß sie einem Wirthschaftshof zur besondern Zierde gereichten, sie sehen vielmehr unansehnlich und häßlich aus; da aber die hiesige Gutsherrschaft aus bewegenden Gründen mir keine große schöne Schaafställe bauen wollte, ich die Schäferei aber zeitgemäß verwahren mußte, so habe ich auf diese Weise sehr gut meinen Zweck erreicht, die Ställe sind hell, trocken und warm; Haupteigenschaften welche verlangt werden. Ich finde sogar, daß diese Art Wände wärmer halten wie andere von Fachwerk, welches wohl daher rührt, daß sie inwendig wegen des Zauns hohl sind, sie sind also gleichsam doppelt, und die darin eingeschlossene Luft ist ein schlechter Wärmeleiter. Sollten wirklich zuletzt Stiele in der Erde verfaulen, so wird der Balken, welcher darauf liegt, in die Höhe geschroben, der alte

Stiel herausgenommen und ein neuer eingesetzt, und dies ist der Grund, weswegen oben die Zapfen in den Stielen nicht länger, auch nicht in den Balken eingebohrt seyn müssen, weswegen auch die Zäunsträucher nicht bis völlig an den Stiel reichen; dies Herausnehmen und Wiedereinsetzen eines Stieles schadet demnach der Wand nicht, der neue Stiel wird wieder mit Lehm verschmiert und alles ist in Ordnung.

In diesem Stalle habe ich nun bereits 8 Jahre 350 Schaafe durchwintert, und es hat den Anschein, daß er noch 20 Jahre dauern wird.

Bei etwaniger Feuersgefahr würde diese Art Ställe auch nicht unzweckmäßig seyn, denn es wäre doch nicht wohl möglich, daß so ein langes schmales Gebäude gänzlich abbrennen sollte, wenn nur irgend Menschen zur Hülfe eilten, und daß nicht die Schaafe zu retten wären, da eine ganze Wand zwischen zwei Stielen nur bloß durch drei eiserne Nägel in dem Rahm gehalten wird, so ist durch einen Schlag mit einer Axt jede Wand einzustürzen, man müßte also allerwärts Schaafe herausbringen können.

Es ist mir freilich ein großer, breiter, massiver Stall, besonders für Mutterschaafe, bequemer und angenehmer, weil er die Uebersicht erleichtert und auch Futter darüber gelassen werden kann, hier aber war es darum zu thun, wie schon gesagt, schnell Platz zu schaffen, und dies Bedürfniß mag jetzt an vielen Orten bei vergrößerten Schäfereien seyn. Obgleich

nun diese Ställe noch manches zu wünschen übrig lassen, was mir bei Schaafen ersten Ranges lieb wäre, so habe ich doch auch die besten ohne Furcht darin überwintert, und ohne daß ich Nachtheil daran verspürt habe. Das ganze Verfahren bei dem Baue ist übrigens einfach und leicht zu begreifen, jeder nicht ganz ungeschickte Tagelöhner wird solche Ställe bauen können, wenn er sie gesehen und ich ihm einen kurzen Unterricht gebe, dazu bin ich aber gern erbötig.

Bemerkungen, durch vorstehenden Aufsatz veranlaßt.

Da Herr Runge in Mecklenburg lebt, von wo aus die Hundsche Bauart zuerst empfohlen worden ist, und wo, wie man sagt, dieselbe sehr beliebt seyn soll, so ist es auffallend, warum Herr Runge nicht diese seiner Bauart vorgezogen hat, da doch der Kostenaufwand bei jener nicht größer seyn kann als bei dieser, und die Hundsche Bauart doch gewiß viel dauerhafter und feuerfester ist, als die vom Herrn Runge vorgeschlagene. Ohne allen Zweifel liegt der Grund, warum Hr. Runge seine Bauart statt der Hundschen gewählt hat, in dem Mangel eines guten, zu dieser Bauart passenden Materials. Sollte jedoch Herr Runge noch irgend andere Gründe haben, warum er die Hundsche Bauart nicht gewählt

hat, so würde er sich gewiß den Dank der Leser unserer Annalen erwerben, wenn er dieselben in unserer Zeitschrift mittheilte. —

Wir müssen bei dieser Gelegenheit noch auf einen Gegenstand aufmerksam machen, der bei Anlagen landwirthschaftlicher Gebäude im Allgemeinen nicht genug berücksichtigt wird, nämlich die Form der Gebäude. — Warum wählt man immer die Form des Vierseites? da doch die runde Form, wenn sie gleichen Umfang, also auch gleiche Mauermasse mit dem Vierseite hat, mehr Flächenraum einschließt, keine scharfe Kanten hat, die vorzüglich bei der Hundschen Bauart so schwierig zu machen und der Zernichtung so sehr unterworfen sind, da die runde Form ferner den senkrecht auffallenden, also den kräftigsten Windstößen gar keine oder bei der Unmöglichkeit einen absolut vollkommen mathematischen Kreis zu bauen, doch nur eine äußerst geringe Fläche entgegen stellt; folglich diesem auch um so mehr Trotz bietet. — Bei mehreren landwirthschaftlichen Gebäuden würde überdies die runde Form noch manche Bequemlichkeit gewähren. Da der Mittelpunkt gleich weit von allen Punkten der Umgebung entfernt ist, so würde nicht nur die Uebersicht, sondern auch manche Arbeit erleichtert, und bei gleicher Geschwindigkeit dennoch beschleunigt werden, wie z. B. in Branntweinbrennereien, Syropsfabriken, Ziegelbrennereien u. s. w. Jedoch ist von allen den etwanigen Vorzügen,

gen, welche die runde Form hat, der Gewinn an Flächenraum der bedeutendste, und der Hauptgesichtspunkt, auf welchen wir hierdurch aufmerksam zu machen wünschen. — In einem Kreise, welcher mit dem Quadrate gleichen Umfang hat, der also nicht mehr Einfassungsmauer bedarf als das Quadrat, ist der Flächenraum um $\frac{273}{1000}$ *), also über $\frac{1}{4}$ größer als der im Quadrate. Gesetzt man hätte ein Quadrat von 3600 Quadratfuß Fläche, so würde eine Kreisfläche, welche mit diesem Quadrate gleichen Umfang hätte, 4500 Quadratfuß halten, und wenn das Gebäude 20 Fuß Höhe hätte, das auf dem Quadrate erbaute Gebäude 72,000, das auf der Kreisfläche

---

*) Es sey die Seite des Quadrats = S
Sein ist der Umfang desselben = 4 S
Sein Flächenraum ist = S^2
Der Diameter des Kreises sey = D
So ist der Umfang = π D (π die Verhältnißzahl 3,141)
Der Flächenraum des Kreises sey = F.
Nun soll aber der Umfang beider Figuren gleich seyn,
also 4 S = π D
folglich auch 16 S^2 = π^2 D^2
also auch π^2 : 16 = S^2 : D^2
1000 : 785 = D^2 : F — Das Quadrat des
also auch 1000 × π : 16 × 785 = S^2 : F Diameters verhält
1 : 1,273 = S^2 : F. sich zu der ihm zugehörigen Kreisfläche wie 1000 : 785. d. R.

erbaute 90,000 Kubikfuß, letzteres also um 18,000 Kubikfuß mehr, oder, da der Berliner Wispel circa 38,316 Kubikfuß hat, für etwas mehr als 469 Wispel mehr Raum halten als das auf dem Quadrate erbaute; ein Gegenstand, der der Aufmerksamkeit aller Baumeister von landwirthschaftlichen Gebäuden, besonders von Magazinen aller Art, wohl werth ist. — Da nun das Quadrat unter allen Vierseiten, welche mit ihm gleichen Umfang haben, den größten Flächenraum einschließt, so wird der Raumgewinn in einem cylinderförmigen Gebäude, gegen den in einem vierseitigen, um so größer, um so mehr das Viereck von der Quadratform abweicht, oder, was gleichviel ist, um so größer der Unterschied zwischen der Länge und Breite des Gebäudes ist.

d. R.

VI.

Erfahrungen über das Düngen mit Knochenmehl.

Vom

Herrn Hauptmann v. Wrede.

Als ich im Jahre 1818 zu Holzhausen in Kurhessen, Kreisamt Homberg, ein Gut gekauft hatte, welches durch vieljähriges Verpachten in Parcellen außerordentlich zurückgekommen war, überdies wüstes Land, und mitunter auch zehntbare Aecker hatte, ging mein rastloses Streben dahin, dieses Gut so bald als möglich zu einem angemessenen Ertrage zu bringen. Der erste Schritt, der unter jenen Umständen zu der Verbesserung des Gutes gethan werden mußte, war, Dünger und Düngermaterial herbeizuschaffen. Es war daher natürlich, daß die vielen, in Zeitungen und landwirthschaftlichen Schriften befindlichen, Lobpreisungen des Knochenmehls als Düngungsmittel meine ganze Aufmerksamkeit auf

sich zogen. Ihnen zufolge sollte selbst, wenn eine Knochenmühle mit bedeutenden Kosten angelegt werden müßte, dennoch Vortheil durch den Gebrauch des Knochenmehls als Düngung hervorgehen. Vertrauend auf diese von mehreren Seiten herkommenden Nachrichten, nahm ich keinen Augenblick Anstand, und legte daher eine Knochenmühle aus 4 Platt- und 3 Kreuz-Stampfen, mit einem Kostenaufwande von 200 Rthlr. an. Ich ließ nun die in der Nähe und bis zu einer Entfernung von 12 Stunden sich vorfindenden Knochen sammeln und herbeischaffen, und auf der Mühle so fein, als das Schrot zur Branntweinbrennerei zu seyn pflegt, zerstampfen.

Damit das Staubförmige der zerstampften Knochen nicht vom Winde in die Luft geführt werden konnte, wurde dasselbe vor der Anwendung angefeuchtet, und auf diese Weise selbst der feinste Knochenstaub dem Lande mitgetheilt.

Die erste Düngung mit Knochenmehl wendete ich Ende April 1823 auf einem Stück schweren Lehmboden von $2\frac{1}{2}$ Acker, à 150 Quadratruthen, die Ruthe 14 Fuß Länge, zu Kartoffeln an. Es wurden, wie gewöhnlich, mit der Handhacke Löcher gemacht, in diese das Knochenmehl, und auf dieses die Kartoffeln gelegt. Es kamen auf diese Weise 400 Pfd. trockenes Knochenmehl auf einen Acker von der angegebenen Größe. Die Löcher wurden zu-

gemacht und die Kartoffeln landüblich, durch ein zweimaliges Behacken, bearbeitet. Beim Aufgehen der Kartoffeln zeigte das Kraut eine schwarzgrüne Farbe, die für die Folge einen geilen Wuchs vermuthen ließ, welches sich jedoch nicht bestätigte. In der letzten Hälfte des September wurden die Kartoffeln aufgenommen, und der Ertrag von jener Fläche war 83 Sack, der Sack zu 170 Pfd., ein Ertrag der schlecht war, und keinesweges jenen Lobsprüchen und meiner Erwartung entsprach, da auf gleichem Boden, welcher per Acker mit 10 vierspännigen Fudern gut gemischtem Dünger gedüngt wird, im Durchschnitt auf den Acker 70 Sack, also auf $2\frac{1}{2}$ Acker 175 Sack geerntet werden. Im folgenden Jahre, 1824, wurde in der Mitte des April dasselbe Stück Land, welches durch die vorjährige Frucht zu 9 Zoll tief cultivirt war, wieder mit 400 Pfd. Knochenmehl pr. Acker gedüngt, vollkommen auf dieselbe Weise, wie 1823, mit Kartoffeln belegt und zweckmäßig bearbeitet.

Auch in diesem Jahre kam das Kartoffelkraut mit einer schwarzgrünen Farbe zum Vorschein, ohne jedoch in der Folge geil zu vegetiren. In der Mitte des October wurden die Kartoffeln aufgenommen, und es ergab sich von $2\frac{1}{2}$ Acker Land ein Ertrag von 100 Sack, womit man, ob er gleich besser war als 1823, nicht zufrieden seyn konnte.

Nachdem die Kartoffeln aus dem Lande waren,

wurde Anfangs November, nach der landüblichen Fruchtfolge, Weitzen auf diesen Acker gesäet, der aber auch im folgenden Jahre dem Weitzen nach gedüngten Kartoffeln weit nachstand.

Außer diesen Versuchen wurde das Knochenmehl in den Jahren von 1823 bis 1825 auf Boden von verschiedener Art und zu verschiedenen Fruchtgattungen, als auf schwerem und leichtem Lehmboden, Basalt-, Thon- und Kieselboden, zu Weitzen, Roggen, Gerste, Hafer, Bohnen, Erbsen und Wicken, ja selbst auf trocknen und feuchten Wiesen, und zwar nie unter 300 Pfd., wohl aber einigemal zu 600 Pfd. p. Acker angewandt, ohne daß man jedoch die geringste Auszeichnung der darauf gewachsenen Früchte hätte bemerken können. Auf verschiedene Stellen einer Wiese habe ich ganze Hände voll Knochenmehl gelegt, die, ob sie gleich im ersten Jahre um ein Bemerkbares besser grünten, als die nicht mit Knochenmehl belegten, doch im zweiten Jahre auch keine Spur eines Bessern an sich trugen. Eine auffallende Erscheinung, welche beweiset, wie wenig man der Düngung mit Knochenmehl, selbst wenn dieses von noch sehr stark riechenden Knochen verfertigt ist, zuschreiben darf, ist folgende: Es wurden im Herbst 1824 verschiedene Aecker mit Weitzen bestellt, und vor der Aussaat des Weitzens das Knochenmehl in mehrere Haufen auf die Aecker vertheilt, aus welchen alsdann dasselbe gleich wie beim Gyps, auf

den Aeckern durch die Hand ausgestreut, und sodann mit der Saat untergeegget wurde. Nachdem der Weitzen aufgegangen war, fand ich die Stellen, wo das Knochenmehl in Haufen gelegen hatte, pflanzenleer, was dadurch entstanden war, daß der Weitzen später gesäet wurde wie das Knochenmehl, und der Knecht vergessen hatte, diese Stellen nachzusäen. Bei näherer Untersuchung fand ich indeß, daß an der Peripherie der Stellen, wo das Knochenmehl gelegen, sich sehr viel feines Knochenmehl abgelagert hatte, und ich mußte erwarten, daß gerade hier der Weitzen sehr üppig werden würde, wenn das Knochenmehl wirklich so düngend war, als man so vielfach ausposaunt hatte. Allein der Erfolg lehrte, daß die obenerwähnten Stellen sich von der übrigen Fläche des Ackers auch nicht im mindesten, weder durch Ueppigkeit der Vegetation, noch durch reicheren Ertrag auszeichneten. Da ich auf die bisher angezeigte Weise keinen Erfolg von der Knochendüngung verspürte, so unternahm ich noch folgende Procedur: Es wurde das Knochenmehl auf einen Haufen gebracht, dieser mehreremale mit Jauche (Urin des Rindviehes) übergossen, und nun so bearbeitet, daß alles möglichst gleichmäßig angefeuchtet wurde. Es trat bald nach dieser Bearbeitung eine Gährung ein. Nach 14 Tagen, nach welchen das Knochenmehl in der Regel wieder trocken geworden war, wurde es nochmal mit Jauche befeuchtet und nun

als Dünger angewandt; allein es zeigte sich auch nach dieser Düngung, bei den verschiedenen Pflanzen, welche ich bis zu meiner Abreise von Holzhausen beobachtete, keine auffallende lebendigere Vegetation.

Nachdem ich nun seit 1823 zwischen 40 bis 50,000 Pfund Knochenmehl unter den verschiedensten Umständen, ohne allen Erfolg, angewandt habe, bin ich vollkommen überzeugt, daß das Knochenmehl nichts weniger als ein zweckmäßiges Düngungsmittel sey, wohl aber für schweren Boden ein Lockerungsmittel, bei starkem Auffahren, abgeben könnte, und dann wohl den Effekt einer schwachen Düngung haben kann, welches doch aber zu kostspielig seyn würde. Nach allen Beobachtungen ist, hinsichtlich auf die Vegetation, eine Nacht Pferchdüngung von 600 Schaafen pro Acker mehr werth, als die stärkste Knochendüngung. — Nachdem alles in Rechnung gebracht ist, kommt ein Centner feines Knochenmehl auf 16 gr. Preuß. Cour. zu stehen, die rohen Knochen selbst kosteten an Ort und Stelle der Centner 2 gr., immer eine äußerst wohlfeile Düngung, wenn das Knochenmehl die Wirkung gehabt hätte, welche man ihm in so vielen Schriften zugetheilt hat. Die Knochenmühle ist mit wenigen Thalern Kosten in eine Gypsmühle umgewandelt. Mögte doch dieses wieder ein Beweis seyn, wie vorsichtig man bei der Anwendung von Vorschlägen seyn muß, die mit ge-

waltigem Posaunenton von anonymen Schriftstellern in Zeitungen verbreitet werden, und daß man Vorschlägen, die auf diesem Wege zu uns kommen, nur dann Vertrauen schenken darf, wenn sie von anerkannt redlichen, praktischen und theoretisch gebildeten Landwirthen gemacht worden sind.

Bemerkungen zu vorstehendem Aufsatze.

Vom Professor Körte.

Auch Mathieu de Dombasle, ein eben so denkender als gebildeter Landwirth Frankreichs, hat zu Roville ähnliche Resultate, als Herr Hauptmann v. Wrede, erhalten. Er sagt: „ich wandte diese Substanz (Knochenmehl) von 400 Livres (417 Berliner Pfund), pro Tagewerk (141 rheinl. Quadratruthen), welches letztere ich sorgfältig gemessen und abgepfählt hatte, an, und zwar auf zwei verschiedenen Feldern; das eine war ein im Moselthale gelegenes Sandfeld, welches mit Sommergetreide bestellt wurde, das andere ein kalkhaltender Thonboden der Höhe, welches mit Wickhafer besäet wurde. Auch in einige Furchen, in welche später Kartoffeln gelegt wurden, habe ich Knochenmehl gestreut, die daran liegenden Kartoffelfurchen aber ganz ohne Dünger gelassen. In allen diesen Versuchen schien das Knochenmehl auf keine Weise einen Erfolg zu haben. Von diesen

Ackerstücken ist das eine in diesem Herbste mit Weitzen, das andere mit Inkarnatklee (Trifolium incarnatum) bestellt. Ich werde im kommenden Jahre sorgfältig die Stellen, auf welche das Knochenmehl gekommen ist, beobachten." (Annales agricoles de Roville, Premiere Livraison à Paris 1824. pag. 213.)

Wenn uns auch der Erfolg, welchen man in so vielen Blättern der Knochenmehldüngung zugeschrieben hat, gleich anfänglich übertrieben zu seyn schien (S. diese Annalen B. 16. Stück 1. pag. 148. Note *), so war es uns doch eben so auffallend, daß Herr Hauptmann v. Wrede, wie Hr. Mathieu de Dombasle, gar keinen Erfolg davon verspürt haben. Etwas, sollte man glauben, müßten die Knochen doch effektuiren, vorausgesetzt, daß sie nicht zuvor ausgekocht sind, da ihr Gehalt an thierischem Leim, also an einem für sich schnell in Verwesung übergehenden thierischen Stoff, so sehr bedeutend ist. Für sich leicht verweslich; wie aber verhält sich der thierische Leim in den Knochen, in welchen er mit kohlensauerm und phosphorsauerm Kalk in Kontakt steht? Es war mir nach einigen Versuchen, welche ich, mit kohlensauerm Kalk, in Beziehung auf seine zersetzende Kraft thierischer Stoffe, vor längerer Zeit gemacht habe, wahrscheinlich, daß die Gallerte in Verbindung mit kohlensauerm Kalke der Verwesung sehr lange trotzte, und daß vielleicht hierin der Grund läge, warum

mehrere Landwirthe keinen bemerkbaren Erfolg von der Knochenmehldüngung auf die Vegetation verspürt hatten. Um mich von der Unrichtigkeit oder Richtigkeit dieser Meinung zu überzeugen, wurden folgende Versuche angestellt: — Ein 47 Gran schwerer Knochensplitter von einem Knochen, der mehrere Jahre auf dem Felde gelegen hatte und folglich dem Winde und Wetter ausgesetzt gewesen war, wurde mit verdünnter Salzsäure übergossen und so lange mit derselben in Berührung gelassen, als sich noch Luftblasen entwickelten und der Splitter das Aeußere (Durchsichtigkeit an den Kanten, Biegsamkeit) des Knorpels hatte. Hierauf wurde derselbe mit destillirtem Wasser vollkommen ausgewaschen, so daß das Lackmuspapier nicht mehr geröthet wurde, dann so ausgetrocknet, bis er in mehreren Tagen nichts mehr am Gewichte verlor, und nun gewogen. Das Gewicht betrug 12,75 Gran, also in 100 Theilen dieses Knochens waren noch 27,13 p. C. Gallerte. Der erhaltene knorpelähnliche Körper wurde in Wasser gekocht und gab eine vollkommen klare Gallerte. — Ganz auf gleiche Weise wurde ein Kochensplitter von 95 Gran behandelt, der von einem Knochen genommen wurde, der behufs der Seifensiederei 12 Stunden mit Kalilauge (Seifensiederlauge) ausgekocht, und dann in einen Graben geworfen worden war, worin er vom Anfange des Juni bis Ende December, also während der wärmsten Jahreszeit

gelegen hatte, und während dieser Zeit allen atmosphärischen Einflüssen ausgesetzt gewesen war. Man erhielt von diesem 25 Gran vollkommen ausgetrocknete Gallerte, welches auf 100 Gewichtstheile Knochen 26,31 p. C. macht. Dieser Versuch wurde wiederholt und gab gleiches Resultat. — Von dem Knochen, von welchem zum ersten Versuche ein Splitter abgeschlagen wurde, wurde ein Stück in einem Mörser so zerstoßen, daß man ein sehr feines Knochenmehl erhielt und mit diesem nachstehende Versuche gemacht: — In einem gläsernen Kölbchen wurden 46 Gran des Knochenmehls mit destillirtem Wasser, welches alle 12 Stunden erneuert wurde, 48 Stunden über einer Weingeistlampe gekocht und nach jeden 12 Stunden die Flüssigkeit mit wäßriger Gallapfeltinktur auf Gallerte untersucht. Es ergab sich, daß in allen 4 Abkochungen Gallerte enthalten war, daß aber auch noch der Rückstand eine bedeutende Quantität Gallerte enthielt, wovon man sich durch die Behandlung mit Salzsäure nach obiger Weise überzeugte. — Von demselben Knochenmehle wurden 47 Gran mit destillirtem Wasser von + 8° R. Temperatur übergossen und in einer mittleren Temperatur von + 10,7° R. unter öfterem Umrühren 14 Tage stehen gelassen. Von zwei zu zwei Tagen wurde etwas, ungefähr 0,2 rheinl. dd Kubikzoll, von der über dem Knochenmehl stehenden Flüssigkeit abgegos-

sen und mit Gallapfeltinktur auf Gallerte untersucht. Das Resultat dieses Versuchs war, daß das Wasser von der obenangezeigten Temperatur und in einem Lokale von der erwähnten Temperatur binnen 14 Tagen auch nicht das Mindeste aufgelöset hatte. — Nachdem die vorstehenden Versuche beendigt waren, erhielt ich durch die Güte des Herrn Hauptmann v. Wrede Knochenmehl, welches sich derselbe von seinem ehemaligen Gute Holzhausen hatte schikken lassen. Es war im April 1823 zur Düngung auf das Feld gefahren, hatte also $2\frac{3}{4}$ Jahre in der Erde gelegen, und war folglich während dieser Zeit allen atmosphärischen Einflüssen ausgesetzt gewesen. Ueberdies waren die Knochen, von welchen dieses Mehl bereitet worden ist, auf Aengern und in den Knochenmagazinen der Fleischer gesammelt, von welchen also schon viele längere Zeit, vielleicht mehrere Jahre, dem Einflusse der Witterung und Luft ausgesetzt waren, bevor sie zu Mehl gestampft wurden. Das Erhaltene war ein Gemenge von größeren Knochensplittern (der größte 3 Linien lang und 2 Linien breit) und sehr feinem Knochenmehl, welches mit Ackererde gemengt war. Von den Splittern wurden 20 Gran ausgelesen, und vollkommen wie oben mit Salzsäure behandelt. Nach vollkommener Austrocknung ergaben sich 4,75 Gran Knorpel, der, mit destillirtem Wasser gekocht, eine vollkommen klare Gal-

lerte gab. — Das sehr feine Knochenmehl wurde durch Schlemmen von der Erde zu trennen versucht, allein da der Erfolg nicht genügend war, und auch andere zu diesem Behufe angewandte Operationen keine genügende Resultate gaben, so wurde das Knochenmehl sammt der Erde wie oben mit Salzsäure behandelt, das von der Säure binnen 2 Tagen Aufgelöfete abgegossen und der Rückstand mit destillirtem kalten Wasser vollkommen ausgewaschen. Der so erhaltene Rückstand wurde nun mit destillirtem Wasser 4 Stunden in einem gläsernen Kölbchen über einer Spirituslampe gekocht, und nach dieser Zeit die Flüssigkeit mit Gallapfeltinktur auf Gallerte geprüft. Das Resultat war ein augenblicklich erfolgender starker flockiger Niederschlag, ein Beweis, daß auch Gallerte selbst in diesem sehr feinen Mehle vorhanden war.

Aus allen diesen Versuchen erhellt nun, wie wenig die in den Knochen in Contakt mit kohlensaurem und phosphorsaurem Kalke stehende Gallerte auflöslich ist, und wie wenig man von ihr als Dünger zu erwarten hat. Das Knochenmehl kann daher, wenn es überhaupt wirkt, nur auf sehr bindendem Boden wirken, welchen dasselbe lockerer und geschickter macht, die Feuchtigkeit und die den Vegetabilien gedeihlichen Gasarten der Atmosphäre zu absorbiren. Auf solchem Boden und zu diesem Zwecke

sollen auch die Engländer, oder vielmehr die Schotten, bisweilen das Knochenmehl anwenden, wie mir von einem glaubwürdigen Landwirthe versichert worden ist, der 1824 England bereisete, und dieses von Schotten selbst gehört hat.

VII.

Nachträgliche Zusätze zu der im 1sten Stücke des 16ten Bandes dieser Annalen vorkommenden Abhandlung: „über den Einfluß der Staatsfinanzen, des freien und gehemmten Verkehrs auf die Landwirthschaft ꝛc.“

Von

W. A. Kreyssig.

§. 1.

In der angeführten Abhandlung habe ich mich bemüht, darzustellen, wie der Zustand der Staatsfinanzen und der von den Landesregierungen abhängende freie oder gehemmte Handelsverkehr der civilisirten Nationen auf die Landwirthschaft und die andern produktiven Gewerbe der Staatsbewohner einwirkt, und das Resultat meiner Darstellungen zeigt dahin, daß die jetzigen Bedrängnisse der deutschen und der preußischen

ßischen Provinzen wahrscheinlich keine andere Quellen haben, als die zerrütteten Finanzen der Staatsverwaltungen und die dadurch herbeigeführten Unterbrechungen des freien Verkehrs der Nationen, in Verbindung mit erhöheten Abgaben.

§. 2.

Dieses Resultat ist nun in seiner Tendenz zu wichtig, als daß es nicht darauf ankommen sollte, solches mit allen nur anwendbaren Mitteln und Beweisen möglichst zu belegen und von mehreren Seiten zu beleuchten, um seinen Grund oder Ungrund möglichst zu Tage zu befördern. Denn wenn solches nicht wahr ist, dann müssen die Quellen der davon ungegründeter Weise hergeleiteten Uebel anderweitig aufgesucht werden; wogegen in dem Falle, wenn jene Angaben auch nur im Wesentlichen zutreffend sind, es doch wohl von der entschiedentsten Wichtigkeit ist, das Uebel da zu bekämpfen, wo seine Quellen sind.

§. 3.

In jener Abhandlung ist nun Manches vorausgesetzt, was von bisherigen Ansichten über die Natur und Wirkung der dabei in Betrachtung gekommenen Dinge abweichend und daher als gewagte Voraussetzung, oder doch problematisch erscheint. Es scheint mir daher nicht nur nicht unnütz, sondern auch Pflicht zu seyn, meine dort ausgesprochenen Ansichten noch mehr zu entwickeln und, so weit als mir solches mög-

lich ist, mit beweisenden Thatsachen zu belegen. Dieses ist nun der Zweck dieser Zusätze zu jener Abhandlung, und ich werde die einzelnen Sätze jener hiebei in derselben Ordnung verfolgen und solche hier in sofern berühren, als es mir für ihre größere Evidenz möglich ist und nöthig zu seyn scheint.

§. 4.

Für den angegebenen Zweck werde ich nun als Zusätze hier noch nachträglich folgen lassen:

1) Kritische Bemerkungen über einige anderweitige Ansichten vom Wesen des Geldes, als Zusatz zu §. 6. bis 20. der erwähnten Abhandlung.
2) Beleuchtung der Glaubwürdigkeit der bei den herrschenden Handelssystemen als Kontrolle dienenden Handelsbilanzen zu §. 26. bis 30.
3) Erwägung der Frage, ob der heutige Zustand und Erfolg der Produktion und des Handels die Maaßregeln Friedrich des Großen für uns unnöthig macht? Zu §. 41. bis 51.
4) Wer soll und kann die herrschenden Uebel im Zustande der produktiven Staatsbewohner bekämpfen und vermindern, und was für Mittel stehen hiefür zu Gebot?

und da ich hiebei stets beziehungsweise auf mehrerwähnte Abhandlung sprechen muß, so bitte ich den geehrten Leser, dem die Sache wichtig genug ist, sie seiner prü-

fenden Aufmerksamkeit zu würdigen, jene sich dabei zu vergegenwärtigen.

1) Kritische Bemerkungen über einige anderweitige Ansichten vom Wesen des Geldes.

§. 5.

Da dieser Gegenstand, das Geld, die Axe ist, um welche sich alle Gewerbsverhältnisse heut zu Tage drehen, und auf dieses gerade sich alle Schwierigkeiten und Bedrängnisse der heutigen Zeit konzentriren, so kann es nur von der größten Wichtigkeit seyn, über die eigentliche Natur jenes Gegenstandes möglichst aufs Reine zu kommen. Ich habe nun früher meine Ansichten hierüber ausgesprochen, so wie sorgfältige Erwägung aller Beziehungen und Umstände mir solche aufdrang. Mir war es damals noch nicht genau bekannt, was früher denkende Männer über die Natur und das Wesen des baaren Geldes gelehrt haben, finde aber hinterher, daß die gewichtigsten derselben hierüber eine andere Meinung aussprechen, die den wahren Werth des Geldes in einem andern Umstande als in den Eigenschaften der edlen Metalle, den ich dabei zum Grunde gelegt habe, sucht; und dieses ist die Ursache, warum ich das darüber Gesagte nicht auf sich beruhen lasse, sondern mir hier einige kritische Bemerkungen erlaube, von denen ich hoffe, daß sie zu einer größern Aufhellung und

Befestigung der Begriffe über jenen Gegenstand etwas beitragen können.

§. 6.

Kant sagt in seinen metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre vom Gelde:

„Geld ist eine Sache, deren Gebrauch nur dadurch möglich ist, daß man sie veräußert. Dieß ist eine gute Namenerklärung desselben (nach Achenwall), nämlich hinreichend zur Unterscheidung dieser Art Gegenstände der Willkühr von allen andern; aber sie giebt uns keinen Aufschluß über die Möglichkeit einer solchen Sache. Doch sieht man soviel daraus: daß erstlich diese Veräußerung im Verkehr nicht als Verschenkung, sondern als zur wechselseitigen Erwerbung (durch ein pactum onerosum) beabsichtigt ist; zweitens daß, da es als ein (in einem Volke) allgemein beliebtes bloßes Mittel des Handels, was an sich keinen Werth hat, im Gegensatz einer Sache als Waare (d. i. desjenigen, was einen solchen hat, und sich auf das Bedürfniß eines und des andern im Volke bezieht) gedacht wird, es alle Waare repräsentirt.

Ein Scheffel Getreide hat den größten direkten Werth als Mittel zu menschlichen Bedürfnissen. Man kann damit Thiere füttern, die uns zur Nahrung, zur Bewegung und zur Arbeit an unserer statt, und dann auch, vermittelst desselben also Menschen vermehren und erhalten, welche nicht allein jene Na-

Digitized by Google

turprodukte immer wieder erzeugen, sondern auch durch Kunstprodukte allen unsern Bedürfnissen zu Hülfe kommen können; zur Verfertigung unserer Wohnung, Kleidung, ausgesuchtem Genusse und aller Gemächlichkeit überhaupt, welche die Güter der Industrie ausmachen. Der Werth des Geldes ist dagegen nur indirekt. Man kann es selbst nicht genießen, oder als ein solches irgend wozu unmittelbar gebrauchen; aber doch ist es ein Mittel, was unter allen Sachen von der höchsten Brauchbarkeit ist.

Hierauf läßt sich vorläufig eine Realdefinition des Geldes gründen: es ist das allgemeine Mittel, den Fleiß der Menschen gegen einander zu verkehren, so, daß der Nationalreichthum, in sofern er mittelst des Geldes erworben worden, eigentlich nur die Summe des Fleißes ist, mit dem Menschen sich untereinander lohnen, und welcher durch das im Volke umlaufende Geld repräsentirt wird.

Die Sache nun, welche Geld heißen soll, muß also selbst so viel Fleiß gekostet haben, um sie hervorzubringen, oder auch andern Menschen in die Hände zu schaffen, daß dieser denjenigen Fleiß, durch welchen die Waare (in Natur- und Kunstprodukten) hat erworben werden müssen, und gegen welchen jener ausgetauscht wird, gleich komme. Denn wäre es leichter, den Stoff, der Geld heißt, als Waare anzuschaffen, so käme mehr Geld zum Markt, als

Waare feil steht, und weil der Verkäufer mehr Fleiß auf seine Waare verwenden müßte, als der Käufer, dem das Geld schneller zuströmt, so würde der Fleiß in Verfertigung der Waare und das Gewerbe überhaupt mit dem Erwerbfleiß, der den öffentlichen Reichthum zur Folge hat, zugleich schwinden und verkürzt werden. — Daher können Banknoten und Assignaten nicht für Geld angesehen werden, ob sie gleich eine Zeit hindurch die Stelle desselben vertreten, weil es beinahe gar keine Arbeit kostet, sie zu verfertigen, und ihr Werth sich bloß auf die Meinung der fernern Fortdauer der bisher gelungenen Umsetzung derselben in Baarschaft gründet, welche, bei einer etwanigen Entdeckung, daß die letztere nicht in einer zum leichten und sichern Verkehr hinreichenden Menge da sey, plötzlich verschwindet, und den Ausfall der Zahlung unvermeidlich macht. — So ist der Erwerbfleiß derer, welche die Gold- und Silberbergwerke in Peru oder Neu-Mexiko anbauen, vornämlich bei den vielen mißlingenden Versuchen eines vergeblich angewendeten Fleißes im Aufsuchen der Erzgänge, wahrscheinlich noch größer, als der auf Verfertigung der Waare in Europa verwendete, und würde, als unvergolten, mithin von selbst nachlassend, jene Länder bald in Armuth finden lassen, wenn nicht der Fleiß Europa's dagegen, eben durch diese Materialien gereizt, sich proportionirlich zugleich erweiterte, um bei jenen die Lust zum Bergbau,

Digitized by Google

durch ihnen angebotene Sachen des Luxus, beständig rege zu erhalten, so daß immer Fleiß gegen Fleiß in Concurrenz kommen.

Wie ist es aber möglich, daß das, was anfänglich Waare war, endlich Geld ward? Wenn ein großer und machthabender Verthuer einer Materie, die er Anfangs bloß zum Schmuck und Glanz seiner Diener (des Hofes) brauchte (z. B. Gold, Silber, Kupfer, oder eine Art schöner Muschelschaalen, Cauris, oder auch, wie in Kongo, eine Art Matten, Makuten genannt, oder, wie am Senegal, Eisenstangen, und auf der Guineaküste selbst Negersklaven); d. i. wenn ein Landesherr die Abgaben von seinen Unterthanen in dieser Materie (als Waare) einfordert, und die, deren Fleiß in Anschaffung derselben dadurch bewegt werden soll, mit eben demselben, nach Verordnungen des Verkehrs unter und mit ihnen überhaupt (auf einem Markt oder auf einer Börse) wieder lohnt. — Dadurch allein hat (meinem Bedünken nach) eine Waare ein gesetzliches Mittel des Verkehrs des Fleißes unter einander, und hiemit auch des Staatsreichthums, d. i. Geld, werden können.

Der intellektuelle Begriff, dem der empirische vom Gelde untergelegt ist, ist also der von einer Sache, die, im Umlauf des Besitzes ergriffen, den Preis aller andern Dinge (Waaren) bestimmt, unter welche letztere sogar Wissenschaften, sofern sie an-

dern nicht umsonst gelehrt werden, gehören, dessen Menge also in einem Volke die Begüterung (opulentia) desselben ausmacht. Denn Preis (pretium) ist das öffentliche Urtheil über den Werth (valor) einer Sache, im Verhältniß auf die proportionirte Menge desjenigen, was das allgemeine stellvertretende Mittel der gegenseitigen Vertauschung des Fleißes (des Umlaufs) ist. — Daher werden, wo der Verkehr groß ist, weder Gold noch Kupfer für eigentliches Geld, sondern nur für Waare gehalten, weil von dem erstern zu wenig, vom andern zu viel da ist, um es leicht in Umlauf zu bringen, und demnach in so kleinen Theilen zu haben, als zum Umsatz gegen Waare, oder eine Menge derselben im kleinsten Erwerb nöthig ist. Silber (mehr und weniger mit Kupfer versetzt) wird daher im großen Verkehr der Welt für das eigentliche Material des Geldes und den Maaßstab der Berechnung aller Preise genommen; die übrigen Metalle (noch vielmehr also die unmetallischen Materien) können nur in einem Volke von kleinem Verkehr statt finden. — Die erstern beiden, wenn sie nicht bloß gewogen, sondern auch gestempelt, d. i. mit einem Zeichen, für wie viel sie gelten sollen, versehen worden, sind gesetzliches Geld, d. i. Münze.

„Geld ist also (nach Adam Smith) derjenige Körper, dessen Veräußerung das Mittel und zugleich

der Maaßstab des Fleißes ist, mit welchem Menschen und Völker untereinander Verkehr treiben."

So weit Kant.

§. 7.

Was hier Kant über das Wesen des Geldes gesagt hat, ist also in kurzen Sätzen ausgesprochen:

a) Geld ist eine Sache, deren Gebrauch nur durch die Veräußerung möglich wird, und deren Veräußerung zugleich das Mittel und der Maaßstab des Fleißes ist.

b) Es hat hiernach nur einen indirekten Werth, in sofern es Dinge beschaffen oder eintauschen kann, die einen direkten Werth haben.

c) Die Sache (welche Geld seyn soll) muß also Fleiß gekostet haben, wenn sie Fleiß zu bezahlen im Stande seyn, oder Werth haben soll.

d) Das Papiergeld habe also bloß deshalb keinen Werth, weil seine Beschaffung fast gar keine Mühe kostet.

e) Das Geld ist dadurch entstanden, daß Sachen zum Glanz und Putz tauglich, als Abgabe eingefordert und als Belohnung ausgegeben sind, und deshalb wären Anfangs bald Gold und Silber, bald schöne Muscheln, schöne Matten, bald Eisenstangen als Geld in Gebrauch gekommen.

Digitized

f) Der intellektuelle Begriff des Geldes wäre also der von einer Sache, die den Preis oder Werth einer Sache bestimmt.

g) Gold wäre deshalb mehr Waare als Geld, weil dessen zu wenig; und Kupfer deshalb, weil dessen zu viel ist.

§. 8.

Herr Staatsrath Thaer scheint mit diesen Ansichten Kant's übereinzustimmen. Denn im 1sten Stück des 16ten Bandes dieser Annalen pag. 346. sagt derselbe:

„der Werth des baaren Geldes gründet sich nicht „auf die Meinung, noch auf das Gepräge, wel„ches ihn ausspricht; sondern auf die Kosten, „welche die Gewinnung dieses Metallstücks erfor„dert. Papiergeld kostet aber so viel, wie nichts. „Wäre Gold und Silber so leicht wie Eisen zu „gewinnen, so hätte es keinen höhern Werth."

§. 9.

Wenn nun zwei so gewichtige Männer in ihrem Urtheil über das Wesen des Geldes einig sind, dann getraue ich mir auch anzunehmen, daß diese Meinung seither die herrschende gewesen sey. Um so gewagter erscheint es daher von mir, wenn ich dieser Meinung aus unten angeführten Gründen nicht überall beistimmen zu können hier aussprechen muß. Da ich aber aus Gründen urtheile, die ich aus dem Wesen der Sache selbst entnehme und dabei völlig

Digitized by Google

frei von irgend einer vorgefaßten Meinung bin, (denn ich habe mich bisher weder um die Sache selbst bekümmert, noch mit Aufmerksamkeit gelesen, was andere darüber geschrieben haben) so handele ich hiebei ganz im Geiste jener großen Männer, (welche den Gebrauch der eigenen Vernunft von jedem Menschen überall, wo sie darüber gesprochen, fordern) wenn ich hiebei mich bloß an die Sache selbst und an keine Autorität halte. Ich habe daher wohl keine Ursache, den Anschein zu befürchten, als wenn es mir an der unbegränztesten Achtung für jene Männer fehlte. Ich werde daher ganz unbefangen die oben angeführten einzelnen Sätze hier näher beleuchten, um mit dem geehrten Leser darüber aufs Reine zu kommen: ob und in wiefern sie haltbar sind.

§. 10.

a) Die Definition vom Gelde, „daß es eine Sache ist, deren Gebrauch nur durch die Veräußerung möglich, und deren Veräußerung zugleich das Mittel und der Maaßstab des Fleißes ist," stellt nicht das Geld selbst, sondern nur seinen Gebrauch und seine Wirkung im Verkehr dar. Sein Gehalt und Wesen bleibt dabei unberührt. Es könnte hiernach nicht nur in Gold- und Silberstücken, in Muscheln, bunten Matten, Stücken Papier, Kupfer oder Eisen, sondern auch in jeder andern Sache bestehen, welche die Menschen weder zur Nahrung noch zur Kleidung brauchen können, und die überhaupt nicht verbraucht

Digitized by Google

werden könnte, und es käme bloß darauf an, daß die Menschen es als Geld nehmen wollten. Hier sitzt aber der Knoten. Es fragt sich, warum nehmen die Menschen nicht Muscheln, bunte Matten, Stücke Papier, Kupfer oder Eisen ꝛc. eben so gerne als Gold und Silber? Die Ursache hievon muß doch nothwendig in den Eigenschaften dieser Dinge selbst liegen. Wenn der Wilde auf den ersten Stufen seiner Entwickelung schöne Muscheln, bunte Matten, Federn ꝛc. nimmt und andere Dinge dafür hingiebt, so sind jene darum noch nicht Geld, sondern nur eine beliebte Waare, die er gegen eine andere Waare eintauscht. Der hiebei statt findende Verkehr ist also nur noch Tauschhandel, und vom Gelde nach heutigen Begriffen ist dabei weiter keine Rede. So wie nun der Wilde seine schöne Muscheln, bunte Matten ꝛc. liebte, so liebte er noch mehr das Gold und Silber, als ihm solches zu Gesichte kam, und der Glanz dieser Metalle war es wohl zuerst, der den vorübergehenden Neigungen der Menschen, besonders in Rücksicht auf Putz und Eitelkeit, jene Metalle anziehend machte. Hiezu kam noch, daß jene Metalle sich trennen und wieder vereinigen ließen, und man daher große und kleine Zierathen in beliebiger Form daraus machen konnte, welches nicht bei den Muscheln, Matten ꝛc. der Fall war. Später mußten die Menschen nun noch sehr bald die Eigenschaft an jenen edlen Metallen entdecken, die sie bis-

Digitized by Google

her noch an keinen andern der ihnen zu Gebot stehenden Sachen gefunden hatten, daß solche unwandelbar, ja völlig unzerstörbar waren, und allen Einwirkungen der Luft, des Wassers, des Feuers, kurz allen Zerstörungsursachen widerstanden, denen alle andern irdischen Dinge früher und später unterliegen. Sie fanden also Eigenschaften am Golde und Silber, die kein anderes ihnen zu Gebot stehendes bewegliches Ding hatte, nämlich den Glanz, die Theilbarkeit und Unzerstörbarkeit vereinigt, und diese Auszeichnung vor allen andern Dingen ist daher auch nur derjenige Vorzug dieser Metalle, der selbige den Menschen gleich Anfangs lieb und werth machte, und auf denen auch heute noch ihr Werth beruht.

Daß daher auch gleich Anfangs nach Entdekkung der edlen Metalle solche zu einer beliebten Tauschwaare wurden, ist in den Anlagen des Menschen, in seiner Liebe zum dauernden Besitz einer Sache, in seinem Hange zum Putz und zur Eitelkeit gegründet, und daher natürlich. Man gab daher auch gerne jede andere Sache des äußern Gebrauchs für Gold und Silber hin. Anfangs geschahe dieses nun nach dem Gewicht; später aber wurde, zur Erleichterung des Verkehrs, die Masse jener Metalle in größere und kleinere Stücke getheilt, und mit einem Gepräge versehen, welches sowohl einen Begriff vom Inhalt jedes einzelnen Stückes an edlem Metall gab, als auch die Autorität bezeichnete,

die es abgewogen und ausgegeben hatte, und diese so zubereiteten Stücke waren das, was wir heute noch Geld nennen, und vorher war nichts im Verkehr da, was man Geld nennen konnte, und daher überall nur Tauschhandel.

Von hier an ist daher auch nur die Eingangs dieses Paragraphs angeführte Definition des Geldes anwendbar, und solche kann daher gar nicht angeben, was das Geld seinem Wesen nach ist, sondern nur bezeichnen, wie es gebraucht wird und wirkt, und nur in dieser Beziehung kann sie richtig und erschöpfend seyn. Wollen wir aber einen Begriff vom Wesen und der Natur des Geldes haben, so können wir ihn nur in den Eigenschaften der Metalle finden, aus denen das Geld gemacht ist; diese bestehen in einer allgemein beliebten und unzerstörbaren Waare, und auf dem Gehalt an dieser Waare beruht auch nur der Werth des Geldes. Die Menschen nehmen darum nicht Kupfer, Eisen und andere Dinge als Geld an, weil allen andern Dingen jene geschätzten Eigenschaften der edlen Metalle fehlen.

Um jene Definition vollständig zu machen, werden wir daher sagen müssen:

Geld besteht in einer allgemein beliebten Waare, in abgemessenen größern und kleinern Stücken, welche dadurch die größte Brauchbarkeit (oder Gebrauchswerth) bekommen hat, daß man sie zum

Digitized by Google

Eintauschmittel und zum Repräsentanten des Werthes aller andern brauchbaren Dinge und der Erzeugnisse des Fleißes gemacht hat.

§. 11.

b) Der hier angegebene indirekte Werth ist derjenige, den ich früher schon den Gebrauchswerth, zum Unterschiede vom Metallwerth, genannt habe. Letzterer ist aber noch ein anderweitiger Werth, der dem Metallgelde eigenthümlich ist und unter allen Umständen gleich und derselbe bleibt, und den man auch den direkten Werth des Geldes nennen könnte, wenn es nicht vorzuziehen ist, den klarern und bezüglichern Namen dafür: Metallwerth anzunehmen. Daß der letztgenannte Werth der edlen Metalle wirklich etwas Reelles uud für sich Bestehendes ist, kann nicht bezweifelt werden, und er beruht offenbar in den ausschließlichen, früher schon bemerkten Eigenschaften der edlen Metalle. Wäre dieser eigenthümliche Werth gedachter Metalle oder anderer möglichen Dinge nicht da, dann wären die Menschen nie auf den Gedanken gekommen, Geld daraus zu machen, und es bestände dann fortwährend nur Tauschhandel, wo nur der Gebrauchswerth der Dinge in Betracht käme, und von einem Geldwerth derselben könnte gar nicht die Rede seyn. Wie nun die gegenseitige Concurrenz des Geldes mit den brauchbaren Dingen bei diesen den Geld-

Digitized

werth bald erhöhet bald erniedrigt, so wie den Gebrauchswerth des Geldes ebenfalls bald erhöhet bald erniedrigt, und daß der erhöhete mitgetheilte (nicht eigenthümliche) Werth des einen dieser Gegenstände stets eine Erniedrigung desselben mitgetheilten Werths am andern Theil bildet, und dadurch der wandelbare Zustand im Marktverkehr entsteht, den wir den Preis der Dinge nennen, habe ich früher schon §. 14. jener Abhandlung dargestellt.

Man nennt sonst auch den Gebrauchswerth der brauchbaren Dinge Sachwerth, zum Unterschiede von ihrem Markt- oder Geldwerth. Allein diese Benennung scheint keinen klaren Begriff zu geben, weil auch das Geld eine Sache ist, und daher jene auch hierauf passen würde; sie ist daher nicht bezeichnend genug, und verständlicher drückt sich die Benennung Gebrauchswerth aus, weil man daraus gleich entnehmen kann, daß es derjenige Werth einer Sache ist, der auf ihrer Brauchbarkeit für die menschlichen Bedürfnisse beruht.

Die stete Unterscheidung beider eigenthümlichen Werthsgehalte der im Verkehr vorkommenden Dinge, nämlich des Metallwerths vom Gebrauchswerth des Geldes, so wie des Gebrauchs- vom Geldwerth der mit jenem in Concurrenz stehenden brauchbaren Dinge scheint mir durchaus nothwendig zu seyn, wenn wir uns über die Verhältnisse dieser Dinge stets klar und verständlich ausdrücken wollen. Denn wenn solches

nicht

Digitized by Google

nicht geschieht, so setzen wir uns Mißverständnissen aus. Sagt man z. B., der Werth des Geldes ist gestiegen oder gefallen, so kann dieses beziehungsweise wahr und auch nicht wahr seyn. Denn meint man den Gebrauchswerth des Geldes im Verkehr damit, so kann dieses wahr seyn, weil das Steigen und Fallen dieses Werthes von der Concurrenz im Marktverkehr abhängt; meint man aber den innern Gehalt des Geldes damit, dann könnte solches nur dann wahr seyn, wenn der Metallgehalt der Münzen geändert wäre, sonst aber kann dieses nicht seyn, weil stets eine gleiche Masse edles Metall in den Münzen auch eine gleiche Masse desselben im ungemünzten Zustande werth ist. Dasselbe trifft umgekehrt vom Werth der brauchbaren Dinge zu, bei denen zwar der Geldwerth wechseln kann und oft wechselt, der Gebrauchswerth aber stets und so lange derselbe bleibt, als die Sache sich in ihrer innern Brauchbarkeit und Güte nicht ändert.

Wir werden daher für obigen Satz sagen müssen:

das Geld hat einen steten unwandelbaren, nämlich seinen Metallwerth, und

außerdem noch durch die Beziehung mit den brauchbaren Dingen einen wandelbaren Werth, welcher sein Gebrauchswerth genannt zu werden verdient.

Ohne letztere Beziehung verliert zwar das Geld, als solches, seinen Gebrauchswerth, aber das in ihm stek-

kende edle Metall behält dennoch den seinigen, indem dieser auf seinen ausschließlichen Eigenschaften beruht. Der angeführte Satz ist daher nur auf das Geld, von dem auch in selbigem nur die Rede ist, nicht aber auf die in ihm steckenden edlen Metalle anwendbar.

§. 12.

c) Der Satz: „die Sache (welche Geld seyn soll) muß also Fleiß gekostet haben, wenn sie Fleiß zu bezahlen im Stande seyn, oder Werth haben soll," ist auch nur auf das Geld in der Form, nicht aber auf den solches bildenden Stoff anwendbar, weil dieser seinen eigenthümlichen Werth hat, der von dem Zufälligen des Gewinnens oder Herbeischaffens desselben wohl nicht abhängig ist. Denn man findet überall das Gold und Silber, bald mit großen Kosten und Kraftanstrengungen, bald mit leichter Mühe, und Niemanden wird es wohl einfallen, dem einen einen größern oder kleinern Werth deshalb beizulegen, als dem andern. Wenn überdies jener eigenthümliche Werth der edlen Metalle nicht schon vorher bestanden hätte und von den Menschen allgemein anerkannt worden wäre, dann hätte man auch kein Geld daraus gemacht und wäre auch wahrscheinlich bis jetzt kein Geld entstanden, weil wir noch keinen andern dazu so tauglichen Stoff kennen. Jener ist also der wesentliche Werth, und die Anerkennung des Werthes

Digitized by Google

des Geldes gründet sich nur auf jenen. Wenn daher auch das Geld ohne jenen ersten Werth nicht entstehen konnte, so besteht dieser doch auch allein für sich und auch ohne daß man Geld daraus macht. Die Menschen liebten daher auch schon Gold und Silber, ehe Geld daraus gemacht wurde, sie lieben es auch heute noch, und das Geld nur um deswillen, weil es Gold und Silber enthält, worauf sich denn zugleich dessen Tauglichkeit zum Eintauschmittel aller anderweitigen äußern Dinge gründet. Hätte aber das Gold und Silber nicht seine beregten ausschließlichen Eigenschaften, durch welche es seinen Werth in den Augen der Menschen erhielt, dann würde man es um so mehr ruhig in der Erde liegen lassen, je mehr Mühe und Kosten seine Herausförderung machte, und Niemand würde wohl Lust haben, ihm durch die Mühe jenes Gewinnens einen Werth zu verschaffen. Dieses kommt daher, weil diese Massen ein Geschenk der Natur sind, deren Eigenschaften der menschliche Fleiß ihnen weder geben noch nehmen kann. Die Mühe des Herausförderns derselben ist bald groß bald klein, verändert aber nie die Eigenschaften dieser Dinge, um welcher Willen sie den Menschen lieb und werth sind. Wenn wir ganze Berge von Gold und Silber vorfänden, deren Gewinnung gar keine Mühe machte, so bliebe doch ihr eigenthümlicher Werth immer stehen, und ein Pfund Gold oder Silber bliebe immer so viel

geprägten Geldes werth, als der Metallgehalt des Letztern jenem entspräche.

Die Erzeugnisse des menschlichen Fleißes aber erhalten einen um so höhern, gesuchtern Gebrauchswerth, je mehr Fleiß der Menschen zweckmäßig darauf verwendet wird, und auf diese wäre also nur der hier behandelte Satz anwendbar. Selbst wenn diese Verwendung von Fleiß unzweckmäßig, und daher ohne Erhöhung des Gebrauchswerthes der Sache, etwa bloß aus Geschmack am Uebertriebenen, Auffallenden und überhaupt nur für den Geschmack und ohne Rücksicht auf dadurch vergrößerte Brauchbarkeit gerichtet ist, kann auch der Geldwerth oder der Verdienst des Verfertigers um so mehr steigen, je beliebter das erzeugte Produkt ist, und in beiden Fällen steigt der Werth der Sache mit dem darauf verwendeten Fleiß. Wenn aber jemand auch die unsäglichste Mühe auf ein Produkt verwenden wollte, dessen Gebrauchswerth damit lange nicht im Verhältniß steht, oder welches nicht die Menschen aus Neigung und Geschmack vorzugsweise suchen, wird man denn wohl das Erzeugniß nach Verhältniß der darauf verwendeten Mühe bezahlen wollen?

Anders, als oben von den edlen Metallen überhaupt bemerkt ist, kommt es mit demjenigen Theil derselben zu stehen, den man zu Münzen, oder Geld verbraucht. Bei diesem wird allerdings der Gebrauchswerth (nicht sein Metallwerth) vermin-

dert werden können, wenn deſſen zu viel mit den anderweitigen brauchbaren Dingen in Concurrenz tritt, und ſo wie hiedurch der Geldwerth der letztern ſteigt, wird der Gebrauchswerth des Geldes fallen; wogegen die edlen Metalle immerfort denjenigen Gebrauchswerth behalten, der in ihren ausſchließlichen Eigenſchaften ſteckt, ſo wie das Geld in dem Maaße, als es die edlen Metalle inne hält. Aus dieſem Grunde übt die vorhandene Maſſe Goldes und Silbers keinen abſoluten Einfluß auf den Geldwerth der Dinge im Verkehr aus, ſondern dieſer hängt bloß von dem Zudrange deſſelben oder der Nachfrage nach jenen Dingen ab. Wir ſehen dieſes nicht nur in den früher entwickelten Beziehungen dieſer Dinge zu einander, ſondern auch in den Erſcheinungen des Marktverkehrs überhaupt, beſonders aber der letzten Zeit. Gewiß war in der letzten geſpannten Zeit nicht mehr Gold und Silber, auch nicht mehr gemünztes Geld unter den damit verkehrenden Nationen vorhanden, als heute, und doch hatten damals die brauchbaren Dinge einen mehr als doppelt ſo hohen Geldwerth, als jetzt, und die Urſache hievon iſt nur die damalige geſpannte Concurrenz und Nachfrage nach den Erzeugniſſen des menſchlichen Fleißes, ſo wie der heutige gelähmte Zuſtand dieſer Coucurrenz. Man ſetzte in jener geſpannten Zeit die Einnahmen der Zukunft mit den Erzeugniſſen der Gegenwart in Concurrenz, und dieſe Anhäufung der Zahlungsmittel ſo-

wohl durch das vorhandene baare, als das geschaffene ideale Geld der Zukunft machte jene hohe Geldpreise. Wären nun alle jene in Concurrenz mit den menschlichen Erzeugnissen getretenen Geldmittel baar vorhanden gewesen, dann würde man in dem jetzigen ruhigen und abgespannten Verkehr diese Geldmassen nicht zu beschäftigen wissen; man würde einen großen Theil wieder einschmelzen und in Gegenstände der Pracht verwenden, oder als ungenutzte Geldcapitale liegen lassen müssen. Mit den papiernen Repräsentanten jener Geldmassen kann man dieses und will es auch nicht, weil sie Zinsen tragen. Man denke sich aber die Möglichkeit, daß alle schuldige Capitale der Privaten so wie der Regierungen auf der Stelle in baarem Gelde zurückgezahlt werden könnten. Würde man dann wohl alles Geld im Verkehr brauchen können? würde nicht vielmehr der größte Theil ungenutzt still liegen, der Zinsfuß der Capitale vielleicht ganz verschwinden, und man dann vieles im Gelde steckende edle Metall nicht in Pracht und Luxus verwenden?

Die edlen Metalle tragen daher nicht durch ihre veränderte vorhandene Masse zur Vermehrung und Verminderung der Geldcapitale wesentlich bei, sondern letztere entstehen bloß durch die Wirkungen des Verkehrs der Menschen untereinander. Dieser schafft die Masse des Geldes oder der Zahlungsmittel herbei, und nimmt von dem vorhandenen edlen Metall

Digitized by Google

nur so viel auf, als er beschäftigen kann. Wäre es möglich, daß der gespannte Zustand des Verkehrs der letzten Zeit fortdauern könnte, dann würden alle schuldigen oder idealen Capitale, welche diese Zeit bildete, nach und nach abgezahlt werden, ohne daß wir dazu mehr baaren Geldes bedürften, als jetzt schon da ist. Da aber diese Fortdauer jenes Zustandes nicht möglich ist, wenigstens durch die damals dafür wirkenden Mittel, indem diese in immer neugeschaffenen Schuldcapitalen der Regierungen bestanden, und der erschöpfte Kredit hier Gränzen setzt, so mußte jene Spannung aufhören, und was früher zu viel in der Concurrenz nach den brauchbaren Erzeugnissen des Fleißes geschahe, tritt jetzt um so fühlbarer zu wenig ein, da die dort geschaffenen idealen Capitale jetzt zu Geldcapitalen umzuschaffen, oder auch zu verzinsen sind. Hätten die Schuldner, wie schon erwähnt, die Mittel, jene Capitale sofort baar zu realisiren, dann besäßen die Gläubiger das Geld, ohne es ganz nutzen zu können, und obige Verwendung der edlen Metalle in Pracht und Luxus, oder still liegende Geldschätze wären häufig anzutreffen.

Wenn daher auch, obiger Voraussetzung des Herrn Staatsrath Thaer gemäß, Gold und Silber so leicht zu gewinnen wären, als Eisen, so möchte wohl nicht jene Folgerung von ihrem eben so geringen Werth zutreffen, so wenig man das Eisen zu Tage fördern würde, wenn es so selten und kostspie-

Digitized by Google

lig zu gewinnen wäre, als jetzt Gold und Silber. Man würde vielmehr das Gold und Silber überall anwenden, wo seine beliebten Eigenschaften, Unzerstörbarkeit und Pracht, den Menschen Nutzen und Vergnügen schaffen könnten. Man würde Haus- und Kochgeräthe, Dächer, Statüen, Ueberzüge auf Schiffe ꝛc. daraus machen, und es überall in Stelle des vergänglichen und unscheinbaren Kupfers und Eisens anwenden, dabei aber nicht mehr Münzen machen, als der Verkehr braucht. Man würde zu letztern nicht Kupfer und Eisen wählen, weil diesen jene beliebten Eigenschaften fehlen, und wären sie so schwer zu gewinnen, als jetzt Gold und Silber, dann würde man sie dieses zufälligen Umstandes wegen wohl nicht höher schätzen, als jetzt. Man ließe sie dann ruhig in der Erde liegen, und höchstens würde man das Eisen zu Uhrfedern und feinen Kunstwerkzeugen zu gewinnen suchen, zu Acker- und andern großen Werkzeugen könnte man dann das Eisen nicht brauchen, weil dessen zu wenig wäre; man würde dann vielleicht nur lose Aecker mit hölzernen Werkzeugen bauen können, und Kanonen und andere Waffen von Gold und Silber, oder zum Theil von scharfen Steinen machen müssen, und es würde wohl Niemanden einfallen, dem Eisen und Kupfer durch mühsame Gewinnung einen größern Werth geben zu wollen, als ihre Eigenschaften verdienen.

Wenn daher die Unternehmungen in den Berg-

Digitized by Google

werken Amerika's auch noch so viel Gold und Silber zum Markt bringen, so kann dieses für die Uebel des heutigen Verkehrs nur sehr wenig, langsam und mittelbar wirken. Denn jene Massen edler Metalle gehören ja immer nicht dem, der baares Geld schaffen soll; sie können nicht den Geldpreis der Erzeugnisse des menschlichen Fleißes haben, weil dieser lediglich von der Nachfrage nach jenen und nicht von der Masse des vorhandenen Geldes abhängt, und diese Nachfrage gelähmt und gesperrt ist. Das Einzige, was sie bewirken können, ist, daß der Zinsfuß der Geldcapitale fällt, wenn sie anders in Geld umgeprägt und als Capital abgezahlt oder angelegt werden sollten, und hiedurch könnten sie denn freilich mit der Zeit dahin wirken, daß die mit Schulden belasteten Regierungen und Producenten mit einer geringern Verzinsung ihrer Schulden abkämen, auch durch Wohlfeilheit der nöthigen Capitale es erleichterte, die Produktion kräftig und zeitgemäß zu heben.

Wir werden nach allen diesen Umständen also Ursache haben, jenen unter c) ausgedrückten Satz dahin zu ändern, daß er folgendermaaßen lautet:

die Sache, welche Geld heißen soll, muß also einen Werth haben, den alle verkehr- und handeltreibenden Menschen anerkennen und für unzerstörbar halten. Diesen Werth können nur die edlen Metalle auf eine befriedigende Weise, nach den bisherigen Erscheinungen und Erfahrungen geben,

Digitized by Google

und so hat das Geld nur in sofern einen allgemein gültigen Werth, als es edle Metalle enthält oder jederzeit zu beschaffen fähig ist.

§. 13.

d) Der Satz: „das Papiergeld hat deshalb keinen Werth, weil seine Beschaffung fast gar keine Mühe kostet," möchte nach obigen in der Natur der Dinge liegenden Folgerungen auch nicht haltbar seyn. Denn wer würde wohl für ein Stück Papier den Lohn für 100 Tage der Arbeit eines Menschen geben wollen, wenn auch wirklich diese Zeit nöthig wäre, es zu machen? Man wird jede Sache nur immer nach ihrem Gebrauchs- und Genußwerth bezahlen, und kostete das Papier so viel Arbeit, dann würde man keins machen, weil seine Brauchbarkeit zum Nutzen und Vergnügen des Menschen nicht diesem Aufwande entspricht. Der Papierthaler kostet auch im Verkehr eben so viel Mühe, ihn zu erwerben, als der Metallthaler, so lange er für diesen jederzeit zu vertauschen ist, und hört dieses auf, dann würde die größte Mühe seiner Verfertigung dem Inhaber nicht helfen, den Werth des Papierthalers aufrecht zu erhalten. Von der andern Seite kostet ein Silberthaler der Regierung, von welcher er ausgeht, eben nicht mehr Mühe als der Papierthaler, denn sie zieht das Silber dazu von den Abgaben der Unterthanen, und das Münzen des baaren Geldes erfordert heut zu Tage eben nicht mehr

Digitized by Google

Mühe und Fleiß, als die Verfertigung einer Banknote. Der Unterschied des baaren Geldes mit dem Papiergelde kann daher wohl nicht in der Mühe des Verfertigens stecken, weil beide Dinge dadurch an ihrem innern Werth weder gewinnen noch verlieren können. Er wird vielmehr darin zu suchen seyn, was bisher §. 32—34. jener Abhandlung darüber gesagt ist, und obiger Satz wird daher lauten müssen:

Das Papiergeld hat nur einen bedingten Werth, der auf der völligen Sicherheit seines nie fehlenden Umsatzes in baares Geld beruht, und wo diese Gewißheit fehlt, ist auch der Werth des Papiergeldes nicht vorhanden, wenn er auch vorübergehend zwangs- oder täuschungsweise geglaubt wird.

§. 14.

e) Die hierunter angeführte Meinung über die Entstehung des Geldes ist schon §. 10. erwogen, und wir werden solche dahin zu ändern haben:

Das Geld ist dadurch entstanden, daß Gold und Silber eine allgemein beliebte Waare war, für welche die Menschen gerne jede andere äußere Sache hingaben. Es eignete sich hiedurch vorzugsweise zu einem allgemeinen Tauschmittel, und, um es bequemer hiebei anwenden zu können, wurde es in abgemessene größere und kleinere Stücke abgetheilt, oder zu dem umgeschaffen, was wir heute „Geld" nennen.

Digitized by Google

§. 15.

f) Der Satz: der intellektuelle Begriff des Geldes wäre also der von einer Sache, die den Preis oder Werth einer Sache bestimmt, drückt nur einen Maaßstab aus, und beruht ebenfalls schon auf dem vorhandenen Gelde und seinem Gebrauch. Wäre also noch kein Geld da, dann würde dieser Satz weder die Nothwendigkeit noch die Möglichkeit des Geldes beweisen, und dessenungeachtet die brauchbaren Dinge doch einen Werth haben. Denn man machte wohl nicht deshalb Geld, weil man im Tauschhandel die Nothwendigkeit eines solchen Maaßstabes fühlte, sondern deshalb, weil die Menschen das aus der Hand der Natur ihnen zugeflossene Gold und Silber vorzugsweise liebten, und es gern als Tauschmittel für alle andere Dinge nahmen. Wären ihnen also nicht diese edlen Metalle zugekommen, dann hätten sie auch kein Geld gemacht, und ihr Verkehr wäre Tauschhandel geblieben. Es ist hiemit so, wie mit manchen andern Bedürfnissen der Menschen, die sie nicht eher als Bedürfnisse anerkennen, als bis sie die Mittel dafür kennen lernen; alsdann können solche aber nach und nach wohl zur Nothwendigkeit werden.

§. 16.

g) Der Satz: Gold ist deshalb mehr Waare, als Geld, weil dessen zu wenig, und Kupfer, weil dessen zu viel ist, erscheint auch

Digitized by Google

nicht haltbar. Denn die geprägten Goldmünzen sind so gut Geld, als das Silbergeld; sie sind, ihrer Bequemlichkeit im Handel wegen, nur mehr gesucht, und tragen dieserwegen Agio. Wäre das Silber, oder ein anderer solches vertretender Stoff nicht zu Geld da, und nur das Gold allein mit den dabei gesuchten und beliebten Eigenschaften, dann würden wir nur Goldmünzen haben und ihr höherer Gebrauchswerth die fehlende Menge ersetzen. Wäre aber weder Gold noch Silber da, dann hätte man kein Geld gemacht, und das Kupfer immer nicht dazu genommen, es mochte dessen viel oder wenig vorhanden seyn, weil es nicht die Eigenschaften hat, durch welche jene edle Metalle beliebt wurden.

---

§. 16.

Nach allem diesen werden wir nun wohl hinreichende Gründe haben, den Begriff vom Wesen und der Bedeutung des Geldes folgendermaaßen, als der Sache angemessen, darzustellen:

das wahre Geld besteht in einem Stoff, den alle civilisirten Nationen, seiner natürlichen ausschließlichen Eigenschaften wegen lieben und besitzen wollen; es ist in größere und kleinere Stücke dieses Stoffes, oder Waare, zur Bequemlichkeit des Verkehrs abgetheilt und mit einem Stempel versehen, der seinen Inhalt an jenem glaubwürdig angiebt, und hat daher auch nur in sofern einen

Werth, als es jenen beliebten Stoff, Gold oder Silber, enthält.

Papier, Kupfer und irgend ein anderer Stoff kann deshalb nicht wahres Geld seyn, weil diese Dinge nicht die Eigenschaften der edlen Metalle haben, und man nimmt daher diese anderweitigen Dinge nur dann als Geld an, wenn der allzeitige, unerschwerte Umtausch derselben in wahres Geld völlig gesichert ist.

§. 17.

Dieser Begriff vom Gelde ist auf seine Entstehung und auf den sich nun schon seit Jahrtausenden hierin gleich gebliebenen Geschmack der Menschen gerichtet, und diese Ausdauer des Geschmacks und der Liebe der Menschen zum Gelde beruht auf jenen ausschließlichen Eigenschaften der im Gelde steckenden edlen Metalle. So lange man daher die Menschen nicht zwingen kann, andere äußere Dinge, als Kupfer, Eisen, Papier u. s. w. eben so zu lieben, als Gold und Silber, so lange wird auch obiger Begriff vom Gelde richtig seyn, und Niemand wird es durchsetzen können, das Geld etwa bloß um seines Stempels Willen den Wünschen der Menschen anziehend zu machen, weil dieser nur der Name von der Sache, und ohne diese selbst, nichts ist.

§. 18.

Hätte man jenen, auf die Natur und Wirkung des Geldes gegründeten Begriff von selbigem über-

Digitized by Google

all und stets im Auge behalten und zum Maaßstabe bei allen Finanzoperationen genommen, dann hätten nicht die Mißgriffe dabei entstehen können, durch welche die Menschheit in der neuern Zeit so bedeutend gelitten hat. Man blieb aber häufig, entweder vorsätzlicher oder kurzsichtiger Weise bei dem äußern Gebrauch des zirkulirenden Geldes stehen und drang nicht in sein Wesen selbst ein. So scheint man z. B. geschlossen zu haben: da das Geld an sich zu nichts zu brauchen ist, und bloß als Tauschmittel für die den Menschen nöthigen, nützlichen und angenehmen Dinge brauchbar wird, so kann es auf seinen Stoff eben nicht ankommen. Man glaubte daher wohl, daß auch Papier, Kupfer, Leder u. dgl. Geld bilden könne, wenn es nur den Stempel enthielte, wofür es gelten soll, und so machte man mehr Papier- und Kupfergeld, als man im Stande war, stets mit Gold und Silber zu realisiren. Man gab also die Form von der Sache, ohne die Materie zu haben und daher taube Nüsse. Da nun einmal die Menschen nicht taube Nüsse für gute Nüsse nehmen wollen, so ging das mit solchem Gelde, so lange die anfängliche Täuschung dauerte. Giebt aber eine Landesregierung mehr solchen Scheingeldes aus, als ihr eigener Verkehr mit ihren Unterthanen, vermöge der einzuziehenden Abgaben und der an sie zu machenden Zahlungen, beschäftigen und im Umlauf erhalten kann, oder schließt sie solches ganz oder zum Theil von den

Abgaben aus, wozu Kriege und verschwenderische Haushaltung sie bringen können, dann hört die Täuschung auf, und was vorhin vielleicht nur Einzelne einsahen, sehen dann alle Inhaber solchen Geldes, nämlich: daß sie um ihren Erwerb betrogen sind.

§. 19.

Es ist übrigens auch gar kein für die Beförderung der Gewerbe geltender Grund aufzufinden, der die Ausgabe von Papiergeld von staatswegen rechtfertigen könnte, und von jeher ist solches daher auch nur ein Ausfluß bestehender Geldverlegenheit der Regierungen gewesen, und so war es seinem Wesen nach immer nur ein Schuldpapier auf die Einnahme der Zukunft. Wo man es daher auch diesem gemäß behandelt und entweder durch Annahme auf Abgaben nach vollem Nennwerth, oder Einlösung durch baar Geld realisirt und nicht mehr vorhanden ist, als in diesem Verkehr im Umlauf erhalten werden kann, da besteht ein rechtliches Verfahren, und die Regierung rechtfertigt das Vertrauen auf diese Schuldpapiere. Die Preußischen Kassenanweisungen sind ein solches glaubwürdiges Papiergeld, da solche nur 12 Millionen Thaler betragen sollen, und der Verkehr der Regierung mit den Unterthanen gegen 50 Millionen Thaler beschäftigt. Wo man aber immer mehr Papiergeld ausgiebt, als man auf eine oder die andere Art beschäftigen kann, da besteht ein Betrug gegen die Nation, der durch fallenden Cours

des

des Papiergeldes fühlbar wird. Die Papiermassen mehrerer Staaten Europa's geben hievon ein lebendiges Beispiel.

§. 20.

Man wird auch nie beweisen können, daß etwa ein steigender Verkehr einer Nation die Vermehrung des Geldes als Tauschmittel durch Papiergeld von Seiten der Regierung nothwendig mache, und dieserwegen ist auch wohl noch nie Papiergeld gemacht. Denn da wir einmal Gold und Silber und daraus geprägtes Geld haben, und im Verkehr daran gewöhnt sind, so schafft sich dieser stets das nöthige Geld selbst, und nie wird es ihm daran fehlen. Denn einmal ist es nicht die überhaupt vorhandene Geldmasse, die den brauchbaren Dingen ein Steigen oder ein Fallen ihres Geldwerthes zu Wege bringt, sondern nur die Concurrenz nach denselben, und ihr größerer oder geringerer Verbrauch bewirkt das Steigen oder Fallen ihres Geldwerthes. Es ist daher auch nicht das baare Geld an sich, was den Menschen im Verkehr mit ihrem Fleiß Verdienst giebt, sondern nur der Geldwerth ihrer Erzeugnisse, und dieser kann, wie gesagt, ohne viel vorhandenes baares Geld, und bloß durch dessen raschere Cirkulation entstehen. Man denke sich nur den Gang des Geldes hiebei, und man wird hievon gleich überzeugt werden. Wenn nämlich der Verkehr belebt ist, so kann ein Thaler in einem Tage in zehn verschiedene

Hände gehen, und alle zehen haben dann von jenem einen Thaler jeder einen Thaler, mithin alle zusammen zehn Thaler eingenommen. Man denke sich aber zehn Thaler still liegend, wie es in stockendem Verkehr statt findet, so bleiben es zwar zehn Thaler für den, der sie hat, aber keine neue Einnahme ist dadurch entstanden.

Der Verkehr bildet und schafft sich daher stets sein Geld selbst, und nie kann es ihm etwas helfen, wenn die Regierung durch Papiergeld die Cirkulationsmittel vermehren wollte, wenn die Cirkulation selbst stockt. Wo baare Geldmittel im großen Verkehr fehlen sollten, da treten kaufmännische Papiere ein, und so kann es nie an Zahlungsmitteln und Geldverdienst fehlen, wenn Concurrenz den brauchbaren Dingen nur erst einen Geldwerth giebt.

§. 21.

Aber nach einer andern Seite wirkt die Vermehrung des baaren Geldes. Wenn nämlich dessen mehr da ist, als der Verkehr erfordert, dann sammeln sich Geldcapitale. So lange nun noch Menschen sind, die solche in ihrem Gewerbe nutzbar anlegen können, so lange werden sie gesucht und verzinset. Je mehr sich aber solche Capitale vorfänden, je weniger würden solche angelegt und verzinset werden können, und um so mehr würde der herrschende Zinsfuß fallen, wie früher schon in Bezug auf die Unternehmungen in den Bergwerken Amerika's be-

markt ist. Dieser Erfolg kann aber keineswegs durch Papiergeld herbeigeführt werden, und je mehr davon über jenen Verkehr zwischen Regierung und Volk hinaus geht, um so mehr sinkt sein immaginairer Werth, und keinesweges können also dadurch Capitale gebildet werden.

§. 22.

Hiernach hätten wir denn auch diejenigen Vorschläge zu beurtheilen, die darauf hinaus gehen, die Regierungen sollen dem Geldmangel durch Papiergeld abhelfen. Wir können aus obigen in der Natur der Sache liegenden Folgerungen uns überzeugt halten, daß dieses zu nichts weiter führen kann, als daß die Regierungen ihre Schulden vermehren und ihren Kredit zu Grunde richten würden. Denn wenn solche jetzt in der Zeit der Ruhe und äußern Sicherheit, wo doch Ersparungen aller Art möglich sind, noch neue Schulden machen sollten, wann sollten denn solche wohl abgezahlt werden? Dem Geldmangel im Verkehr könnte dieses immer nicht helfen, da nicht das Geld an sich allein, sondern seine Cirkulation den Dingen im Verkehr Geldwerth giebt, und ist diese da, dann findet sich, wie gesagt, das Geld von selbst in die Hände dessen, der jene Dinge producirt und zum Markt bringt. Wir haben in der civilisirten Welt Geld genug vorräthig, und nur sein Stillliegen erzeugt den Mangel desselben im Verkehr. Neue Summen von Papiergeld würden da-

her die stilliegende Masse der Cirkulationsmittel vermehren, ohne der Cirkulation des Geldes und dem Geldwerth der Produkte etwas zu helfen, und überdies noch den Kredit der Regierungen zu Grunde richten.

§. 23.

In dem gespannten Verkehr der letzten Zeit, vom Anfange der französischen Revolution bis zum allgemeinen Frieden im Jahre 1816, war nicht mehr Geld da als jetzt; der durch den starken Verbrauch der Erzeugnisse entstandene hohe Geldwerth derselben schaffte aber eben durch diesen hohen Werth große Geldcapitale, die jetzt zu verzinsen sind. Denn jene Concurrenz des Geldes zu den Produkten entstand durch die Bedürfnisse der kriegführenden Regierungen; sie konnten für selbige nicht die Mittel aus vergangenen und gegenwärtigen Einnahmen beschaffen und mußten daher die Einnahmen der Zukunft durch Anleihen und Papiergeld zu Hülfe nehmen. Diese Anleihen wurden durch den hohen Geldpreis der Dinge möglich, und so schaffte der lebhafte Verkehr den Regierungen das Geld, und die Verwendung dieses Geldes hob wieder jene Geldpreise der Produkte, und diese Wechselwirkung erzeugte die ungeheuren idealen Capitale, die jetzt in den Staatspapieren stecken und von den Regierungen verzinset werden müssen. Hiedurch entstand die Folge, daß bei großen Reichthümern in den Händen Einzelner

es demnach schwer ist, Geldcapitale aufzutreiben, weil die Regierungen sie auf viele Jahre vorweg genommen haben, woher denn nothwendig ein hoher Zinsfuß für Capitalanleihen entstehen mußte. Hätten nun in jener Zeit die kriegführenden Regierungen ihre Bedürfnisse aus schon vorhandenen Geldmitteln, und ohne Anleihen machen zu dürfen, bezahlen können, dann wären die hohen Geldpreise der Dinge im Verkehr ebenfalls entstanden, nur wären die dadurch verdienten Capitale in wirklichem Gelde da, anstatt daß sie jetzt nur ideal und als eine Last für die künftigen Staatseinnahmen erscheinen. Man würde aber schwerlich jene Capitale im heutigen Verkehr nützen können, sie würden theils unbenutzt liegen bleiben, theils nur für geringe Zinsen ausgeliehen werden können. Wenn es also heut schwer ist, baare Geldcapitale gegen Zinsen aufzutreiben, so würde es in jenem Falle schwer seyn, solche mit Vortheil zu benutzen. Wenn daher der Bergbau mehr edles Metall zum Markt bringt, und die Regierungen allmählig ihre Schulden abzahlen, dann wird derselbe Erfolg entstehen, wie ich früher schon für diesen Fall angemerkt habe.

§. 24.

Die Uebel, welche heut zu Tage die Gewerbe drükken, kommen daher einzig und allein von den Spannungen des Verkehrs jener Zeit her, die, aus mehr erwähnten Ursachen, nicht von Dauer seyn konnten.

Die dort entstandenen eben so gespannten Zahlungspflichten können von dem ruhigen Friedensverkehr nicht ertragen werden, und dieserhalb geben alle Nationen sich Mühe, jene Spannung im Werth der Dinge zu erhalten, und die Engländer sind es besonders, welche durch ihre ungeheuere Schulden und die Pflichten zu ihrer Verzinsung die Nothwendigkeit am meisten fühlten, einen gespannten Geldpreis ihrer Erzeugnisse zu erhalten. Sie sperren deshalb fremde Erzeugnisse ab, damit die ihrigen im innern Verkehr einen hohen Geldpreis behalten. Andere Staaten befolgen dasselbe System mehr und weniger, sie können hiebei aber den Engländern schwer beikommen, weil die von und durch England gelieferten Erzeugnisse, besonders die Kolonialwaaren, nicht in Europa erzeugt werden können, die Menschen aber sich so daran gewöhnt haben, daß sie solche ohne Zwang nicht entbehren wollen. Aus diesen Ursachen hat England viel größern Geldzufluß, als dessen Abfluß beträgt; daher sind Geldcapitale dort aufzutreiben und bei uns nicht. Frankreich handelt aus demselben Grunde nach demselben System, und seine beliebten Luxusartikel und seine Weine erleichtern ihm einen ähnlichen Erfolg, der freilich nicht so hoch geht, als ihn die Engländer vermittelst der Kolonialwaaren treiben können. Diese erzeugen nun letztere freilich nicht selbst, aber sie tauschen sie durch ihre Fabrikate ein, und so dient ihnen Indien und Amerika dazu,

Digitized by Google

durch Kaffee, Thee, Zucker, feine Gewürze ꝛc., das übrige Europa vom Gelde zu entblößen.

§. 25.

Alle diese Maaßregeln können aber nur jenen beiden Völkern, wahrscheinlich aber auch nicht auf die Dauer, helfen. Denn entweder werden die andern Regierungen Europa's nothgedrungen, die Konsumtion und den Verbrauch fremder Erzeugnisse eben so absperren müssen, oder dieser Erfolg macht sich von selbst, wenn das Geld allmählig verschwunden seyn wird und dann die Mittel fehlen, jene Erzeugnisse einzutauschen. England wird dann entweder für seine Zufuhr unsere Erzeugnisse nehmen, oder seine entbehrlichen Herrlichkeiten für seine Genüsse selbst behalten müssen. In beiden Fällen muß der künstlich hohe Geldpreis seiner Erzeugnisse sinken, und es wird dann eingestehen müssen, daß es seine Schulden nicht bezahlen und nicht verzinsen kann, und der finanzielle Ruin des Festlandes wird nicht seinen Fall verhindern können.

§. 26.

So wie nun die Abdämmung oder Sperrung eines Flusses auf einer Seite eben so viel Ebbe herbeiführen muß, als anf der andern Seite die Stauung beträgt, so müssen auch nothwendig die Sperrungsmaaßregeln Englands den Verkehr und Erwerb anderer Nationen eben so lähmen, als der ihrige dadurch vorläufig noch gewinnt. Daß sie dieses thun,

fühlen wir nun seit Jahren zu sehr, als daß darüber noch Beweise erfordert werden könnten. Der Verkehr mit unsern Erzeugnissen ist gehemmt, die Concurrenz von selbigen abgesperrt und so ihr Geldwerth weit mehr verschwunden, als es der ruhige Friedensverkehr bewirkt hätte. Ohne Geldwerth der Erzeugnisse ist kein Geld zu schaffen, und große Bedürfnisse der Staatsverwaltung fordern merklich erhöhete Abgaben, und so geht es mit unserem Nationalvermögen, wie mit einem Lichte, was man auf beiden Enden anbrennt.

§. 27.

Man schmeichelt sich mit der Hoffnung, daß die Erzeugnisse unserer Fabriken und die Produktion der feinen Wolle dem durch jenen Zustand schon vorhandenen, noch mehr aber und in verstärkten Schritten herbeiströmenden Unheil im Geldverkehr abhelfen könne, und mehrere öffentlich mitgetheilte Resultate vom Verkehr mit jenen Gegenständen geben hiefür auch einigen Anschein. Die Wichtigkeit der Sache fordert es, daß wir auch diese Hoffnungen und ihre begründenden Thatsachen näher beleuchten, um vielleicht der Wahrheit bei der Sache möglichst nahe zu kommen. Zuvor aber wollen wir, dem Gange dieser Zusätze gemäß, die Resultate unserer Handelsbilanzen im Allgemeinen ein wenig in Betracht ziehen, ob etwa auch diese schon glaubwürdige Resultate geben kön-

Digitized by Google

nen, die auf jene Hoffnung einen bestätigenden Schein werfen.

2) Ueber die Glaubwürdigkeit der bei den herrschenden Handelssystemen zur Kontrolle dienenden Handelsbilanzen.

§. 28.

Ich fange hier bei derjenigen Nation an, die heut zu Tage in der Handelswelt an der Spitze steht, und hier ein solches Uebergewicht ausübt, daß man wohl gestehen muß, daß sie alle andere Nationen mehr und minder beherrscht. Daß dieses nun die Engländer sind, versteht sich wohl schon bei jedem, der in die Welt schaut, von selbst.

§. 29.

Diese Nation giebt nun ihre Handelsbilanz vom Jahre 1824 folgendermaaßen an:

Ihre Ausfuhr habe betragen	63,225,272 Pfd. Sterl.
Die Einfuhr aber nur	41,729,485 " "
Sie weiset also einen Geldzufluß nach von . .	21,495,787 Pfd. Sterl.,

welches, wenn wir 1 Pfd. Sterling nur zu 5½ Thaler Preuß. Courant annehmen, die Summe von 118,226,825 Thaler Preuß. Cour. beträgt.

§. 30.

Frankreich soll bis zum Jahre 1801 in seiner Handelsbilanz verloren haben, und ihr damaliger Krieg mit England und die davon entstandene Sper-

rung der Seeschifffahrt läßt dieses glauben. Seit 1816 hat diese Sperre aber aufgehört, und seitdem haben die französischen Exporte an Luxus- und Modewaaren, Wein, Branntwein, Oel ꝛc. mit jedem Jahre zugenommen. Wenn mir nun auch keine officielle Angaben bekannt sind, daß und wie viel Frankreich an seiner Handelsbilanz gewinnt, so kann man aus folgenden Gründen eben so annehmen, daß es wirklich und beträchtlich gewinne, so wie, daß obige Angaben Englands wahrscheinlich nicht übertrieben sind.

§. 31.

Ob nämlich eine Nation mit seiner Handelsbilanz vortheilhaft stehe, kann man schon daraus abnehmen, wenn Geldcapitale bei selbiger leicht aufzutreiben sind. Denn der Vortheil der Handelsbilanz besteht eben in einer Vermehrung des baaren Geldes, und so wie sich dieses vermehrt, so entsteht ein Zudrang mit selbigem, um es mit gutem Nutzen anzulegen, und daher sind Geldcapitale leicht aufzutreiben. Wir sehen es nun täglich, daß es in England nur des Versuchs und einer erträglichen Sicherheit bedarf, um Capitale von vielen Millionen als Anleihen aufzutreiben, so wie, daß es in Frankreich hiemit auch keine große Mühe kostet, und wer heut zu Tage Geldcapitale von Bedeutung sucht, der muß nach England und Frankreich gehen. Wir werden daher nicht zu viel thun, wenn wir annehmen, daß

Digitized by Google

Frankreich mindestens den vierten Theil vom Betrage des Gewinnes von England in seinem Handel gewinnt, und so können wir denn dreist den Ueberschuß, den Frankreich und England zusammen hat, auf 145 Millionen Thaler Preuß. Cour. annehmen.

§. 32.

Ein anderes Mittel, durch welches man hier den Zustand der Handelsbilanz einer Nation anscheinend beurtheilen könnte, würde der Cours der Staatsschuldpapiere seyn, wenn auf diesen nicht noch andere Umstände einwirkten, und solcher von der Concurrenz vorhandenen Geldes allein abhinge. Dem ist aber nicht so. Denn die Concurrenz nach den Staatspapieren entsteht wesentlich mit von der Stokkung der produktiven Gewerbe, und von dem unsichern und geringen Verdienst bei selbigen, so wie die Bequemlichkeitsliebe der Geldbesitzer auch ihren großen Antheil daran hat. Diese Ursachen ziehen das Geld von den Gewerben ab und bringen es mit den Staatspapieren, die jeder des ruhigen, sichern Genusses der Zinsen wegen haben will, in Concurrenz, und so können die Staatspapiere einen guten Cours haben, wenn es auch anderwärts an allen Ecken an Geldcapital fehlt, und ohne allen Geldmangel kann jener fallen, wenn anderweitige Unternehmen auf einmal zu viel Geld in Anspruch nehmen, wie wir dieses eben jetzt an den englischen Papieren durch die großen Unternehmungen der dort

entstandenen Aktien-Compagnien gewahr werden können, überdies wird auch wohl überall am Cours der Staatspapiere gekünstelt. Aus dem Cours der Staatspapiere können wir daher keinen Schluß auf die Handelsbilanz einer Nation ziehen, und wir müssen uns daher an jene amtlichen Angaben der Engländer um so mehr halten, da die Erscheinungen in ihrem Geldverkehr ihnen ganz entsprechen.

§. 33.

Was nun ein oder mehrere Völker in ihrer Handelsbilanz gewinnen, müssen andere nothwendig verlieren, denn jener Gewinn kann nur durch Verluste anderer Nationen entstehen, und so wie es einer Gesellschaft von Spielern als ein Späßchen ausgelegt werden müßte, wenn sie nach Beendigung des Spiels erzählen wollten, sie hätten alle gewonnen, so wird man es auch wohl nicht als Wahrheit annehmen können, wenn alle Nationen eine vortheilhafte Handelsbilanz angeben. Nun wird es darauf ankommen, zu ermitteln, wer denn eigentlich jene 145 Millionen, oder auch nur den englischen Gewinn verliert. Die nächste Antwort ist wohl: alle Nationen, die mit England handeln. Damit ist aber für uns noch nicht genug gesagt, denn wir wollen wissen, welche von allen diesen Nationen verliert.

§. 34.

Amtliche Angaben fehlen nun hierüber, denn fast alle Nationen Europa's geben eine vortheilhafte

Digitized by Google

Handelsbilanz an. Wir müssen daher versuchen, ob wir nicht durch Schlüsse aus offenkundigen Thatsachen einiges Licht bekommen können.

England handelt nun mit der ganzen Welt, und wir wollen daher offenkundige Thatsachen zu Rathe ziehen, ob Ostindien, Amerika oder Europa jene Verluste erleidet.

§. 35.

Von Ostindien ist nun bisher die allgemeine Meinung gewesen, daß es die baaren Schätze Europa's verschlingt, und, wie ich mich erinnere, las ich vor etwa einem Jahre eine Nachricht über dieses Verhältniß, in welchem es als etwas Neues und Erfreuliches angekündigt wurde, daß die Remissionen in Baar dorthin schon merklich nachließen und bald ganz aufhören würden. Hieraus läßt sich denn wenigstens schließen, daß Ostindien keinen Verlust an baarem Gelde oder Metall durch den Handel mit Europa erleidet. Wir können dieses auch schon daraus ahnden, daß unser Verbrauch an Thee und Gewürzen aller Art, die wir alle von dort beziehen, sehr beträchtliche Summen ausmachen muß, welche nur die englischen Manufakturwaaren aufwiegen können. Für diese werden auch jene Dinge eingetauscht, und so gewinnt England sie so, als wenn es sie selbst erzeugte. Es versorgt beinahe ganz Europa, wenigstens bei weitem zum größten Theil, und zieht von diesem die Zahlung dafür.

Digitized

§. 36.

Amerika hat nun zwar viel Gold und Silber, dagegen auch viele Produkte, die Europa von dort bezieht, und Kaffee, Zucker, Taback möchten wohl die bedeutendsten dieser Gegenstände seyn, und wie hoch dieser Verbrauch gehen muß, kann man schließen, wenn man sieht, daß der Gebrauch derselben, besonders des Kaffee's und Zuckers, bei uns sich bis in die untersten Stände verbreitet hat. Ueberdies ist aber Amerika noch sehr dünn bevölkert und der größte Theil dieser Bevölkerung lebte bisher als Sklaven in einem dürftigen Zustande, und hieraus läßt sich schon abnehmen, daß Amerika noch nicht viel europäische Erzeugnisse verbraucht haben kann, und solche wohl reichlich mit seinen gedachten Pflanzenprodukten bezahlen konnte. Da nun die Bewohner jener Gegenden ihr Gold und Silber wohl nicht umsonst an Europa abgeben werden, so folgt wohl, daß an dem englischen Baargewinne im Handel Amerika keinen großen Antheil haben kann. Es geht hiebei wohl eben so, wie mit Ostindien; die Engländer bezahlen den Kaffee, Zucker, Rum ꝛc. mit ihren Manufakturwaaren und bringen jene dafür nach Europa, was ihnen Geld dafür bezahlt.

§. 37.

Wir werden daher wohl mit guten Gründen annehmen müssen, daß der Gewinn der englischen und französischen Handelsbilanz in einem eben so großen

Verlust des übrigen Europa's besteht, und wenn also das übrige Europa in seiner Handelsbilanz Gewinn nachweiset, so kann das nur auf Täuschung beruhen. Vielleicht wäre Sachsen das einzige Land, mit dem es hierin anders steht, da dieses durch seine Bergwerke, seine Manufakturwaaren und seine feine Wolle verhältnißmäßig sehr beträchtliche Baarsummen beziehen muß, und außerdem könnte auch Holland durch seine Fabriken ohne Schaden abkommen. Auf allen andern Staaten ruht aber der Verlust um so gewisser, und wir wollen hier nur noch versuchen, dieses in Bezug auf Deutschland und Preußen noch anschaulicher zu machen.

§. 38.

Von Deutschland werden wir nun zuvörderst auf den Grund der im oben schon erwähnten Stück dieser Annalen befindlichen Uebersicht von der in den letzten 24 Jahren nach England ausgeführten Wolle annehmen, daß selbige als die im Jahre 1824 vorkommende höchste Quantität in einem Jahre betragen habe 15,412,275 Pfund, und den vom Herrn Staatsrath Thaer angenommenen Preis von 1½ Rthlr. pro Pfund davon berechnen. Dieses beträgt für obige Wollquantität . . . . . 23,118,402 Thaler.

Nach dem Correspondenzblatte von und für Kaufleute Nr. 30. soll die Ausfuhr der Wolle aus Deutsch-

Latus 23,118,402 Thaler

Transport 23,118,402 Thaler

land nach England viermal mehr betragen, als alle andere Exporte der Deutschen nach allen Theilen der Erde. Diese würden also nur den vierten Theil jener Summe betragen, welches dann nur ausmacht 5,779,600 .

und so machten denn alle Exporte der Deutschen nur eine Summe von . . . . . 28,898,002 Thaler.

Gegen diese Summe rechne man nun diejenigen Summen, welche Kaffee, Zucker, Thee, Gewürze, französische und englische Luxus- und Galanteriewaaren betragen müssen, ab, und es ist sicher vorauszusetzen, daß solche mehr als das Doppelte jener Ausfuhr betragen müssen, und dieses Resultat muß um so glaubwürdiger erscheinen, wenn wir oben erwähnte Handelsbilanz der Engländer und die davon bemerkten Ursachen, so wie die in Deutschland allgemein herrschende Geldlosigkeit dabei nicht übersehen. Denn mehrere Thatsachen zeigen hier auf eine Wirkung, und wir werden solche dann um so mehr zu glauben volle Ursache finden.

§. 39.

Hinsichts des Preußischen Staates stehen uns nun hier noch folgende öffentliche Angaben, die ich aus der Königsberger Zeitung Nr. 83. Jahr 1825 entnehme, zu Gebote, und sie werden hinreichend seyn,

ein

ein bedeutendes Licht auf den fraglichen Gegenstand zu werfen.

Von diesem wird nun vom Jahre 1823 angegeben, daß im Verkehr mit Fabrikwaaren und Fabrikmaterialien folgender Umsatz statt fand.

A. An Einfuhr.

Fabrikmaterialien für . .	36,927,349 Thaler,
Fabrikate	44,549,519 „
Summa	81,476,968 Thaler.

B. An Ausfuhr.

Fabrikmaterialien für . .	25,896,437 Thaler,
Fabrikate	65,289,241 „
Summa	91,185,678 Thaler.

Die Fabrikate und Fabrikmaterialien des preußischen Staates haben daher einen Ueberschuß von beinahe zehn Millionen Thaler geliefert.

Dieses Resultat der Fabriken unsers Staates ist nun allerdings erfreulich, und es ist offenbar, daß es mit unsern Geldangelegenheiten viel schlechter stünde, wenn dieser Flor der Fabriken nicht bestände. Allein eben so einleuchtend ist es, und die bisherige Erfahrung beweiset es hinlänglich, daß jene Resultate doch nicht hinlänglich sind, unsere Geldverhältnisse aufrecht zu erhalten, und so wie ich in folgendem Abschnitt dieses völlig anschaulich zu machen gedenke, so bemerke ich hier darüber nur vorläufig folgendes:

§. 40.

Jener Ueberschuß der Fabrikenproduktion kann unmöglich unsern Verbrauch an Kaffee, Zucker, Gewürzen, fremden Weinen, Thee ꝛc. auch nur zur Hälfte decken. Denn wenn wir aus obiger Darstellung entnehmen können, daß wir an fremden Fabrikaten für 44½ Millionen Thaler verbrauchen, da doch unsere eigenen Fabriken von diesen Bedürfnissen wenigstens eben so viel liefern müssen, dann müssen wir auch annehmen können, daß der Verbrauch jener Genußmittel, die wir alle aus der Fremde beziehen und von denen wir nichts selbst erzeugen können, eben so hoch sich beläuft, als die fremden Fabrikwaaren. Um aber lieber diesseit, als jenseit der Wirklichkeit stehen zu bleiben, wollen wir nur annehmen, daß jene Genußmittel nur halb soviel, also nur 22 Millionen Thaler betragen, und so fänden wir denn einen jährlichen Geldverlust von 12 Millionen Thaler, welcher in den neun Jahren, in welchen dieses Verhältniß schon besteht, mindestens 100 Millionen Thaler beträgt, welcher Verlust um so mehr anzunehmen ist, da bisher die Fabriken noch nicht jenes Resultat gaben und solche erst im Jahre 1823 dahin gestiegen sind, auch bis dahin der Verbrauch jener Genußmittel gewiß größer war, da Anfangs noch mehr Geld und Verdienst unter den Menschen war.

§. 41.

Ein Verlust von 100 Millionen Thaler muß

nun in dem Verkehr und Erwerb einer Nation von 10 Millionen Seelen äußerst verderbliche Störungen machen, und daß wir auch wirklich unter diesen Uebeln seufzen, weiß Jedermann. Man kann hier nicht einwenden, daß anderweitige Ausfuhrprodukte jenen Ausfall heben, weil wir keine andere haben, als Getreide und Fabrikwaaren, und jenes nicht dahin gehen kann, wo es die Kolonialwaaren bezahlen könnte. Unsere Wolle für die Ausfuhr ist gleichsam erst im Entstehen, und an jenen 23 Millionen Thaler, die Deutschland für Wolle bezieht, hat unser Staat nur noch einen verhältnißmäßig sehr geringen Antheil, der auch schon in obiger Balance unter den Fabrikmaterialien mit begriffen ist, so wie sich auch der Flachs darunter befindet. Unsere Bergwerke liefern an Gold und Silber noch nicht den Betrag einer Viertel-Million Thaler. Unsere Holzausfuhr ist mehr polnisches als einheimisches Produkt. Kupfer, Eisen, Blei und andere Mineralien und Salz können hiebei auch nichts helfen, da wir fremdes Eisen und Salz beziehen und diese wohl noch mehr betragen, als die übrigen gedachten Mineralprodukte decken können.

§. 42.

Den Einwand, daß die früher statt gefundene Ausfuhr unsers Getreides nach England zu gering war, als daß sie einen solchen Ausfall hätte decken können, kann ich zwar nicht mit Angaben in Zahlen widerlegen, weil mir die Data dazu fehlen, solche

für Preußen auch schwer zu ermitteln seyn möchten, da auch das polnische Getreide großentheils durch unsere Häfen ins Ausland gegangen ist; ich führe aber hiergegen folgende Bemerkungen an:

§. 43.

Schon früher habe ich es bemerklich gemacht, daß es nicht gerade die Masse des vorhandenen Geldes ist, was den Geldpreis der Produkte bildet, sondern daß dieser lediglich von der Concurrenz nach selbigen und der davon abhängenden Cirkulation des Geldes abhängt. Der Geldpreis der Produkte bestimmt aber den Verdienst des Producenten. Es war also früher nicht allein die Masse des Getreides, die den Geldzufluß schaffte, sondern der höhere Preis desselben bewirkte noch mehr dabei. Der Verkehr mit England war es nun, der die auf dortigem Markt herrschenden höchsten Geldpreise des Getreides auch auf dasjenige des Festlandes und besonders Preußens übertrug. Wenn nun auch England nicht unsern ganzen Getreideüberschuß nahm, so bewirkte es doch den höhern Geldwerth desselben und alles in andere Länder geführte Getreide mußte nach diesem Preise bezahlt werden. Wenn wir daher vielleicht auch nur die Hälfte unsers Getreideüberschusses nach England bringen konnten, so bekamen wir doch das übrige auch mit englischen Preisen bezahlt, und so mußte der Geldzufluß durch die Getreideausfuhr viel größer seyn, als aus der Masse des wirklich nach

England gekommenen Getreides gefolgert werden kann, und daher letzteres wohl im Stande seyn, den Verbrauch der fremden Genußmittel zu decken. Denn auch heute noch findet ja wirklich Getreideausfuhr bei uns statt, ohne daß solches nach England geht; dieses kann aber keinen merklichen Erfolg haben, da die durch Englands Sperre unsererseits entstandene Ebbe im Geldpreise der Dinge, nichts von der Aufstauung desselben in England gewinnen, sondern nur in vergrößerter Wirkung und noch mehr verlieren kann, als jene Aufstauung dort höhere Preise bewirkt.

§. 44.

Zur Vermehrung jenes Deficits in unserer Handelsbilanz muß es nun sehr wesentlich beitragen, daß wir die fremden Erzeugnisse, besonders aber die Kolonialwaaren, viel zu gering besteuern. Was man gegen eine hohe Besteuerung dieser Dinge von Seiten der Defraude einwenden kann, werde ich weiterhin, wo von den Maaßregeln gegen die herrschenden Erwerbsübel die Rede ist, zu begegnen suchen, und hier nur die so äußerst nachtheiligen unausbleiblichen Wirkungen aufstellen, die von einer zu geringen Besteuerung fremder Genußmittel nothwendig entstehen müssen, auch heute an der Tagesordnung sind und den entscheidendsten Einfluß auf die Noth der einheimischen Produktion ausüben.

§. 45.

Die zu geringe Besteuerung des Kaffees bewirkt

es, daß es wohlfeiler ist, ein Frühstück aus Kaffee zu bereiten, als ein Glas Warmbier, ja sogar wohlfeiler als eine Milchsuppe. Die Folge hievon ist, daß Alt und Jung in großen und kleinen Städten zum Genuß des Kaffees übergeht. Eltern, Kinder und Gesinde trinken in den Städten mehr Kaffee, als sie Milch verbrauchen; die Frau des Tagelöhners in größern Städten trinkt ihren Kaffee, und so geht das Geld dafür nach England, und der ländliche Producent wird zu Zeiten seine Milch nicht für Spottgeld los. Es kommt dahin, daß ein großer Theil der Nation seinen Körper mehr mit Erzeugnissen des Bodens in beiden Indien, als von den Gaben seines Vaterlandes nährt.

§. 46.

Die zu geringe Besteuerung des Weins und Rums in unserm Norden macht es zu vielen Menschen möglich, diese Erzeugnisse zu genießen, und dafür unser verhältnißmäßig höher besteuertes Bier und unsern entschieden höher besteuerten Branntwein zu verschmähen. Das Geld geht also nach Frankreich und England, und der einheimische Producent leidet um so mehr an Absatz, da die arbeitende Klasse häufig nicht mehr im Stande ist, ein Glas Bier oder Branntwein zu bezahlen. Wenn man letztern Umstand mitunter als eine Begünstigung der Moralität des Volkes ausschreit, dann vergesse man doch nicht, daß ein Wein- oder Punschrausch eben so un-

Digitized by Google

moralisch ist, als ein Branntweinsrausch, und man findet Letztere wohl, im Verhältniß der genießenden Menschenzahl, nicht häufiger als Erstere.

§. 47.

Die zu geringe Besteuerung des fremden Zukkers ist gewiß ein Hauptgrund, warum es mit der Fabrikation des Zuckers aus Runkelrüben bei uns nicht fort will, und welche herrliche Quelle des Erwerbes könnte durch letztere jetzt nicht für den ländlichen Producenten entstehen; wie sehr könnte die den Preis zu sehr herunter drückende Concurrenz des Getreides auf dem Markt vermindert, wie sehr der Viehstand höher benutzt werden, wenn die Fabrikation des Zuckers aus Runkelrüben mehr ins Leben käme und unsern Zuckerverbrauch deckte! Die Unabhängigkeit vom Uebergewicht Englands im Handel würde hieran eine ausdauernde Stütze finden, und unsere Süßmäuler könnten Zucker über und über haben, ohne daß sie das Geld ihres Vaterlandes dafür ans Ausland gäben und das Wohl ihrer ernährenden Mitbürger mit ihrem feinen Gaumen untergrüben.

§. 48.

Die zu geringe Besteuerung fremder Fabrikate drückt unsere Fabrikanten, und jene oben angegebenen 44 Millionen Thaler, die wir für fremde Fabrikate ausgeben, machen dieses wohl anschaulich genug. Alle Schnitt- und Modewaaren-Handlungen rühmen sich

Digitized

als am besten assortirt, wenn sie die feinsten englischen und französischen Artikel darzubieten haben, und in jedem Zeitungsblatt lieset man Ankündigungen neuer Sendungen. Alles strömt diesen Waaren zu und ernährt die französischen und englischen Manufakturisten mit dem Schweiß seiner bedrückten Mitbürger. Ich will dieses nicht als absolut tadelnswerth ausgeben; nur in sofern England und Frankreich nicht unsere Fabrikate eben so begünstigt, ist es ein Verrath am Wohl des Vaterlandes, wenn wir den Verbrauch fremder Fabrikate durch zu geringe Besteuerung zu sehr begünstigen. Die Ausfuhr unserer Fabrikate beträgt zwar nach obiger Zusammenstellung mehr, als die Einfuhr der fremden; an jener Ausfuhr wird aber wohl der Verbrauch Englands und Frankreichs den geringsten Antheil haben, wogegen die hier verbrauchten fremden Fabrikate größtentheils englisch und französisch sind, weil der Geschmack unserer feinen Welt so vom Vorurtheil abhängt, daß man glaubt, nur England und Frankreich könne die schönsten Sachen zum Aufputz verblüheter oder versengter Schönheit geben. Eine unerschwerte Einfuhr fremder Fabrikate würden daher doch nur diejenigen Staaten billiger Weise erwarten können, die es mit unsern Fabrikaten eben so machen, und am wenigsten möchten die Waaren Frankreichs solche verdienen, da dieses die Produkte der Deutschen fast ganz ausschließt.

Digitized by Google

§. 49.

So ist unsere feine Welt, wenn man sie von innen und außen betrachtet, eine französische, englische, west- und ostindische Welt, die sich vom Schweiß unserer bedrückten Producenten nährt, und ihre Leichengestalten mit fremdem Tand als Modepuppen zur Schau trägt. Ihr Beispiel wirkt bis auf die niedrigste Klasse, und so will alles von uns Geld einnehmen und nach fremden Welttheilen ausgeben. Da wir nun nicht Geld machen, sondern nur eintauschen können, die Fremden aber nicht unsere Bodenerzeugnisse nehmen, so kann natürlich kein Geld bei uns bleiben. Man täuscht sich hiebei durch gewiß unrichtige Handelsbilanzen, und übersieht es ganz, daß Englands Handelsbilanz und Geldüberfluß, so wie unser Geldmangel, den vollständigsten und evidentesten Beweis geben, daß es ins Reich der Unmöglichkeit gehört, bei uns eine vortheilhafte Handelsbilanz mit gutem Grunde anzunehmen und vorauszusetzen.

Wir verfolgen den Plan dieser Zusätze weiter, wenn wir in folgendem Abschnitt in Erwägung ziehen, ob es bei dem heutigen Zustande und Gange der Dinge mit unsern Geldverhältnissen besser werden könne?

3) Ist der heutige Zustand und Erfolg der Production und des Handelsverkehrs im Stande,

uns aus den bestehenden Bedrängnissen heraus zu führen, und sind dieserhalb die früher in Betrachtung gezogenen Maaßregeln Friedrichs des Großen unnöthig?

§. 50.

Obige Frage scheint nach herrschender Meinung bedeutender Männer mit Ja! beantwortet zu werden. Denn aus dem Quartals-Bericht im 1sten Stück des 16ten Bandes dieser Annalen, legt Herr Staatsrath Thaer auf die steigende Produktion der feinen Wolle ein Gewicht, welches unsere Handelsbilanz aufrecht halten zu sollen scheint, und aus bestehenden Maaßregeln der hohen Landesregierung scheint man darauf zu rechnen, daß sich die herrschenden Uebel allmählig von selbst in ein genügendes Gleichgewicht der Rechte mit den Pflichten der Staatsbewohner setzen werden, und entscheidend einwirkende Ereignisse in den Gang der Dinge deshalb unnöthig wären.

§. 51.

Wir wollen daher hier doch den heutigen Zustand der Dinge mit seinen möglichst günstigen Erfolgen uns noch mehr anschaulich machen, als solches früher schon geschehen ist, und durch Zusammenstellung seiner zu hoffenden Wirkungen auf einen möglichst klaren Schluß zu kommen suchen, ob denn jene Erfolge auch im günstigen Falle so seyn können, daß wir über den Ausgang der gegenwärtigen Krisis so ruhig seyn können, als man es zu wollen scheint?

§. 52.

Wir wollen hiebei bloß bei meinem Vaterlande, dem preußischen Staate, stehen bleiben und in Beziehung auf selbigen die Hauptpotenzen in der Handelsbilanz mit ihren zu erwartenden Wirkungen durchgehen. Wir kommen dabei unwillkührlich und in Folge des Einganges dieses zuerst auf

§. 53.

Die feine Wolle. Die Produktion dieses gegenwärtig gesuchten Fabrikstoffs ist nun noch in ihrer Entstehung, und wir müssen annehmen, daß solche an jenen 23 Millionen Thalern, welche die Ausfuhr der deutschen Wolle nach England beträgt, zur Zeit noch einen sehr untergeordneten Antheil hat. Jene Uebersicht von diesem Gegenstande weiset nun noch unter dem Namen „Ostpreußen" 20,382 Pfund Wolle nach, die circa 30,500 Thaler ausmachen mag. Unter Ostpreußen verstehen die Engländer hier offenbar das eigentliche Königreich Preußen, d. i. denjenigen Theil unserer Monarchie, der nicht zum deutschen Bunde und also auch nicht zu Deutschland gerechnet wird, und daher Ostpreußen, Litthauen und Westpreußen. Denn letztere Provinz hat mehr feine Schaafe, als die andern Provinzen, und ist doch nicht in jener Nachweisung benannt, und von dem Erzeugniß der feinen Wolle im Königreich Preußen kann wohl bis jetzt nur der kleinste Theil für die englischen Fa-

Digitized by Google

briken brauchbar seyn, und der größte Theil geht an einheimische Fabriken.

§. 54.

Augenscheinlich hat daher die Produktion der feinen Wolle bis jetzt noch einen sehr untergeordneten Antheil an der Ausfuhr des preußischen Staates. Denn nach den frühern Angaben aus den Königsberger Zeitungen befinden sich unter der angeführten Summe der Ausfuhr an Fabrikmaterialien zwar 99,292 Centner oder 10,922,120 Pfund Wolle; dagegen kamen unter der Einfuhr derselben Gegenstände 60,752 Centner oder 6,782,720 Pfund Wolle vor. Letztere ist nun wahrscheinlich eine gröbere Gattung; wogegen aber auch die ausgeführte Sorte bei weitem nicht alle von der feinsten Art seyn kann. Wir wollen aber annehmen, daß der Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr von 4,139,400 Pfund von der feinsten Art sey, und daß solche daher nach dem Preise von $1\frac{1}{2}$ Thaler pro Pfund gegen 7 Millionen Thaler betragen könne, und dann hiebei stehen bleiben, daß die Ausfuhr der Wolle von uns diese Summe betrage, wodurch denn zugleich der Wahrscheinlichkeit, daß die eingeführte Wolle durchweg die schlechtere Sorte sey, ein Genüge geschehen möchte.

§. 55.

Daß nun dieser Ersatz, da er mit dem Ueberschuß der Fabrikate zusammen, wie obige Zusammenstellung darthut, noch immer kaum über zehn Mil-

Digitized by Google

lionen Thaler beträgt, zur Zeit noch nicht im Stande ist, die Geldausgabe für Kaffee, Zucker, Thee, Gewürze und fremde Weine zu decken, möchte wohl keines umständlichen Beweises bedürfen, da wir sicher annehmen können, daß letztere Gegenstände mehr als doppelt soviel betragen müssen. Der Betrag der letztern ist daher zur Zeit noch lange nicht gedeckt.

§. 56.

Nun wollen wir doch einmal erwägen, ob der letztere nothwendige Zweck durch steigende Produktion mit der Zeit erreicht werden kann. Daß dieses nun von Seiten der Produktion der Wolle möglich ist, dürfen wir wohl nicht bezweifeln, da dieser Gegenstand wohl noch auf einen mehrfach größern Betrag, als er gegenwärtig ausmacht, getrieben werden kann, indem unsere Schaafheerden vielleicht noch nicht zum vierten Theil aus feinem Vieh bestehen und überdies solche noch durch zweckmäßigen Gang des Feldbaues sehr vergrößert werden können. Ob aber von Seiten der auswärtigen Nachfrage noch eine bedeutend größere Produktion begünstigt werden wird, ist eine andere Frage.

§. 56.

Die letzten Wollmärkte haben den Anschein gegeben, als wenn noch nicht genug feine Wolle da wäre, denn die Preise waren durch lebhafte Concurrenz nach selbiger bedeutend in die Höhe gegangen. Spätere öffentliche Mittheilungen lauten aber nicht

Digitized by Google

so günstig für jenen Anschein, denn auf spätern Messen waren die Wollpreise wieder gedrückt, und es verlauteten Klagen über fehlgeschlagene Spekulationen auf gute Preise, und so scheinen die guten Preise unserer letzten Wollmärkte mehr Folge einer aufgeregten Spekulation gewesen zu seyn, als daß man sie als eine Folge gestiegenen Bedürfnisses ansehen könnte, und es können immer wieder ähnliche Erfolge eintreten, wie nach dem Jahre 1818 oder 19, wo die Preise auch bedeutend in die Höhe getrieben, in den folgenden 3 bis 4 Jahren aber um so flauer waren. Solche Erscheinungen lassen nun eben nicht schließen, daß das Erzeugniß der feinen Wolle noch sehr bedeutend hinter dem Bedürfniß und Verbrauch derselben zurück sey, wenigstens kann es nicht lange dauern, daß das jährlich zunehmende Bestreben zu Erzeugung der feinen Wolle fast in ganz Europa, und durch die Engländer selbst bis in Neuholland mehr Ueberfluß als wahres Bedürfniß der feinen Wolle beschaffen wird, und dann möchte es doch mit der gegenwärtig bestehenden überwiegenden Einträglichkeit dieses Industriezweiges ein Ende haben.

§. 57.

Wenn wir aber auch annehmen, daß wir mit der Erzeugung der feinen Wolle, ohne Gefahr für Mangel an gutem auswärtigen Absatz bei uns so steigen können, daß die Ausfuhr dieses Artikels im Stande ist, unsere Einfuhr an fremden Genußmit-

Digitized by Google

teln zu decken, so ist doch einleuchtend, daß dieses nur nach und nach geschehen könne, und daß mehrere Jahre darüber hingehen müssen, ehe wir dieses Ziel erlangen, und bis dahin bleibt denn doch der bestehende Abfluß des baaren Geldes ohne hinreichenden Ersatz im Gange.

§. 58.

Zum Ueberfluß will ich nun noch annehmen, daß unser Geldbestand diesen Abfluß noch aushalten kann, wenn gleich der heutige Zustand der Dinge dieser Voraussetzung sehr grell widerspricht; ja ich will sogar das augenscheinlich Unwahre zu Gunsten der feinen Wolle hier voraussetzen und so rechnen, als wenn sie heute schon im Stande wäre, unsere Ausgabe für fremde Genußmittel zu decken, und wir werden denn doch gestehen müssen, daß sie auch unter diesen günstigsten Umständen nicht im Stande ist, den heutigen Verlegenheiten eine befriedigende Abhülfe zu gewähren.

§. 59.

Denn wir dürfen nur den Gang des für die feine Wolle einkommenden Geldes verfolgen, um gleich einzusehen, daß es nur dem kleinern Theil der heutigen Bedrängnisse entgegenwirken kann. Die Producenten der feinen Wolle sind alle Besitzer oder Pächter größerer Güter, und haben letztere entweder mit Schulden behaftet oder sind frei von Schulden. Beide, sowohl diese Producenten als ihre Gläubi-

ger, gehören nun nicht zum großen Haufen, sondern zu demjenigen Theil der Nation, der entweder Capitale sammelt oder Capitale verzinsen muß, und sehr großen Antheil an dem Verbrauch fremder Genußmittel nimmt; das Geld für die feine Wolle kommt also um so weniger dem großen Haufen der Producenten und dem Geldwerth seiner Erzeugnisse zu Nutzen, da sich Jedermann scheut, bei dem gegenwärtigen Zustande des Verkehrs, Capitale für den Verdienst des großen Haufens anzulegen. Der höchste, ja überschwenglichste Erfolg der Produktion der feinen Wolle und ihr zur Zeit noch nicht abzusehender unbeschränkter Absatz nach dem Auslande kann in seinen besten Folgen also immer nicht weiter wirken, als daß er entweder die schon bestehenden Privatschuldcapitale verzinset oder zurückzahlt, oder neue Capitale bildet, trifft also immer nur einen Theil der heutigen Verlegenheiten, nämlich den Mangel und den hohen Zinsfuß der Geldcapitale, und kann daher in seinen besten und über alle Erwartung hinaus gehenden Erfolgen der Landesregierung wenig und dem größten Theil der Nation gar nichts helfen. Denn jene Capitale tragen zur Zeit weder etwas zu den Staatslasten bei, noch verschaffen sie den einheimischen Producenten Verdienst.

§. 60.

Denn wir haben oben gesehen, daß nicht die Summe der vorhandenen Geldmasse in einem Staate,

son-

sondern nur die Concurrenz desselben mit der einheimischen Produktion den Erzeugnissen Geldwerth und dem Producenten Verdienst giebt, und hierauf wirken zur Zeit die Capitale fast gar nicht, wenigstens lange nicht in dem Maaße, als sie groß sind und wirken könnten. Der große Haufe unserer Producenten beschäftigt sich nun wesentlich mit Getreidebau, und er muß dieses thun, weil wir Getreide als das erste Bedürfniß brauchen, und er nur langsam auch zu andern Nebenhülfsmitteln, Flachs-, Hanf-, Tabacks- und Oelbau übergehen kann, diese auch, wie gesagt, immer nur Nebenhülfsmittel und nicht die Hauptsache werden können. Denn das Brodbedürfniß wächst unmittelbar mit der steigenden Bevölkerung, und nicht in demselben Maaße der Verbrauch jener Dinge. Durch Englands Maaßregeln ist nun die Concurrenz von unserm Getreide abgesperrt, und der Geldwerth desselben unverhältnißmäßig gesunken, wodurch denn der große Haufe der ländlichen Producenten mehr und minder zahlungsunfähig werden mußte. Die Zahlungsunfähigkeit der letztern wirkt nun unausbleiblich auf die große Zahl der Stadtbewohner, die für die Landbewohner sonst arbeiteten, und diese verlieren ebenfalls ihren Verdienst. Nun wird wohl Niemand in Abrede stellen können, daß der größte Theil der Staatseinnahmen von der Zahlungsfähigkeit des Bauer- und Bürgerstandes abhängig ist, und sich daher auch Niemand wundern,

wenn allenfalls auch bei zehnfach vergrößertem Erfolg der Wollproduktion die Staatseinnahmen doch ausfallen müssen, und durch selbige also weder der Staatsverwaltung noch der Geldnoth der Nation geholfen werden kann.

§. 61.

Man erwarte daher doch ja nicht zu viel von diesem an sich sehr schätzbaren Gegenstande. Er kann in seinen höchsten Erfolgen, und selbst bei Erfüllung der gespanntesten Hoffnungen auf selbigen nichts mehr, als schuldenfreie und reiche Gutsbesitzer und Capitalisten bilden, und daß diese allein nicht das Glück eines Staates begründen, und das Volk gegen Noth, so wie die Regierungen gegen stete Geldverlegenheiten schützen können, sehen wir an England, Spanien, Frankreich, Polen, Ungarn und Rußland. Man verfolge also immerhin mit Eifer die Erzeugung der feinen Wolle; die angeführten, durch sie beabsichtigten Zwecke sind stets der Mühe und des angestrengtesten Bestrebens werth. Man glaube aber nicht, daß sie die wichtigsten der jetzt immer mehr um sich greifenden Verlegenheiten der Völker und ihrer Regierungen werden heben können.

§. 62.

Schon beträchtlich mehr leisten hiefür die oben aufgestellten guten Erfolge unserer Fabriken. Sie beschäftigen mehr Menschenhände, geben ihnen Verdienst und wirken durch die Bedürfnisse derselben auf ver-

Digitized by Google

mehrte Concurrenz gegen die einheimischen Produkte, durch diesen aber auf bessern Verdienst einer größern Anzahl von Menschen, die für die Staatsbedürfnisse beitragen. Es ist nur Schade, daß auch diese nützliche Menschenklasse zur Zeit zu sehr von den auswärtigen Handelsconjunkturen abhängt, und oft genug durch die Wirkungen dieser in Hunger und Noth geräth. Dieses würde nicht so seyn, wenn unsere einheimische Volksmasse Verdienst genug hätte, um einheimische Fabrikate mehr verbrauchen zu können, und wenn die verderbliche Richtung des Geschmackes unserer feinen Welt nicht so viel englische und französische Fabrikate bei uns consumirte.

§. 63.

Ueberdies sind aber die Fabriken in unserm Staate zu ungleich vertheilt, und wenn die westlichen Provinzen damit so dicht besetzt sind, daß der Flor ihrer Gewerbe durch oben erwähnten Zusammenhang mit den ländlichen Producenten wirklich entscheidend in den Erwerb der ganzen Nation eingreift und beruhigende Aussichten gewährt, so ist das nicht so der Fall in den östlichen Provinzen, am wenigsten aber in dem eigentlichen Königreiche Preußen. Hier ist die Fabrikation noch lange nicht auf der Stufe, daß sie auch nur einigermaaßen obigen Erfolg ausüben könnte. Sie arbeitet nur für den einheimischen Bedarf und so theilt sie stets den Zustand, in welchem der ländliche Producent lebt, und daher jetzt eben

so seine Noth, als sie früher den bessern Erwerb mit ihm gemein hatte. Das Königreich Preußen hat daher auch an dem durch die frühere Zusammenstellung dargestellten guten Erfolg unserer Fabrikindustrie keinen Antheil, trägt aber entschieden einen bedeutenden Theil der uns zur Last fallenden Einfuhr, da auch hier Kolonialwaaren, französische Weine und fremde Luxusartikel consumirt werden, und so trägt es die Nachtheile unserer Handelsbilanz, ohne an ihren Vortheilen Antheil zu nehmen. Hier wirken also die uns aussaugenden Ursachen im entscheidendsten Grade. Hier verschwinden alle Geldcapitale durch die Nachtheile unserer Handelsbilanz; hier wirkt die durch Englands Sperrungsmaaßregeln gehemmte Concurrenz nach unsern Produkten am entscheidendsten auf Verunwerthung derselben; hier ist es daher vorzugsweise unmöglich, den Gelderwerb der Nation mit ihren Zahlungspflichten in ein auch nur einigermaaßen genügendes Verhältniß zu setzen.

§. 64.

Aus dieser kurzen Uebersicht werden wir nun schon entnehmen können, daß der heutige Zustand der Produktion und des Handelsverkehrs, es möge derselbe in der bestehenden Art sich auch noch so vervollkommnen und erweitern, nicht im Stande ist, die bestehenden Bedrängnisse der Zahlungspflichtigen zu heben, oder auch nur zu mildern. Die Mißverhältnisse zwischen Einnahme und Ausgabe sind zu groß

und zu fest eingewurzelt, als daß der bestehende Gang der Dinge sie bessern und heben könnte. Unvermeidlich sind daher anderweitige Hülfsmittel nöthig, wenn es besser werden soll. Denn ein von einem Berge in einen Abgrund rollender, seine Bespannung mitreißender Wagen kehrt nicht von selbst um, sondern muß aufgefangen und zurückgezogen werden. Wenn er hiezu zu sehr beladen ist, dann entledigt man ihn von einem Theil seiner Last und beladet ihn nicht eher wieder, bis er auf einem Punkt steht, auf dem er sich das Gleichgewicht hält, und die Bespannung ihn zwingen kann.

§. 65.

Wie hier nun zu helfen, wie der herabrollende Wagen des National-Wohlstandes wieder auf eine sichere und dauernde Bahn zu bringen ist, dieses ist nun allerdings eine große, wichtige Frage. Daß sie nicht ganz leicht zu beantworten ist, mag wohl wahr seyn, aber ich hoffe, daß ihre Lösung in das Reich der Möglichkeiten gehört. Es ist klar, daß man die Mittel dazu nur in der Natur der zusammen wirkenden Ursachen suchen und diese überall zu Rathe ziehen müsse. Denn man kann einem durch Erschöpfung zusammengestürzten Pferde nicht durch Sporen helfen, und ein schwankendes Gebäude nicht durch Sturmwinde herstellen lassen wollen. Man kann eine verhungerte Kuh nicht durch Abschneiden des Euters zum Milchgeben zwingen, ihr auch nicht zu-

Digitized by Google

muthen, daß sie dieses von einem in der Zukunft zu erwartenden Futter thun soll, sondern jedes Ding muß so behandelt werden, wie seine natürlichen Eigenschaften es vorschreiben. Meine fernern Ansichten hierüber sollen nun der Gegenstand des folgenden und letzten Abschnitts seyn.

4) Wer soll und kann die herrschenden Uebel im Zustande der produktiven Staatsbewohner bekämpfen und vermindern, und was für Mittel stehen dafür zu Gebote?

§. 66.

Wer ein Uebel bekämpfen und heben soll, und vorzugsweise dazu verpflichtet ist, kann man schon nach Rechtsbegriffen leicht bestimmen. Denn das strenge Recht sagt: wer ein Uebel oder einen Schaden herbeigeführt hat, der ist auch verpflichtet, solches zu heben und auszugleichen. Wir hätten also hier zuvörderst zu ermitteln, wer von beiden Theilen, ob die Regierungen oder ihre Völker, die heutigen Uebel herbeigeführt haben.

§. 67.

Aus frühern Darstellungen können wir nun wohl ohne Gefahr für Irrthümer annehmen, daß der heutige Schuldenzustand der Regierungen und ihrer Völker die eigentliche Krankheit, die eigentliche Ursache aller Mißverhältnisse in der sich mit Produktion beschäftigenden Menschenklasse ist. Denn jene Schul-

Digitized by Google

den waren es, welche in der vergangenen Zeit den Geldwerth aller Dinge in die Höhe trieben und Rechte und Pflichten, die auf Geld berechnet sind, auf einen unnatürlichen Fuß spannten, und sie sind es auch, die heute nicht nur den natürlichen Lauf des Geldes hemmen, sondern auch diesen natürlichen Gang unzureichend für bestehende Pflichten machen. Die Ursachen jener Schulden müssen also auch nothwendig die Ursachen der heutigen Uebel seyn.

§. 68.

Die nächsten Ursachen der Schulden sind nun augenscheinlich die Kriege der letzten Zeit, und die vorherrschenden und auf ganz Europa einwirkenden Schulden der Engländer fangen mit dem nordamerikanischen Freiheitskriege an, und wuchsen zu ihrer gegenwärtigen monströsen Höhe durch die Kriege, die von der französischen Revolution ausgingen und beinahe ein Menschenalter hindurch fortwütheten. Die Schulden aller andern Nationen entstanden durch letztere Ursachen mit, und so bestände die entferntere Quelle der heutigen Bedrängnisse im nordamerikanischen Freiheitskriege und in der französischen Revolution, und diese wären also die Ursache davon.

§. 69.

Die Ursachen dieser folgereichen Begebenheiten in ihren feinsten Anfangsfäden zu ermitteln, ist keine Aufgabe für mich. Nur soviel haben wir gesehen, daß sie durch einen Verfall der Regierungen mit ih-

Digitized

ren Völkern zu Tage kamen, und diesen Verfall, diesen unseligen Zwist können wir daher als die oberste Ursache der heutigen Uebel ansehen. Gott bewahre daher doch nur alle Völker und Regierungen gegen das schreckliche Unheil, mit einander zu zerfallen! Man muß diesen Wunsch um so inniger und herzlicher aussprechen, wenn man von Osten bis Westen sieht, daß dieses zerstörende Uebel noch in voller Wirksamkeit ist, und man sein Ende wohl nicht deutlich und klar absehen, auch nicht zu der Ueberzeugung kommen kann, ob überall die rechten Mittel zu ihrer Bekämpfung und Verhütung ihres fernern Umsichgreifens in Anwendung kommen; und wenn man das verzehrende Feuer nur in seinen äußern Flammen und nicht in seinen Entstehungsursachen und seinen Nahrungsquellen bekämpft, dann kann man wohl schwerlich einen guten Erfolg erwarten.

§. 70.

Ein großer nordischer Monarch sagt: „Ein Volk, das sich wohl befindet, wird an keine Revolution denken," und man muß diese Worte für so wahr und richtig halten, daß man ihre Voraussetzung mit Ueberzeugung und Sicherheit als das einzige sichere Mittel ansehen kann, jene unseligen Zwiste der Regierungen mit ihren Völkern auf immer zu verbannen.

§. 71.

Daß nun dieses Wohlbefinden schlechterdings bei den heutigen Mißverhältnissen der in Geld be-

Digitized by Google

rechneten Rechte und Pflichten nicht aufkommen kann, liegt in der Natur und den Bedürfnissen der Menschen. Wir werden also wohl mit Sicherheit den Schluß ziehen können, daß eine Herstellung jener Verhältnisse zu den nothwendigsten Bedingungen des gegenwärtigen und künftigen Wohles der Regierungen und ihrer Völker gehört. Alle anzuwendenden Mittel müssen daher nothwendig in dieser Richtung wirken, und wir wollen daher hier auch nur solche Mittel in Erwägung ziehen. Sie hängen von der Willfährigkeit beider Theile, sowohl der Regierungen, als ihrer Völker ab, und ich sondere sie daher hier auch in beiden Beziehungen ab.

A. Mittel, welche von den hohen Landesregierungen ausgehen müssen.

§. 72.

Ein Hauptmittel für obigen nothwendigen und heilsamen Zweck besteht nun bei dem heutigen Zustande der Dinge offenbar in Beschränkung der Bedürfnisse des Staatshaushalts. Dieses Mittel fordert sowohl das strenge Recht als die dringende Nothwendigkeit, und alles was man von irgend einer Seite dagegen einwenden könnte, ist, wie wir weiterhin mit mehrerem ersehen werden, unter den heutigen Umständen nicht haltbar.

§. 73.

Das strenge Recht sagt nun, daß Niemand mehr

ausgeben darf, als er nachhaltig und ohne Ruin und Schaden Anderer einnehmen kann. Wenn daher Jemand in einer geraumen Zeitperiode, sey es nun durch fremde oder eigene Schuld, schon neben seinen Einnahmen der Gegenwart, auch die Einnahmen einer mehr und weniger entfernten Zukunft durch Schulden weggegeben und seine Bedürfnisse nach dieser zusammengezogenen Masse von Einnahmen formirt hat, so kann er unmöglich immerfort bei dem Etat der Letztern bleiben, weil er nicht die Einnahmen einer unbegrenzten Zukunft für die Gegenwart herbeiziehen kann. Denn die Zukunft hat ihre eigenen Lasten; wer daher die Mittel, die selbige tragen sollen, vorweg nimmt, kann jenen nicht gewachsen seyn, und muß daher ihnen unterliegen. Die Regierungen handeln nun hiebei überdies auf Kosten ihrer Völker, und daher ergeht jene Rechtsforderung um so strenger und unabweislicher an sie.

§. 74.

Die dringende Nothwendigkeit zeigt ebenfalls und unbedingt auf jene Forderung hin. Denn wenn der Zweck bestehen muß, daß Regierungen und Völker, wenn sie gemeinschaftlich und in einem innigen Verbande fortbestehen, und nicht durch eigene Schuld diesen so nöthigen und heilsamen Verband zerreißen wollen, stets ihren Bedürfnissen gewachsen bleiben müssen, dann können nicht die der Zukunft angehörigen Mittel hiefür in der Gegenwart verzehrt wer-

Digitized by Google

den. Dieses geschieht aber, wenn die Gegenwart mehr ausgiebt als sie einnehmen kann, und sie giebt bei allen Staaten entschieden mehr aus, wenn die Ausgabe-Etats der letzten gespannten Zeit fortbestehen, die doch nur von Einnahmen der Zukunft ihren gespannten Zustand erhielten.

§. 75.

Hiernach werden wir denn auch aus der Natur der Dinge eine Grenzbestimmung ziehen können, wie weit die Beschränkungen der Bedürfnisse der Staatshaushalte gehen müssen. Offenbar geben die Etats, die vor den Wirkungen der französischen Revolution bestanden, den der Natur der Dinge angemessenen Maaßstab. Denn Niemand wird wohl beweisen können, daß damals die Abgaben der Völker für die Bedürfnisse der Regierungen zu geringe waren, denn die Letztern kamen nicht nur damit aus, sondern man hat auch wohl nicht bemerkt, daß etwa zu geringe Abgaben einen sehr auffallenden Reichthum der Zahler herbeigeführt hätten. Nun sind aber seitdem ungeheure Verluste am Erwerb- und Privatvermögen und große Verschuldung desselben entstanden; sollte man also wohl glauben können, der Erwerb der Menschen wäre heut zu Tage um so viel größer gegen jene frühere Zeit, daß er nicht nur die erlittenen Verluste und die entstandenen Schulden decken, sondern auch noch höhere Abgaben für den Staatshaushalt erschwingen könnte? Man wird, wie es

mir als sehr einleuchtend vorkommt, im Gegentheil annehmen müssen, daß der heutige Erwerb bedeutend geringer ist, und daß ein Anschein vom Gegentheil nur sehr lokal und beschränkt, keinesweges aber allgemein seyn kann.

§. 76.

Wo nur strenges Recht und dringende Nothwendigkeit gebieten, da kann wohl kein anderer, auch noch so scheinbarer Grund ein gültiger Einwand seyn. Man kann nicht die heutigen Verhältnisse, nicht die Nothwendigkeit äußern Glanzes, nicht den gestiegenen Geldwerth der Dinge zum Einwand machen. Denn gerade die heutigen Verhältnisse gebieten Ansammlung der Kräfte für Stürme der Zukunft; der äußere Glanz ist ohne innere Kraft, in seinen Wirkungen ein verzehrendes Nichts, und der Geldpreis der Dinge steht im Ganzen heut nicht höher, als er in jener eben bezeichneten Zeit war. Alles fordert daher für die laufenden Ausgaben des Staatshaushalts die Grenzbestimmungen jener Zeit um so mehr, da fast überall noch große Schulden abzuwickeln sind, die einen Theil der Kräfte der Gegenwart in Anspruch nehmen und absorbiren.

§. 77.

Man findet von Schriftstellern die Meinung aufgestellt, eine Regierung müsse viel Geld ausgeben, damit die Nation es verdienen könne. So sagt z. B. der Verfasser der kleinen Schrift, „die Verwaltung

Digitized by Google

des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg", pag. 97. derselben:

„Friedrich regierte selber, und indem er selber re„gierte, und alles kaufte und verkaufte, was zu „den Annehmlichkeiten des Lebens gehörte, so hatte „er der bürgerlichen Thätigkeit sehr enge Fesseln „angelegt. Eine Folge hievon war eine große „Verarmung der Gesellschaft. Die Regierung „war reich, allein die Gesellschaft war „arm. An einer andern Stelle pag. 110: diese „(die Minister) sind bloß die Kassirer der Ge„sellschaft, die ihre Angelegenheiten besorgen. Was „aber geschehen und gemacht werden soll, das be„stimmt die Gesellschaft durch ihre Deputirten. „Das Geld findet sich denn auch dazu. Die „Steuern sind keinesweges eine Calamité pu„blique."

„Man kommt mit den Finanzen eines Staats „nicht eher in Ordnung, bis auf diese Weise ge„redet wird. Denn man mag die Sache von ei„ner Seite betrachten, von welcher man will, der „Fehler liegt immer da, daß die Einnahme zu „gering ist. Mit Sparen ist der Sache nicht zu „helfen, so populair auch diese Meinung seyn „mag."

Pag. 116. „In dem Bewilligungsrecht fin„den die Fürsten an sich keine Schwierigkeit, al„lein sie fürchten immer, es möge nicht gehen,

„und die Stände möchten nicht so viel für die „Bedürfnisse des Staats bewilligen, als nothwen„dig zum Gehen seines Triebwerks ist. Diese „Furcht ist sicher ungegründet, denn noch überall „hat die Erfahrung gelehrt, daß da wo ständische „Verwilligung war, die Minister über die größ„ten Summen zu verfügen hatten. Die Sache „ist leicht begreiflich. Durch den großen Aus„tausch der Ideen und der Kenntnisse, die jetzt „durch Druckereien, Posten, Zeitungen, Bücher „und Journale statt findet, kann sich die Gesell„schaft sehr gut von ihren eigenen Angelegenhei„ten unterrichten — sie weiß, was sie bedarf und „wie viel es kostet. — Die Gesellschaft zahlt „mehr, aber sie bekommt auch mehr, und wenn „sie nach einigen Jahren ihre Bilanz macht, so „findet sie, daß sie viel wohlhabender geworden „als früher, wo sie weniger bezahlte."

§. 78.

Der Verfasser sagt dieses nun alles in Bezug auf die heutigen Verhältnisse, und besonders auf das von ihm erwartete Repräsentativsystem, und zielt offenbar darauf hin, daß große Ausgaben der Regierungen, und die für sie aufzubringenden Steuern kein öffentliches Bedrängniß, keine calamité publique wäre. Er führt zum Beweise an, daß überall, wo die Reichsstände das Bewilligungsrecht der Abgaben hätten, solche, so wie die Bedürfnisse des Staates

Digitized by Google

gestiegen wären und die Wohlhabenheit der Gesellschaft gewonnen hätte, und leitet dieses aus der von den Ständen hergekommenen richtigen Einsicht in die Bedürfnisse des Staates her. Die Beispiele, die diesen Satz beweisen sollen, kann der Verfasser nun bis jetzt bloß von England und Frankreich nehmen, denn von den deutschen Volksrepräsentanten kann man zur Zeit wohl noch nicht sagen, daß sie die Bereicherung der Nation in erhöheten Abgaben und großen Bedürfnissen der Regierungen suchen. Nun haben wir aber schon überzeugende und schlagende Beweise genug, daß die englischen und französischen Parlamentshäuser und Kammern keine Volksrepräsentanten, sondern aristokratische Institute und selbstsüchtige Kreaturen der Minister sind, die ihr eigenes Interesse dem Wohl der Nation unterschieben und daher nichts weiter, als feile Bewilligungsmaschinen jener sind, die einen Theil der dadurch gewonnenen Erpressungen dazu verwenden, jene Maschinen stets in willigem Gange zu erhalten. Wer dieses nicht glauben will, der halte sich an den evangelischen Spruch: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Die Früchte jener sogenannten Volksrepräsentanten sind nun: Monströse, nie zu tilgende Schuldmassen der Regierungen, unerschwingliche, entnervende Abgaben der Völker, große Capitalisten und schwelgende Herzöge, Pairs und Sinekuren-Verzehrer. Wer nun in diesen Dingen die Wohlhabenheit der Völker sucht,

der wird freilich dem Verfasser der obigen Allegate Recht geben müssen.

§. 79.

Was der Verfasser aber von Friedrich dem Großen sagt, ist eben so wenig haltbar und wahr, als seine oben angenommene Maxime der Nationalbereicherung. Denn wenn jener große Geist den Verkauf fremder Genußmittel für Rechnung des Staates ausüben ließ, so hatte er dabei nicht die Füllung seiner Schatzkammer zum Zweck, sondern sein Ziel ging dahin, den Abfluß des baaren Geldes für jene Dinge zu hemmen, und wenn hiedurch den Gewürzkrämern vielleicht ein Theil ihres sonst möglichen Verdienstes entging, so waren diese nicht die Nation, sondern nur ein sehr kleiner und entbehrlicher Theil derselben. Der Gewinn von jenem Monopolhandel konnte auch wohl nur einen sehr unmerklichen Theil seines der Nation für die Bedürfnisse der Zukunft aufbewahrten Schatzes liefern, und dieser bildete sich wohl nur durch sein weises Sparsystem. Ob bei diesem die große Masse und der Kern der Nation besser stand, als in Frankreich und England, darüber kann wohl kein Vernünftiger zweifelhaft seyn. Ob die Regierung besser steht, wenn sie die nöthigen Geldmittel zur Bekämpfung einer stürmischen Zeit vorräthig hat, oder ob es besser ist, wenn sie solche erst von einer großen Zahl im Lande vorhandener Capitalisten borgen und diesen immer mehr und mehr den Schweiß

ihrer

ihrer arbeitenden Unterthanen verpfänden muß, kann auch keine Frage eines Vernünftigen seyn.

Still liegende Geldcapitale eines Staatshaushaltes können überdies nicht leicht nachtheilig in die Gewerbe der Nation einwirken. Denn da einmal das Geld da ist, so schafft sich der Verkehr immer das nöthige Geld von selbst, und je lebhafter der Verkehr und die Concurrenz gegen die einheimischen Produkte sind, je mehr fließt das Geld von selbst in selbigen ein, und je mehr jene gelähmt sind, je mehr verschwindet das Geld aus selbigen. Still liegende Capitale können weiter nichts wirken, als daß der Zinsfuß des Geldes steigen könnte, wenn Mangel an baaren Gelde eintritt. Friedrichs Monopolsystem bei den fremden Genußmitteln hinderte den Abfluß des baaren Geldes, und so blieb der Zinsfuß geringe, wenn gleich seine Schatzkammer bedeutende Geldcapitale ausmachte, die nicht in den Verkehr eingingen. Heute liegen keine Capitale in der Schatzkammer und der Zinsfuß derselben ist doch hoch, weil das Geld für fremde Genußmittel nach der Fremde fließt; die Nation hat, ungeachtet der viel höhern Abgaben, nicht hinreichenden Erwerb, weil der Verkehr mit ihren Erzeugnissen gelähmt ist. Friedrich der Große belebte diesen durch sein Fabriken- und Magazinirungssystem, und die Nation hatte hinreichenden Erwerb. Wenn der König der größte Capitalist des Staates war, so war dieses gerade das günstigste und heil-

samste Verhältniß für unsern Staat, denn seine Capitale durfte die Nation nicht verzinsen, wie sie jetzt diejenigen der Privatcapitalisten verzinsen muß, und wenn ein Staat in der Zeit der Noth das nöthige Geld erst leihen muß, dann wird es stets mit ihm so gehen, wie es zeither mit mehreren Staaten gegangen ist. Wir können daher die Dauer und das Wachsen unserer nachtheiligen Geldverhältnisse einzig und allein dem Umstande zuschreiben, daß wir in unserm Finanzwesen klüger seyn wollen, als Friedrich war, und das thun, was er unterließ; so wie das unterlassen, was er nach seinem durchdringenden und richtigen Blick in die Natur des Geldes und der Gewerbe that.

§. 80.

Wenn übrigens in solchen Staaten, wie England und Frankreich, wo der Boden und der Umsatz der eigenen Produkte alle Genußmittel schaffen kann, welche die schwelgende und verwöhnte feine Welt braucht, auch große Ausgaben der Staatsverwaltung dazu beitragen, daß das Geld mehr cirkulirt und in den Verkehr eintritt; so ist das bei uns nicht so. Bei uns geschiehet dieses nur durch die Ausgaben für die Armee und daher schonte Friedrich nach dieser Seite keineswegs das Geld, so wie er mit vollen Händen gab, wo die Produktion und der Verkehr gewinnen konnte. Alle andern Ausgaben aber, die in die Bedürfnisse der feinen Welt fließen, ge-

Digitized by Google

hen bei uns nach dem Auslande und sind ein Verlust für den Geldreichthum der Nation, und hierauf gründete sich die Beschränkung des Verwaltungsetats und das Monopolsystem Friedrichs des Großen, und wer nicht absichtlich blind seyn will, kann dieses nur für höchst zweckmäßig und nothwendig halten. Aber auch selbst bei jenen erst genannten Staaten ist die durch größere Bedürfnisse und Ausgaben der Regierung herbeigeführte größere Cirkulation des Geldes kein wahrer Vortheil, weil sie nur Ueppigkeit, Schwelgerei und Entnervung des Nationalcharakters befördert, für welche seine Galanterie, seine Manieren und Hofton ein sehr armseliger Ersatz sind. Mag daher eine Regierung ihren Reichen immer das Schwelgen erlauben; nur befördern muß sie es nicht. Montesquieu sagt schon: „Man muß den Unterthanen nicht ihre wirklichen Bedürfnisse entziehen, um dem Staate eingebildete Bedürfnisse zu verschaffen."

§. 81.

Wir werden also wohl annehmen müssen, daß ein weises Sparsystem der Regierungen überall nützlich und heilsam, besonders aber unter den heutigen Umständen unerlaßlich nöthig ist, weil alle Regierungen in der letzten gespannten Zeit schon die Einnahmen der Zukunft ausgegeben haben, oder verschuldet sind. Denn unnöthig vermehrte Ausgaben, die nicht mit den wahren Bedürfnissen der Zeit im Verhältniß stehen, und nur in der letzten gespannten

Zeit normirt sind, können nur die Nationen immer mehr entkräften, ihnen auch nie als ein Erwerb zuwachsen, da sie sie immer vorher schon erworben haben müssen, ehe die Regierungen sie ausgeben können. Das Geld geht vielmehr um so stärker an fremde Länder, je mehr es über das wahre Bedürfniß ausgegeben wird, und die diesfälligen höheren Abgaben entkräften die einheimischen Producenten zum Gewinn für das Ausland. Ich hoffe, daß alles dieses einleuchtend genug ist, und daher keiner weitern Anführungen bedarf. Ich gehe deshalb von diesen im Allgemeinen anwendbaren Ansichten hier noch über zu

Einigen Vorschlägen in Bezug auf mein geliebtes Vaterland.

§. 82.

Für dieses habe ich nun früher zu Herbeiführung eines freien Verkehrs mit unsern Bodenerzeugnissen eine strenge Erwiederung der Sperrungsmaaßregeln Englands vorgeschlagen oder als nothwendig erklärt. Ich muß aber auch gestehen, daß diese Maaßregel ihre großen Schwierigkeiten finden würde. Denn leicht könnte der Verkehr mit unsern anderweitigen Exporten dadurch sehr leiden, ohne daß vor der Hand und bis England sich zu freiem Zulassen aller unserer Erzeugnisse bereit finden läßt, einiger Nutzen zur Abhülfe der gegenwärtigen Bedrängnisse entstehen könnte. Ueberdies glaube ich nicht einmal,

daß jene Maaßregeln von Seiten eines einzelnen Staates auf England einigen Eindruck machen würden, und zu gemeinsamen Maaßregeln des ganzen Continents gegen die Willkühr Englands scheint die Noth noch nicht allgemein und nicht groß genug zu seyn. Es wird aber wahrscheinlich nicht ausbleiben, daß dieses kommen wird, und so wäre es wenigstens jetzt rathsam, sich allmählig von der Zufuhr Englands unabhängig zu machen. Denn so erwünscht und heilsam auch ein allgemeiner freier Verkehr wäre, und so sehr ihn auch der größte Theil des englischen Volks selbst wünscht, so wenig scheinen es die Geld- und Schuldenverhältnisse Englands zuzulassen, je darauf eingehen zu können. Denn, wie früher schon bemerkt, so scheinen jene Verhältnisse sich zu einem allgemeinen freien und friedlichen Verkehr so zu passen, als ein lange verwöhnter üppiger Schwelger zu gesunder Hausmannskost, und England wird daher eben so in der jetzigen Spannung bleiben müssen, als jener stets im Rausch, um nicht in Krankheiten zu verfallen, die das nahe Ende ankündigen.

§. 83.

Ja selbst wenn dieses nicht so wäre, und England sich zu einem freien Verkehr mit den Bodenprodukten des Festlandes entschließen könnte, so liegt in dem heutigen Zustande der Dinge keine große Hoffnung, daß ein solcher Verkehr von langer Dauer

seyn könnte. Denn wie leicht kann ein Seekrieg dazwischen kommen, der alles wieder aufhebt, und so scheint es mir, als wenn heut zu Tage die Nationen noch nicht zu einem dauernden allgemeinen friedlichen und freien Verkehr reif wären. Wir werden daher stets das Sicherste wählen, wenn wir nach und nach von Englands Zufuhr unabhängig zu werden suchen, und uns nur an Verbrauchsartikel halten, die wir und unsere Nachbarn auf dem Festlande produciren und im friedlichen Verkehr mittheilen und austauschen können. Die Sache hat auch gewiß keine bedeutende Schwierigkeiten, sobald es nur der hohen Landesregierung und der feinen Welt damit ein Ernst ist. Die Nation seufzt nach unerlaßlich nöthiger Abhülfe der heutigen Mißverhältnisse im Geldverkehr; sie duldet so lange schon die Folgen derselben und seufzt und bittet nur, wo sie mit Fug und Recht fordern könnte. Denn Jedermann kann fordern, daß seine Pflichten nicht größer seyn sollen, als sie seinen Kräften mit dem besten Willen erfüllbar sind. So ist es aber heute nicht. Der größte und wichtigste Theil der Nation ist den Sperrungsmaaßregeln Englands ohne alle Abhülfe preis gegeben, die Erzeugnisse des Bürgers und Landmanns haben die Concurrenz, und hiedurch ihren Geldwerth über alles Verhältniß zu den bestehenden Lasten verloren; die feine Welt ergötzt sich aber um so mehr für den Schweiß ihrer Mitbürger an fremden Ge-

Digitized by Google

ausmitteln, je wohlfeiler ihr die einheimischen Erzeugnisse zu Gebot stehen; sie giebt dem fremden Producenten den Verdienst, und zieht vom einheimischen die Mittel dazu. Man fordert Pflichten, ohne seine eigenen thätig anzuerkennen, und so stehen verstärkte Forderungen an die Nation mit täglicher Abnahme der Erwerbsfähigkeit zusammen, als Dinge, die sich geradezu widersprechen und schlechterdings nicht in Uebereinstimmung zu bringen sind. Wenn also irgendwo in der Welt Abhülfe nöthig ist, so ist sie es hier. Denn es handelt sich hier um nichts Geringeres, als um die Alternative, ob die Nation noch fernerhin als ein braves, kräftiges, genügsames und treues Volk wieder hergestellt und erhalten werden, oder ob sie als eine Bettlermasse zur Verzweiflung getrieben werden und in alle die Gebrechen und Laster verfallen soll, die von einem solchen Zustande unzertrennlich sind.

§. 84.

Die Mittel hiefür können, wie aus allem Gesagten schon erhellet, nur in solchen bestehen, die den Erwerb der Nation mit ihren Pflichten ins Gleichgewicht setzen. Sie müssen also entweder die bestehenden Pflichten vermindern, oder den Geldwerth der Erzeugnisse heben. Einer Verminderung der Zahlungspflichten stehen aber so häufig bestehende Schuldenverhältnisse entgegen, daß auf dieser Seite sich wohl die größten Schwierigkeiten finden möchten. Wir

wollen daher hier nur solche Mittel in Erwägung ziehen, die den Geldwerth der einheimischen Erzeugnisse heben, und so lange die hohe Landesregierung und die Producenten mit bestehenden Schulden zu kämpfen haben, werden diese nothwendig die anwendbarsten bleiben müssen.

§. 84.

Wenn man nun den Geldpreis der Produkte heben und den Zinsfuß der Capitale herabsetzen will, welche beide Zwecke gerade diejenigen sind, welche die heutigen Bedrängnisse heben können, dann muß man natürlich mehr Geld mit jenen in Concurrenz bringen und den Abfluß des baaren Geldes hemmen. Die heutige französische Finanzweisheit wollte den Zinsfuß der Capitale herabsetzen, indem sie zugleich eine neue ungeheure Masse idealer Capitale oder Schuldpapiere schuf; sie verlangte daher von ihren Maaßregeln gerade eine entgegengesetzte Wirkung, als in der Natur der Dinge liegt. Denn wer die Gelegenheit vermehrt, Geldcapitale zinsbar anzubringen, kann wohl nicht erwarten, daß der Zinsfuß der Capitale fallen werde, sondern dieser muß vielmehr hiedurch steigen, als durch vermehrte Nachfrage der Geldwerth jedes andern Dinges steigt. Wundern darf man sich übrigens nicht über diese Maaßregeln der französischen Finanzverwaltung und Kammern, denn es sind ja dieselben, die, wie früher schon be-

Digitized by Google

merkt, die Verfassung durch möglichst große Schuldenmassen der Regierung sichern wollen. Ja wohl ist es das größte Unglück einer Nation, wenn sie solche Vertreter und solche Verwalter ihrer Wohlfahrt hat! Gerade durch entgegengesetzte Mittel sucht unsere väterliche, preußische Regierung denselben heilsamen Zweck; sie zahlt Schulden ab, um den Zinsfuß der Capitale zu vermindern, und gewiß kann dieses Mittel seinen Zweck nicht verfehlen, wenn nicht ein zu großer Abfluß des baaren Geldes für fremde Genußmittel solchem entgegen wirkt, was wir aber bei dem heutigen Gange unsers Handelsverkehrs befürchten müssen. Um nun zugleich diesen Nachtheil zu heben und den Preis der einheimischen Erzeugnisse den Zahlungspflichten der Producenten gleichzustellen, schlage ich folgende Mittel für so lange, als unsere Schuldenverhältnisse noch auf einem gespannten Fuß stehen, vor. Denn diese Schulden sind nur durch einen künstlich gespannten Verkehr und Geldpreis der Dinge entstanden, sie können daher auch nur durch einen solchen abgewickelt werden. Wenn dieser nothwendige Zweck erreicht ist, erst dann ist es Zeit und ohne Gefahr zulässig, den Verkehr seinem natürlichen Gange zu überlassen. Es mögen sich dann die Preise der Dinge stellen wie sie wollen, sie werden immer zureichen, weil man dann im Stande ist, die Bedürfnisse der Gegenwart und die Zahlungspflichten der Producenten diesem gemäß zu ordnen, welches

aber in Ansehung schon verausgabter Summen, nämlich der Schulden, ohne Banquerot nicht geht.

§. 85.

Als bedingende Grundlage dieser Maaßregeln müßte eine viel höhere Besteuerung aller fremden Genußmittel, besonders aber des Kaffees, des indischen Zuckers und fremden Weins und Thees eintreten. Die fremden Fabrikate dagegen dürften nur in dem Maaße besteuert werden, als solches an den Orten ihrer Versendung mit unsern Fabrikaten geschiehet. Die Nation, welche unsere Fabrikate nicht zuläßt, müßte mit den ihrigen dasselbe bei uns empfinden, und die Besteuerung der zugelassenen müßte sich nach jener richten, die den unsrigen widerfährt.

§. 86.

Jene höhere Besteuerung des Kaffees und indischen Zuckers müßte so weit gehen, daß ein Pfund derselben mindestens einen Thaler hier kostete. Zur Zeit der Continentalsperre kostete hier ein Pfund Kaffee über einen Thaler und bis 40 Silbergroschen, und doch wurde Kaffee getrunken. Die französischen feinen Weine galten früher mindestens 50 p. C. mehr als jetzt, und zwar durch die höhere Abgabe.

§. 87.

Man wendet gegen die hohe Besteuerung fremder Genußmittel ein, daß sie zu sehr zur Defraude reizt, und hiedurch und mit dem verminderten Verbrauch dann die Einnahmen an Zöllen für selbige

Digitized by Google

doch nicht höher heraus kämen als jetzt. Wäre diese Bemerkung nur von Abgaben auf einheimische Verbrauchserzeugnisse gemacht, dann wäre sie eben so richtig, als jene Folgen schädlich. Bei jenen Dingen läßt sich aber der Defraude so entgegenwirken, daß sie eben nicht größer seyn könnte, als sie jetzt im Schwunge ist, und der verminderte Verbrauch ist ja gerade mit ein nothwendiger Zweck jener höheren Besteuerung. Die Mittel, welche ich zu möglichster Unterdrückung der Defraude vorschlagen möchte, eignen sich nicht füglich zur öffentlichen Mittheilung, und ich halte sie daher hier zurück, um sie vielleicht einer competenten Verwaltungsstelle vorzulegen. Uebrigens ist es wohl auffallend und gewissermaaßen niederschlagend genug, wenn man bei den höheren Abgaben auf fremde Genußmittel den verminderten Verbrauch zu fürchten scheint, hierauf aber bei den verhältnißmäßig höheren Steuern auf einheimische Erzeugnisse nicht achtet, und hier ist es doch gerade, wo ein verminderter Verbrauch schädlich ist, während selbiger bei den fremden Artikeln gerade eine Wohlthat für den Geldreichthum der Nation ist. Kaffee und Zucker ist daher verhältnißmäßig geringer besteuert, als Salz und Bier, der Wein und Rum geringer als unser Branntwein, und so kommt es denn, daß der Verbrauch jener fremden Artikel sich zum Theil bis in die untersten Volksklassen verbreitet, und die Consumtion unserer einheimischen Erzeugnisse im-

nier mehr verliert, diese den Geldwerth einbüßen, und das Geld immer mehr nach der Fremde fließt. Muß man unter solchen Umständen nicht durchaus, man mag wollen oder nicht, auf den Gedanken kommen, daß bei unserem Steuersystem das Interesse der feinen Welt, oder eigentlich nur ihres verwöhnten Gaumens, vor dem Interesse des Landesherrn und seiner produktiv arbeitenden, das Ganze erhaltenden Unterthanen vorherrscht? Schwerlich kann man hier, wenn man die Sache gehörig durchdenkt, anderer Meinung seyn.

§. 88.

Jene vorgeschlagene hohe Besteuerung der fremden Genußmittel muß nun, wenn man anders die zweckmäßigsten Mittel zur Verhütung der Defraude in Anwendung bringt, eine bedeutende Höher-Einnahme gewähren, und demnach der Verbrauch jener Dinge mindestens aus den untern Volksklassen verschwinden. Der verminderte Abfluß des baaren Geldes wirkt auf größere Wohlfeilheit oder Verminderung des Zinsfußes der Capitale. Diese werden mehr in die einheimische Produktion geleitet und diese muß dadurch gewinnen. Von der andern Seite bewirkt die verminderte Consumtion des Kaffees auf vermehrten Verbrauch der Milch, weil man nicht den Kindern und dem Gesinde in den Städten Kaffee, sondern Milch geben wird, und ein wichtiger Theil der einheimischen Produktion, nämlich die Milchviehhal-

tung gewinnt unmittelbar. Der hohe Preis des indischen Zuckers wird dazu führen, daß die Fabrikation des Zuckers aus Runkelrüben in Gang kommt und in Ansehung eines sehr wichtigen Verbrauchsartikels wir von England auf immer unabhängig werden. Der verminderte Gebrauch des Rums und des fremden Weins wird einen großen Theil des dafür nach der Fremde gehenden Geldes auf unsere Bier- und Branntweinsproduktion leiten, kurz die Folgen jener hohen Besteuerung könnten nur entschieden heilsam für Abwendung der bestehenden Verlegenheiten wirken.

§. 89.

Jene vergrößerte Einnahme von fremden Verbrauchsartikeln wird nun schon ein vielleicht hinreichendes Mittel zur Ausführung der Magazinirungs-Anstalten Friedrichs des Großen, wie ich solche früher schon in allgemeinen Umrissen dargestellt habe, abgeben. Sollten aber solche dazu nicht reichen, so würde es dem Kredit unserer Kassenanweisungen nichts schaden, wenn wir mit einer neu kreirten Summe derselben etwa 15 Mill. Thaler unserer zinsbaren Staatsschuld abstoßen und die dadurch ersparten 600,000 Thaler jährlicher Zinsen mit zu jenen Anstalten verwenden. Denn zur Zeit sollen wir ja nur 12 Millionen Thaler in Kassenanweisungen haben, und der Verkehr der Königlichen Kassen mit den Zahlern der Abgaben an selbige müßte wohl gegen 30 Millionen

Thaler jenes Papiergeldes im Verkehr beschäftigen und im vollen Werth erhalten können.

§. 90.

Diese Magazinirungs-Anstalten müßten nun dahin wirken, daß der Marktpreis des Roggens nicht unter einen Thaler und der des Hafers nicht unter $\frac{2}{3}$ Thaler pro Berl. Scheffel gingen; sie müssen daher den einheimischen Producenten allen Roggen und Hafer für gedachten Preis abkaufen, den er ihnen von seinem Erzeugniß darbietet. Damit aber der Consument diesen Preis mit an den Producenten zahlen muß, müßte das fremde Getreide an der Grenze so besteuert werden, daß es nicht für obigen Preis auf unsern Märkten feil geboten werden kann. Wenn dadurch unsere Getreide zuführenden Nachbaren bewogen werden sollten, unser Fabrikate eben so hoch zu besteuern, so ist das ein Umstand, den wir ohnehin nicht vermeiden können. Denn die Thätigkeit zur Hervorbringung der Gegenstände unserer Zufuhr ist in Polen und Rußland sehr groß, und ohnehin erschweren schon unverhältnißmäßig hohe Abgaben unsere Zufuhr dahin. Was überdies unsere Fabrikanten jetzt hiedurch vielleicht früher an ihrem Absatz nach Polen und Rußland verlieren, als es späterhin doch unvermeidlich geschehen wird, das wird ein größerer Verbrauch unserer einheimischen Producenten ersetzen können, wenn sie durch angemessenen Preis ihrer Erzeugnisse im Stande sind, sich einen Rock zu

kaufen, und vorübergehend läßt sich durch weitere Ausdehnung unserer Vorrathsanstalten auch hiebei jenem Nachtheil begegnen.

§. 91.

Wir brauchen nämlich in stürmischen Kriegszeiten nicht allein einen Geld- und Getreideschatz, sondern die Armee braucht auch Kleider, und alles, was man in solchen Zeiten auf dem Markt kaufen muß, ist doppelt so theuer, als in Friedenszeiten. Man kaufe also den Kleidungsbedarf für die Armee nach und nach auf mehrere Jahre vorräthig und schichte sie in Lagerhäusern auf. Sollten hiedurch die Mehl-, Hafer- und Tuchvorräthe bis auf einen mehrjährigen Bedarf anwachsen, dann verbrauche man die ältesten Vorräthe immer für den gegenwärtigen Bedarf. Auch wird es in mehreren Jahren nicht an Gelegenheit fehlen, die Mehl- und Hafervorräthe für einen Preis im Handel abzusetzen, der die Einkaufs- und Magazinirungskosten deckt, und hiedurch die Sache so lange im Gange erhalten werden können, als die bestehenden Schulden- und Abgabenverhältnisse einen den Umständen nach künstlich geregelten Geldpreis der einheimischen Produkte erfordern. Jener Preis des Roggens und Hafers hat nun die sichere Folge, daß die andern Feldfrüchte sich auf einem eben so angemessenen Marktpreise halten. Der Weitzen wird mindestens $1\frac{1}{3}$ Thaler, die Erbsen ei-

nen Thaler, und die Gerste 25 Silbergroschen pro Scheffel im Preise stehen.

§. 92.

Die guten Folgen dieser Maaßregeln werden seyn, daß der Bürger- und Bauerstand zahlungsfähig bleibt, denn auch jener gewinnt, wenn der Bauer sich alle seine Bedürfnisse kaufen kann, und jene Getreidepreise sind für Niemand drückend, da man früher sie höher zahlte und doch keine diesfällige Noth sichtbar war. Die Staatskassen erhalten ihre Abgaben prompt, der Producent gewinnt Zeit und Mittel, sich mit seinem Gewerbe auf einen solchen Fuß zu stellen, daß er späterhin sich auch ohne jene Beihülfe in der Concurrenz von staatswegen wird halten können, und dann wird es erst Zeit seyn, ihn dem Wettkampfe mit dem Auslande aus eigenen Kräften zu überlassen, welches er dann wird leisten können, wenn seine Schulden- und Abgaben-Verhältnisse den Ergebnissen eines friedlichen und freien Verkehrs sich angemessen gestellt haben werden.

§. 93.

Möge auch die feine Welt über jene Vertheuerung ihrer Genußmittel schreien und Aufsehen machen! Dieses kann hier kein Umstand von Bedeutung seyn. Denn einmal ist die feine Welt nicht die Nation, sondern ihre Bestimmung ist nur, zum Besten des Landesherrn und seiner produktiven Unterthanen zu wirken, nicht aber auf Kosten beider zu schwelgen.

Der

Digitized by Google

Der vernünftige und rechtschaffene Theil derselben (Gott gebe nur, daß dieser der größte wäre) wird es überdies einsehen, daß jene Maaßregeln zeitgemäß und nothwendig sind, und gerne aus eigenen Kräften für ihre vollständige Ausführung wirken. Der nicht vernünftige Theil aber, dessen Aufklärung und Verfeinerung nur bis in den Gaumen reicht und bloß auf groben Lebensgenuß gerichtet ist, muß doch wenigstens so viel einsehen, daß bei dem heutigen Gange der Dinge denn doch auch seine Herrlichkeit und sein sinnlicher Götze bald ein Ende nehmen muß, und schon dieserwegen Ursache haben, sich ruhig zu fügen. Wollte er dieses nicht? nun dann ist nichts an ihm verloren, wenn er uns verläßt und andere Nationen mit seiner Gegenwart beglückt.

§. 94.

Jene aufgesammelten Vorräthe des Staates, die bei den angegebenen Mitteln ihm nichts kosten, sind denn für Zeiten der Gefahr mehr werth, als der in ihnen steckende Geldwerth seyn könnte. Erleben wir aber keine solche Gefahren, welches wir herzlich wünschen und hoffen wollen, dann wird es Jahre geben, wo ihre Versilberung beträchtliche Mittel zur Abwickelung der Staatsschuld darbieten und auch hiedurch auf Beschleunigung des Zustandes wirken, wo alle diese jetzt dringend nöthigen Mittel nicht mehr nöthig seyn werden. Denn, ich wiederhole es, die gegenwärtigen Verlegenheiten sind nur

durch künstliche unnatürliche Spannung des Verkehrs entstanden und können daher auch nur durch künstliche Spannung gehoben werden. Dieses ist die Ursache von Englands Sperrungsmaaßregeln und wird auch noch lange ein Hinderniß ihres Aufhörens seyn, weil dieses Land gerade am tiefsten in die Folgen jener von ihm wesentlich ausgegangenen fieberhaften Zeit verstrickt ist. Was England jetzt hierin zu versprechen scheint, ist Täuschung. Denn wenn es auch möglich wäre, daß seine Parlamentshäuser wahre Volksvertreter würden, so erlauben die Staatsschulden es ihnen nicht, einen natürlichen Geldpreis der Dinge in ihrem innern Verkehr zuzulassen. Wir haben also keinen andern sichern Weg zum Heil, als den, daß wir uns nach und nach von England unabhängig machen. In allen andern Nationen waltet auch ein stetes Streben hiernach jetzt vor, und wenn wir allein hierin zurückbleiben, dann sind wir mit unserer Produktion verloren.

§. 95.

Der diesjährige Ertrag der Ernte bei uns ist, leider! von der Art gewesen, daß durch verminderte Zufuhr des Getreides die Preise desselben sich besser stellen, und vielleicht obige Sätze erweisen können, die ich als Folge der Magazinirungs-Anstalten angenommen habe. Eine solche Veranlassung kann aber den Producenten im Ganzen nichts helfen, und

Digitized by Google

nur die wenigen, die Vorräthe haben, und der Kaufmann können hier einen ihnen immer zu gönnenden Vortheil finden. Die Noth des Bäuerstandes kann aber hin und wieder hiedurch noch größer werden, als sie schon war, weil manchem Brod fehlen wird. Man kann sich daher keineswegs durch diesen hier von selbst eingetretenen Erfolg täuschen lassen, denn sobald wieder eine gute Ernte eintritt, stehen die Dinge wieder so, wie voriges Jahr, und die Sache kann sich daher keineswegs von selbst wieder in ein beruhigendes Gleis bringen.

§. 96.

Dieses wäre nun dasjenige, was die Natur der Dinge von unserer hohen Landesregierung zur Abwendung der bestehenden Verlegenheiten zu fordern scheint. Daß es Derselben nicht an gutem Willen fehlen wird, diese Mittel zu ergreifen, können wir aus allem, was bisher geschehen ist, hoffen, sobald nur die Nothwendigkeit derselben einleuchtend genug dargestellt wird, daß alle dagegen bestehenden Bedenklichkeiten schwinden müssen. Ich habe nach meinen Kräften in diesen Zeilen hiefür zu wirken gesucht und übergebe solche dem competenten Urtheil der Leser mit der Hoffnung, daß solche die Prüfung sachkundiger Untersuchung, wenigstens in der Hauptsache, aushalten werden.

§. 97.

Alle andern bisher in Anwendung gekommenen

Unterstützungen der ländlichen Producenten, z. B. die Erleichterung in Beschaffung nöthiger Capitale zur Befriedigung dringender Gläubiger, die gezahlten Retablissementsgelder ꝛc., verdienen zwar die dankbarste Anerkennung gegen unsere väterliche Landesregierung, nur können solche das Uebel selbst nicht bekämpfen, sondern höchstens seine entscheidenden Folgen aufhalten. Denn wenn der Geldwerth der Bodenerzeugnisse nicht durch eingreifende Mittel gehoben wird, dann können so wenig alte als neue Schulden der Grundbesitzer verzinset, noch ein angemessener Werth der Grundstücke hergestellt werden. Die eingetragenen Capitale müssen zu einem großen Theil ausfallen, die Staatskassen bekommen nicht ihre Abgaben ein, und so entstehen alljährlich immer größere Verluste am Staats- und Privatvermögen, und am Ende bleibt dann nichts weiter übrig, als den Gläubigern die verpfändeten Grundstücke für Capital und Zinsen auszuliefern. Wenn dieses sich auch an sich mit den strengsten Rechtsbegriffen recht gut verträgt, weil nach allen Gesetzen der Gläubiger im äußersten Fall nichts weiter verlangen kann, als daß ihm der verpfändete Gegenstand nach dem Werthsbetrage, als er ihn als Sicherheit angenommen hat, übergeben werde, so wäre es doch wohl ein sehr zu bedauernder Umstand, daß viele brave und gute Familien, die ihr Vermögen nach den gespannten Preisen unverschuldeter Conjunkturen in produktive Grundstücke

Digitized by Google

gesteckt haben, dieses, so wie Land und Obdach verlieren sollten. Selbst die bepfandbrieften Domainen des Staats können dann den angenommenen Taxwerth nicht verzinsen und daher auch nicht behaupten, und so müssen entweder die Zinsen anderweitig aufgebracht, oder die Güter auch den Gläubigern übergeben werden, und welche dauernde Verluste würden dadurch auch für den Staat entstehen! Alles, sowohl die Erhaltung des Privat- als des Staatsvermögens, fordert daher Erhöhung des Markt- oder Geldwerthes der Produkte für so lange, als die Schuldenverhältnisse dauern. Obige Mittel schaffen diesen Erfolg ohne alle besondere Kosten und ohne das strengste Recht zu verletzen. Denn die Mittel dazu kommen von der Seite, von wo bisher noch nichts für die Verminderung der herrschenden Uebel geschehen ist, nämlich von der feinen Welt, durch Entziehung der bisher zur Ungebühr genossenen Vortheile zu geringer Preise ihrer Genußmittel, und von den Capitalisten durch allmählige Herabdrückung des bestehenden Zinsfußes. Ja wenn von letztern selbst, zur Ausführung obiger Maaßregeln, eine Capitalsteuer erhoben würde, so wäre das weiter nichts, als ein schon lange nöthig gewesenes Zutreten derselben zu den bestehenden Lasten der Zeit, und wo alle andern Stände der Nation schon bis zur Erschöpfung angezogen sind, wird es doch wohl der bis jetzt vor den andern im sorgenfreisten Zustande gepflegte Ca-

pitalist nicht als eine Bedrückung ansehen können, wenn er endlich etwas von seinem so bequemen und sichern Erwerbe zur Erhaltung des Ganzen beiträgt. Er kann es um so weniger, da selbst seine Sicherheit dadurch gewinnt. Denn wer die Kuh immer fort milchen will, wird doch wohl auch für ihre Erhaltung und für ihr Futter etwas beitragen können, und wer das nicht will, der verliert ja mit vollem Recht ihre fernere Benutzung. Wenn daher der gute Zweck der Verminderung der Consumtion fremder Genußmittel auch so weit erreicht würde, daß jene hohe Besteuerung nicht mehr die Mittel für ein ausgebreitetes und ausdauerndes Magazinirungssystem geben könnte, dann würde mit dem besten Recht von der Welt eine Capitalsteuer dazu eingezogen werden können, und so könnte es nie an Mitteln fehlen, jene Maaßregeln so lange durchzusetzen, bis der Zweck der Schuldenabwickelung erreicht und unsere einheimische Produktion ganz dem freien Verkehr überlassen werden könnte. Es ist wirklich ein wahrer Stein des Anstoßes für Billigkeit und Recht, daß die Inhaber zinsbarer Capitale von ihrem arbeitslosen Erwerb noch nichts zu den Lasten der Zeit beigetragen haben, während die produktive Klasse des Volks davon beinahe erdrückt wird. Wie lange schon hätte das strengste Recht einen solchen Beitrag billigen müssen, wie viel Gutes hätte nicht schon dadurch beschafft werden und in Anwendung kommen

Digitized by Google

können! Nur $\frac{1}{5}$ von den Zinsen unserer Staatsschuld würde schon jährlich eine Million Thaler betragen, womit sich denn doch schon Vieles, am rechten Ort angewendet, für einen bessern Zustand der Produktion hätte ausführen lassen. Erscheint hier nicht das Interesse der Capitalisten eben so dem Interesse des Landesherrn und seiner produktiven Unterthanen vorgezogen, als in der zu geringen Besteuerung der fremden Genußmittel das Interesse der feinen Welt? Soll man da nicht glauben, daß diese Klassen der Gesellschaft hier eben so unter der Hand die Maaßregeln der Finanzverwaltung zu ihrem Nutzen lenken, als sie es in Frankreich und England öffentlich thun? Hat etwa der Capitalist noch nicht genug am Capital durch den Cours der Staatspapiere gewonnen, und muß er noch den letzten Schweißtropfen der Producenten haben? Kann ein solcher Zustand der Dinge zu einem guten Ende führen? Ich will hiemit nicht sagen, daß es unter allen Umständen zu empfehlen ist, zinsbare Capitale zu besteuern, weil es auch sein Gutes hat, wenn irgend etwas von äußern Gütern der Besteuerung überhoben ist, damit die Menschen einen um so größern Reiz haben, sich durch Fleiß und Sparsamkeit in den Besitz solcher Güter zu setzen. Nur die heutigen Umstände, unter welchen die zinsbaren Capitale eine Handelswaare sind, die ihren Betrieb und Verkehr mehr lohnt, als irgend ein anderes Gewerbe, und wo es auf eingreifende Hülfe zur

Erhaltung des Ganzen und selbst der zinsbaren Capitale ankommt, da könnte für obigen Zweck eine Capitalsteuer ganz billig und rechtzeitig erscheinen. Aber auch hier würde man billig Capitale weglassen müssen, die schon mehr und weniger Zinsen eingebüßt haben, weil diese ohnehin schon zum leidenden Theil des Privatvermögens gehören, und man von einem Gegenstande keine Abgabe fordern kann, der schon durch die bestehenden Umstände seine Nutzung versagt.

§. 97.

An unsere feine Welt

machen die heutigen Umstände die dringende Forderung, sich des vorwiegenden Geschmackes an fremden Erzeugnissen zu entschlagen und vaterländische Produkte vorzuziehen. Denn das Geld, womit sie durch die Milde unsers Königs so freigebig für ihre Dienste bezahlt wird, ist vaterländisches Geld und mit erschöpfenden Anstrengungen durch ihre producirenden Mitbürger aufgebracht; Billigkeit und Nothwendigkeit erfordert es daher, solches auch wieder den Erzeugnissen des einheimischen Fleißes zuzuwenden. Die früher aufgestellten Angaben beweisen es, daß das Ausland jährlich 44 Millionen Thaler für seine Erzeugnisse bekömmt, und unsere feine Welt erscheint hier offenbar als eine aussaugende, der Nation schädliche Kaste, die ihrer Bestimmung, mit ihren ausgebildeten geistigen Kräften dem Landesherrn und der Nation nützlich zu seyn, geradezu entgegen

Digitized by Google

handelt. Die hohe Landesregierung kann in ihren Maaßregeln zur Verminderung des Verbrauchs fremder Fabrikate dadurch eingeschränkt seyn, daß sie vielleicht dem auswärtigen Verkehr unserer Fabrikanten dadurch schaden könnte; eine freiwillige Enthaltung des Verbrauchs jener fremden Dinge hat dagegen mit jenem Hinderniß nichts zu thun, und so ist hier eine schöne Gelegenheit, äußerlich genug affectirten Patriotismus wahr zu machen und in nützliche und heilsame Thätigkeit zu setzen. Wir haben so manche Vereine für nützliche und wohlthätige Zwecke, deren Entstehung Beweise genug giebt, daß der Sinn fürs allgemeine Beste noch nicht ausgestorben ist, und es ist daher wirklich zu verwundern, daß für obigen Zweck noch keine solche entstanden sind. Die hohe Landesregierung kann allein nicht alles was nöthig ist ausführen; es muß nothwendig der gute, kräftige und thätige Wille der Nation mit zu Hülfe kommen, und von welchem Theil derselben kann man dieses wohl mit größerm Rechte fordern, als von demjenigen, den Bildung und Kenntnisse am besten über alle seine Pflichten aufgeklärt haben müßten! Man hört hin und wieder von Vereinen sprechen, die sich die Verminderung des Verbrauchs fremder Fabrikate zum Gesetz machen wollten; es scheint aber beim Wollen zu bleiben und die Ausführung nicht zu Stande zu kommen. Man müßte jeden, der das Fremde vorzieht, als einen Fremdling behandeln und ihn von

Verhältnissen ausschließen, in welchen es vorzüglich auf guten Willen für das allgemeine Beste ankommt. Denn wer in einer so leicht auszuführenden Handlung nicht nach dem Wohle seiner Mitbürger fragt, der wird dieses noch weniger thun, wo sein Interesse ins Spiel kommt, und wo man es versucht, solches zu Abwegen von der Pflicht zu benutzen. Man müßte von oben her es zur Ehrensache macher, nur einheimische Erzeugnisse zu kaufen und zu verbrauchen. Besonders das schöne Geschlecht hätte hier eine schöne Gelegenheit, zu zeigen, daß ihnen das Wohl ihrer Mitbürger nicht gleichgültig ist, denn gerade dieses verwendet das meiste Geld an italienische Strohhüte, an Wiener Locken, an englische und französische Shawls, Gros de Naples, Gros de Paris, und Gott weiß, an was alle für Gro's und Kattune, und jene 44 Millionen Thaler gehen wohl zum größten Theil durch schöne Hände ins Ausland. Ihre Dienstmädchen sogar müssen das alles auch so haben, weil sie nach dem Beispiel ihrer Gebieterinnen glauben müssen, daß das so recht ist. Ohne Strümpfe aus englischem Baumwollengarn ist auch bei ihnen kein Anstand möglich; Shawls und Locken aus der Fremde zieren auch sie, und diejenigen, die eine reiche Kundschaft von Wollüstlingen haben, machen in Kleidern alles so mit, wie die Herrschaft das Vorbild giebt. Hat nun ein ordentlicher, arbeitsamer Handwerker das zweideutige Glück, eine solche Schöne als Gat-

Digitized by Google

tin heim zu führen, dann ist auch dieser auf immer durch die Putz- und Modesucht seiner Frau ruinirt. So pflanzen sich denn die Fehler der obern Stände auch nach unten fort und die Verarmung greift immer mehr um sich.

§. 98.

Die producirende Klasse der Staatsbewohner,

besonders aber der ländliche Producent, muß aber auch sehr wesentlich zur Bekämpfung der heutigen Uebel mitwirken, weil solche gerade ihn am meisten drücken. Eine zeit- und naturgemäße Richtung des Landbaues ist um so nöthiger, da wir, besonders in unsern Gegenden, damit noch eigentlich in den Kinderschuhen stecken. Das Ziel und die Mittel dieser Richtung sind kein Geheimniß mehr, und wer nur vorwärts will und die nöthigen Kräfte dazu hat, kann nicht mehr zweifelhaft seyn, wie er das Ding anzufangen hat. Ich habe hierüber mich schon anderwärts ausgesprochen und übergehe daher das Weitere hierüber. Diese Bemerkung hier also nur deshalb, damit man mir nicht etwa die Meinung unterlege, als wenn der Producent seine Hülfe allein von oben her zu erwarten hätte, und seinerseits nichts dazu beitragen dürfe.

§. 99.

Nur gemeinsames Wirken aller Stände kann daher den heutigen Uebeln Einhalt thun, und man

kann dieses von Allen um so mehr fordern und erwarten, da es für alle nöthig ist, denn Alle muß das Uebel zuletzt treffen, wenn ihm nicht Einhalt geschieht. Denn wenn die Zahlungsunfähigkeit des Bauer- und Bürgerstandes erst in die Staatskassen übergeht, dann hören auch die Herrlichkeiten der feinen Welt mit einmal auf. Man hört so viel schwatzen von Freiheit und Nationalunabhängigkeit; es wird aber nicht beachtet, daß wir in entehrender Abhängkeit von den Franzosen und Engländern leben. Worauf wartet man denn, um sich davon los zu machen? Etwa darauf, daß auch die Waffenherrschaft wieder dazu kommen und uns zu vollendeten Sklaven fremder Völker machen soll? Also gemeinsames Streben aller Stände ist schon lange nöthig gewesen, weil hier für einen Theil die Uebel zu groß, zu vielseitig sind. Schon der sogenannte philosophische Bauer Klie Jogg in der Schweiz sagte in einer Unterredung mit dem damaligen Erbprinzen von Weimar: „der Bauer ist nur ein halber Mann, und der Fürst ist auch nur ein halber Mann; Beide zusammen aber machen einen ganzen Mann aus.“ So ist es auch mit allen Ständen des Staates. Nur gemeinsames Streben Aller kann große und entscheidende Dinge und Erfolge herbei führen, und dieses ist heut zu Tage so nöthig, als es in den Jahren 1813—14 und 15 war.

Digitized by Google

VIII.

Antwort des Oeconomie-Commissarius Klebe auf die im 16ten Bande 2ten Stücks pag. 408. der Möglinschen Annalen enthaltene „Unmaaßgebliche Meinung über seinen im 15ten Bande 2ten Stücks enthaltenen Aufsatz, betitelt: Prüfung der Klagen über die jetzigen schlechten Zeiten u. s. w.“

Der Hr. Verfasser dieser „unmaßgeblichen Meinung“ kündigt sich damit an, daß er meint: es würde in den heutigen Zeiten so viel geschrieben, daß gewiß viele Litteraten darauf rechneten, man werde ihre aufgestellten Sätze, ohne Prüfung, auf das Wort glauben, und daß auch ich, in dieser Hoffnung, meinen gedachten Aufsatz zum Druck befördert habe. Dies ist eine, und zwar die Hauptunrichtigkeit seiner Recension, denn ich habe pag. 301. selbst

Zweifler erwartet, und nähere Prüfung des Gegenstandes sogar gewünscht. Ich weiß nicht, ob ich es in dem ungenannten Herrn Verfasser mit einem Landwirthe von Profession, oder mit einem Philosophen, der den Montesquieu, Chaptal und Möser, als Autoritäten, zu Hülfe nimmt, oder mit einem nicht Landwirth seyenden Gutsbesitzer zu thun habe, ich will aber zuvörderst annehmen er sey Landwirth, und meine Gegenrede wird dann Jedermann um so verständlicher werden.

Zuvörderst bemerke ich, daß bei aufmerksamer Lesung dieser Meinung jeder Unbefangene finden wird, daß der Hr. V. die Schuld nicht wird von sich abwälzen können: entweder nicht recht gelesen zu haben, was ich geschrieben habe, oder, er hat die Absicht gehabt, das zu verdrehen und in ein falsches Licht zu stellen, was ich auf den Grund von unbestreitbaren Thatsachen und Thathandlungen hin, gesagt, und nach den Regeln einer verständigen Landwirthschaft, wie auch nach den Gesetzen der National-Wirthschaft entwickelt, geprüft und dem Publikum zur weitern Beurtheilung vorgelegt habe. Dies wird aus Folgendem klar:

Daß ich eine Calamität der Landwirthe abläugne, wird durch die Ausführung pag. 299. der Prüfung ꝛc. widerlegt, ich läugne indessen, daß die niedrigen Getreidepreise die unmittelbare Ursach davon sind, und sage nicht, daß die Klagen über-

Digitized by Google

haupt ganz grundlos sind; eine offenbare Verdrehung oder vielmehr eigner Zusatz des Hrn. V. ist es aber, daß ich gesagt: die jetzigen Getreidepreise wären verhältnißmäßig noch zu hoch! Ich wiederhole meine Behauptung, daß die der Gegner, nach welcher die Produktionskosten beim Getreidebau nicht mehr ersetzt werden, falsch ist, und daß im ganzen preußischen Staate allgemein dieser Fall nicht existiren kann, weil das notorisch unmöglich ist, wäre es aber mit Rechnungen hinlänglich bewiesen, so hätte der Hr. V. dergleichen mittheilen sollen; ich werde hierbei zweifelhaft, ob der Hr. V. Landwirth ist, sonst muß er wissen und berechnen können, was es heißt und bedeutet: seit dem Jahre 1820, von wo das stärkere Sinken der Preise angeht, bis jetzt, alle Jahre mit offenbarem Verlust Getreide bauen; betrüge derselbe auch nur 5 p. C. vom Betriebscapitale, so wäre das in 6 Jahren schon bedeutend, wenn letzteres mehrere Tausend Thaler beträgt; auf diese Weise müßten die mehrsten Landwirthe die Produktion bereits eingestellt haben und der Acker läge wüste; die Lächerlichkeit hiervon fällt in die Augen, aber man höre die Gründe des Hrn. V., warum man, trotz dem offenbaren Verluste, dennoch immer fort Getreide bauet, nämlich aus Furcht und Hoffnung, letztere darauf beruhend, daß sich der Preis bald wieder in Verhältniß stellen werde. Ueber die Hoffnungen, die man nach den bestehenden Ver-

hältnissen von den künftigen Getreidepreisen dürfte haben können, findet der Hr. V. im 16ten Bande der Mögl. Annalen pag. 361. einen neuen Aufsatz von mir, und ich überlasse ihm, sich mit meinen Ansichten darüber — wo möglich — zu befreunden.

Der zweite Widerlegungsgrund meiner Behauptung widerspricht sich aber selbst und zeugt gerade für meine Meinung; es wird nämlich gesagt: „würde, da auf eine andere Weise (als durch Getreidebau nämlich) dem Boden schwerlich eine baldige zeitgemäße Rente abzugewinnen ist, die Unterlassung des Getreidebaues dem Besitzer die Hoffnung u. s. w. benehmen." — Hieraus folgt doch offenbar: daß nur auf diese Weise, nämlich durch den noch immer fortgesetzten Getreidebau, auch noch immer eine zeitgemäße Rente gewonnen wird, und wie ist dies möglich, wenn nicht einmal die Produktionskosten dabei herauskommen, in welchen das Betriebscapital mit den Zinsen erstattet wird, und nach deren Abzug vom rohen Ertrage sich erst die zeitgemäße Rente ergeben kann? Es ist also meine pag. 283. ausgesprochene Behauptung: daß die seit 5 Jahren gesunkenen Getreidepreise zur Zeit dem Landwirthschaftsgewerbe den Untergang nicht bringen können (und auch nicht gebracht haben), durch den Hrn. Verf. selbst gerechtfertiget.

Der dritte Widerlegungsgrund doeirt mir die Schwierigkeit, von einer Wirthschaftsmethode zur andern

dern überzugehen, nämlich zu dem von mir angegebenen Zwecke, den Getreidebau zu Gunsten der Viehzucht zu beschränken. Der Hr. V. hat hier wahrscheinlich nicht gelesen, was ich in dieser Beziehung pag. 339. gesagt, aber weiter nicht ökonomisch ausgeführt habe, weil ich es für unnöthig hielt. Sollte indessen aus dem da angeführten noch nicht genügend hervorgehen, daß mir hinreichend bekannt ist, wie aus einer bestehenden Feldordnung in eine andere überzugehen ist, welche Mittel und Vorbereitungen dazu gehören, so überzeugt sich der Hr. Verf. vielleicht davon durch meine übrigen ökonomischen Schriften.

Was ferner die Frage bei 2. sagen will, ob nämlich wohl die landesherrlichen Abgaben denn erlassen werden könnten, wenn der Boden nicht mehr cultivirt würde? ist unverständlich, weil in diesem Falle selbst der Landesherr, aus dem bekannten Rechtsgrunde: wo nichts ist u. s. w., nichts mehr nehmen kann. Ganz folgewidrig ist überdies die Meinung des Hrn. V. hinsichtlich der Darstellung der Erfolge einer einzuleitenden neuen Fruchtfolge; er sagt pag. 410. nämlich: erhielte jetzt das Land eine andere Bestimmung, (welche denn?) so müßte die nächsten Jahre auf den gewöhnlichen Ertrag an Naturalien verzichtet werden. Die, besonders zur Einrichtung einer Fruchtfolge gemachten Anstalten und dargebrachten Opfer wären also vergeblich ge-

wesen, (warum? ist nicht gesagt) würden aber von neuem erforderlich u. s. w. Es gehet hieraus offenbar hervor, daß der Hr. V. mit sich nicht recht im Klaren gewesen, was er eigentlich hat sagen wollen; denn die neue Bestimmung des Landes kann sich nur darauf beschränken, die Feldeintheilung und Fruchtfolge so zu machen, daß man z. B. da, wo bisher vielleicht $\frac{5}{6}$ der Feldmark alljährlich Halmfrüchte (Getreide) trug, man dessen künftig nur etwa $\frac{1}{2}$ dazu verwendet und Brachweide und Hackfruchtschläge etablirt, oder wie man sonst die Einrichtung treffen kann und will; Jemanden, oder gar allen Leuten zuzumuthen, ihre Schlageintheilungen nach dem alljährlichen Stande der Getreidepreise zu ändern, ist mir nicht eingefallen, es scheint indessen, daß dergleichen hier zu verstehen gegeben werden soll; mir sind übrigens der Beispiele genug bekannt, wo mit der wiederholten Abänderung der Schlägeeintheilungen ganze Güter und ihre Besitzer auf eine experimentelle Weise in großen Schaden gekommen sind, und bin daher nicht geneigt, über diesen Gegenstand leichtsinnig hinwegzugehen.

Die von mir in jenem Aufsatze angegebene Idee geht dahin:

daß man den Anbau des Getreides beschränke und die Viehzucht ausdehne.

Wie dies möglich sey, darüber konnten keine Specialberechnungen beigefügt, noch zutreffende Vorschläge

Digitized by Google

gemacht werden, weil das hieher nicht paßt und der Hr. V., wenn er Landwirth ist, wissen wird, daß dergleichen jeden Orts anders angefangen werden muß; die Möglichkeit der Ausführung aber kann derselbe auf allen den Gütern erkunden, wo, seit dem Steigen der Wollpreise und dem Flore der feinen Schaafzucht, der letztern entsprechende neue Feldeintheilungen gemacht sind, und besonders auf solchen Gütern, die beständige Weidereviere, Servitutsweiden und Wiesen nicht besitzen; in unserer Mark Brandenburg besonders kann der Hr. V. darüber Belehrung genug finden.

Was nun aber hinsichtlich und zu Gunsten der Schaafzucht möglich und ausführbar gewesen ist, das muß doch wohl auch für den Rindviehstand möglich seyn, nämlich da, wo Boden und andere Verhältnisse es räthlich machen, letzterm oder ersterem den Vorzug zu geben, oder beide zugleich in Verhältniß zu vermehren.

Ungeachtet ich nun nicht nöthig habe, mich gegen eine solche Beurtheilung zu rechtfertigen, hier vielmehr darum zu thun ist, dem Beurtheiler seine falschen Ansichten und Verdrehungen vorzuhalten, so will ich doch meine obige Idee noch mit den Meinungen und Ideen einiger Landwirthe belegen, gegen deren Autorität der Hr. Verf. schwerlich aufkommen wird.

Es ist hinreichend, ja weltbekannt, daß seit dem

Emporkommen der feinen Schaafzucht die Cultivatoren derselben in allen Provinzen, theils zum Zweck neu zu etablirender, theils zu erweiternder alter Schäfereien Fruchtfolge und Feldeintheilung änderten, und daß besonders die Provinz Brandenburg, bei dem hier häufig bestehenden Mangel an natürlichen Culturmitteln (Wiesen und Weide), hierin sehr viel that, hauptsächlich auf solchen Gütern, die theils erst separirt wurden, oder die durch Dienstregulirung einen Landzuwachs erhielten, Verhältnisse, bei welchen ich selbst thätig mitgewirkt habe; es ist aber auch nicht minder bekannt, daß ähnliches zur Erweiterung der Viehzucht in Schlesien geschahe, worüber Elsner's Briefe über Schlesien hinreichende Data liefern, und das allgemein herrschende Bestreben, den Schaafstand zu erweitern, ohne allgemein den Rindviehstand zu beschränken, ist bis jetzt vorherrschend in allen Provinzen geblieben; ungeachtet nun der Schaafstand des preuß. Staats seit dem Frieden von 7 auf 12 Millionen Schaafe gestiegen, ungeachtet sich die Bevölkerung bedeutend vermehrt hat, ungeachtet durch Dienstregulirungen an Stelle unnützen und abgeschafften Gespannviehes der Bauern eine größere Summe nutzbares Rindvieh getreten, so ist dennoch durch alles dieses der Getreidebau nicht nur nicht vermindert, sondern vielmehr verstärkt worden, und zwar nicht durch Bebauung einer größern Fläche, sondern gerade umgekehrt, auf einer kleinern, aber

auf einer Fläche, welche an Produktionskraft, durch die verstärkten Viehstände, durch den Wechsel zwischen Getreidebau, Weide, Hackfruchtbau und Brache mächtig und für immer gewonnen hat; diese Produktionskraft hat Erträge geliefert, welche früher ohne Beispiel waren. Daß aber diese veränderte Landwirthschaft noch nicht überall eingeführt ist, liegt theils in äußern noch bestehenden Hindernissen, theils in Unkunde und Mangel an Thätigkeit, endlich in dem Verkennen oder vielmehr im Nichtkennen der allgemeinen National-Gewerbsverhältnisse, eine Sache, um welche sich vielleicht nicht die Hälfte der Landwirthe bekümmern. Ist nun aber durch einen verstärkten Viehstand und eine richtige und zusagende Schlagordnung und Fruchtfolge ein bedeutender Mehrertrag an Getreide und thierischen Produkten zugleich und ohne Mehrkosten bei der Produktion des erstern (was Sachkenner aus Erfahrung längst wissen) zu erhalten, so folgt von selbst, daß die zu verändernden Wirthschaftsformen nicht gemeinschädlich, sondern gemeinnützlich wirken, und es wird so leicht kein verständiger Wirth wieder davon ab- und in den alten Schlendrian zurücktreten. Daß aber eine solche heilsame Abänderung der Wirthschaftsformen in Preußen und Deutschland überhaupt bis jetzt noch nicht allgemein statt gefunden hat, darüber kann der Hr. V. in den Bemerkungen des Oekonomieraths Stelzner im 16ten Bande dieser Annalen pag. 1.

Digitized by

eine sehr vollständige Auskunft finden; auch dieser Schriftsteller, dessen College zu seyn mir schmeichelhaft ist, bestätigt die Thatsache und die Klage pag. 45., „daß die Landwirthe (nämlich bei den bestehenden und gerügten fehlerhaften Einrichtungen) lediglich ihr Heil in möglichst vergrößerter Getreide-Aussaat suchen, wodurch ihnen eine Masse von Arbeiten und Kosten erwächst, welche durch oft sehr kärglichen Ertrag nicht gedeckt werden u. s. w.," und es bedarf dieses Beweises nicht einmal, weil Jedermann bekannt genug ist, daß die Ausdehnung des Getreidebaues in der Dreifelderwirthschaft (oft ohne Wiesen und Weide), das häufige Aufreißen von Neuland (Wald- und Weidegrund), das Bestreben, besonders des kleinen Landwirths, nur recht viel Getreide zu bauen, nur dahin führen kann, eine kostspielige Produktion auf großen Flächen, mit Aufopferung der natürlichen Produktionskraft des Bodens und zum Nachtheil des Viehstandes und der ansehnlich rentirenden Nutzung davon, zu schaffen, und der eben genannte Verfasser prophezeihet daher der Mehrzahl solcher Wirthe nur — Armuth! (pag. 46.) weil das angezeigte Verfahren, verbunden mit den Hemmungen und Kraftverschwendungen, die ich in meiner Prüfung pag. 348. angegeben, die Produktion nicht auf eine kostenersparende Weise erhöhet, sondern nur mit vergrößerten Kosten zum Verlust, und zwar zu einem offenbaren National-Vermögens-

Digitized by Google

Verlust, führt. Dies letztere kann nicht bezweifelt werden, indem weder ich noch Hr. Stelzner etwa nur von einzelnen Wirthschaften reden, sondern von ganzen Ländern, deren wirthschaftliche Einrichtungen hinreichend bekannt sind, und jene Prüfung hauptsächlich kleine und große Landwirthe, und die Wechselwirkung die ihr Verfahren in dem merkantilischen Theile ihres Gewerbes hervorbringt, in Bezug nimmt, und zwar besonders im preußischen Staate.

Aber der gedachte Hr. ꝛc. Stelzner überhebt mich glücklicherweise auch der Mühe, zu beweisen: ob vermehrte Viehzucht und verminderter Getreidebau (nicht nach Aussaatsmaaß und Bodenfläche behandelter) auch nützlich sey? Ich will ihn nicht ab- und nachschreiben, und verweise meinen Hrn. Gegner und sonst die ganze Welt, die diese Sache etwa interessiren würde, auf pag. 106. seiner Abhandlung, wobei ich blos in der Hinsicht mit ihm nicht einerlei Meinung bin, daß auch im preußischen Staate (er spricht überhaupt von Deutschland) noch jetzt eine allgemeine Verachtung einheimischer Produkte und der Gebrauch von ausländischen statt findet, indem der Augenschein und die bestehende Beschäftigung der Fabriken bei uns dies widerlegen; übrigens, beiläufig gesagt, die Menschen alles das immer am ersten kaufen, was ihrem Geschmacke, Zwecke und Vermögen entspricht, ohne viel danach zu fragen, in welchem Lande es gemacht ist.

Digitized by Google

Der Hr. V. führt mich ferner selbst zu einem zweiten Beweise für meine aufgestellte Idee, indem ich aus pag. 418. ersehe, daß er die im 15ten Bd. 2tes St. der Mögl. Annalen zu findende Begutachtung des Freiherrn von Lüttwitz in Schlesien gelesen hat; aber dieser Beweis ist ökonomischer Natur und so wie ich bei Lesung und Wiederlesung der Bemerkungen des Hrn. V. immer zweifelhaft geblieben, ob derselbe wirklich ein Oekonom von Profession sey, so erhebt sich dieser Zweifel in seiner ganzen Stärke von neuem, wenn ich Seite 423. lese, daß er meine Angabe S. 363., wonach eine Kuh zum jährlichen reinen Ertrage von 18 Rthlr. berechnet ist, nicht blos in Zweifel zieht, sondern sie für einen Schreib- oder Druckfehler hält und meint, das solle nicht jährlich, sondern lebenslänglich heißen. Er will bei diesem Ansatze die Zeiten bedacht wissen, und glaubt, daß so wenig Andere, als er selbst, einen solchen Ertrag hätten. Das soll indessen wohl nur des Hrn. V. freundlicher Scherz seyn, und ich kann unmöglich glauben, daß ein Mann, der ein Landgut zu haben scheint, indem er Kühe hält, diese nur um Nichts hielte, denn, bringen sie lebenslänglich nur 18 Rthlr. überhaupt ein, wozu hält er denn welche? etwa um das Vergnügen zu haben, Knechte und Mägde darauf zu halten und zu — bezahlen, oder um des Düngers willen? Das müßte theurer Dünger werden, und wenn ich das Gesagte für wahr annehme, so hätte

ich gleich den Beweis und den Schlüssel zu den theuren Produktionskosten, welche nach der unmaaßgeblichen Meinung des Hrn. V. den reinen Ertrag verschlingen, und womit es im ganzen preußischen Staate derselbe Fall seyn soll!

Der mehrerwähnte Hr. ꝛc. Stelzner führt in der Beschreibung der Wirthschaft des Landesökonomierath Lüder zu Rethwisch in Mecklenburg pag. 38. und 39. an, daß bei der vorigen Benutzung der Weideschläge 150 Holländerkühe, à 16 Thaler neue $\frac{2}{3}$, verpachtet gewesen, von welcher Pacht aber jährlich 300 Rthlr. für Ergänzung der Stückzahl abgegangen; diese Kuhpacht giebt auch der Kammerrath Hr. Zimmermann an einem andern Orte an, den ich nicht sogleich nachweisen kann. Im 15ten Bd. der Mögl. Annalen giebt Hr. Meißner, ein mecklenburgischer Landwirth, bei seinem Vorschlage zur Aufhebung des großen lästigen innern Landhaushalts — (auch eine auf Ersparung gehende Idee) — pag. 60. den Ertrag einer größern Kuh auf 80 und den einer kleinern auf 60 Pfund Butter an, pag. 66. rechnet er eine solche Kuh der kleinen Art nur zu 20 Rthlr. Capitalwerth, und pag. 77. davon 10 Rthlr. Pacht!

Hier wären also Beweise von Landesökonomieräthen, Oekonomieräthen und simplen Landwirthen, wie viel eine Kuh jährlich abwirft, und daß man diese Viehgattung nirgends um nichts und wie-

der nichts hält; der Hr. V. wird erlauben, daß auch noch meine Meinung hinterher folgen darf, jedoch nicht ausführlich, ich beziehe mich auf die von mir herausgegebenen Grundsätze der Gemeinheitstheilung, Berlin 1821, bei Maurer, daselbst stehen pag. 112. u. f. der Werth der Butter, Pachtpreis der Kühe in dieser Provinz, der sich selbst jetzt wenig oder gar nicht gemindert hat, pag. 150. steht auch ein Anschlag von 100 Stück größern Kühen, als die gewöhnlichen Mecklenburger, danach macht das Stück jährlich 10 Rthlr. 12 sgr. Unkosten, ohne das Futter, und dieses wird pro Stück mit 17 Rthlr. 22 sgr. 6 pf. reinem Ertrage bezahlt, woraus zu entnehmen ist, wie viel der Boden mittelbar durch den Viehstand gewährt, sobald man zu berechnen versteht, wie viel Land oder Acker zu dem Futter gehört, was eine Kuh bedarf; es ist indessen nicht zu zweifeln, daß kleineres Vieh weniger Ertrag giebt, aber größeres auch bedeutend mehr.

Der Freiherr von Lüttwitz nun bestätigt ebenfalls meine Idee, wenn er sagt: „jeder nicht in dem orthodoxen Dreifeldersystem befangene Landwirth werde der Meinung beipflichten, daß gerade auf dem Wege der fortdauernden Herbeischaffung des gegenwärtigen und künftig zu erweiternden Schlachtvieh-Bedarfs eine erhöhete, in allen Zweigen mehr producirende Ackercultur ihren sichersten Stützpunkt finden werde.“ (pag. 481.) Er bemerkt ferner, daß ein

Digitized by Google

zur Mast aufgestellter Zugochse, (selten für 20 Rthlr. verkäuflich) nach 6 Monaten 30 Thaler Mastgeld abgeworfen, daß das Mastungsgeschäft eben jetzt, bei dem Ueberfluß an Getreide und den geringen Preisen desselben, an seinem rechten Orte und zur rechten Zeit sey, und daß es daher sehr wünschenswerth erscheint, die Importation des ausländischen Viehes, entweder nach den provinciellen Umständen und dem Stande der Cultur, stark zu erschweren, oder ganz zu untersagen. Er führt das Beispiel Englands an (pag. 490.) und wiederholt, daß der vermehrte Schaafstand, gegenüber dem vorhandenen, wohlfeilen und überflüssigen Getreide, es bezeuge, daß, bei erhöhetem und verbessertem Viehstande, auch ein vermehrter und verbesserter (— und wohlfeilerer —) Getreidebau zulässig sey, indem die Folgen jenes verbesserten Viehstandes den Boden mit Kraft bereichern, welche — im Fall der Noth — stets disponibel und zu Gunsten stärkerer Getreideproduktion in Anspruch genommen werden kann; daß diese Kraftvermehrung geeignet ist, den Ertrag vom 6ten bis zum 10ten Korn, auf gleicher Fläche, zu steigern, beweist nicht nur dieser Landwirth, sondern es ist auch schon von vielen andern hinreichend bewiesen worden und Niemand zweifelt mehr daran, der sonst einige Umsicht anwendet.

Der Hr. V. äußert nun seinen Widerwillen über das Gewicht, welches ich der verstärkten Viehzucht

im Nationalhaushalte beilege, argumentirt mit dabei eingreifenden Lokalverhältnissen, und ignorirt absichtlich die Idee in meiner, sich auf das ganze Land und dessen ganzen Nationalverkehr erstreckende Abhandlung, bei welcher ich nicht blos ökonomische Ansichten genommen, sondern auch statistische Data gegeben habe, und schließt endlich, — wenn es erlaubt sey — von einem supponirten Falle, nämlich den reichen Weiden Ungarns, oder der Nähe einer großen Stadt, daß Viehzucht immer nur eine Nebennutzung sey, die durch Entbehrung vortheilhafter Lokalverhältnisse bedingt werde, weshalb sie nicht immer Sache des einzelnen Landwirths zu seyn scheine, und es möchten wohl, wegen des Ganzen, des Staats, andere Rücksichten eintreten; letzteres möchte allerdings wohl wahr seyn, die Rede ist aber nicht vom Staate, sondern richtiger, von der Nation, nicht von Lokalitäten, sondern von der Allgemeinheit, d. h. von der Mehrheit der sich ergebenden Fälle, wo in orthodoxer Dreifelderwirthschaft, mit Hofdiensten, eine übermäßig große, der Bevölkerung nicht entsprechende, und mit ungeheurer Kostenverschwendung verbundene Getreidewirthschaft von großen und kleinen Landwirthen, mit Zurücksetzung der Viehzucht, betrieben wird, ein Verhältniß oder vielmehr eine Cultur, die bei weniger Intelligenz und Umsicht, beim Nichterkennen der Zeit und ihrer Noth, sich im alten Kreise drehet, in welchem sich die Vorfahren seit Jahrhunder-

ten gedrehet haben, und welche die alte Indolenz stets befördert, ohne den dringenden Anforderungen und Bedürfnissen der Gegenwart und der künftigen Geschlechter im mindesten abzuhelfen. Ist nun der Hr. V. seines Orts nicht geneigt, viel auf den Ertragstitel der Viehzucht zu geben, so ist ja davon noch kein Schluß auf das Allgemeine zu machen, die Meinung der vorangeführten erfahrnen Männer spricht für die Sache, und selbst die Preise der thierischen Produkte sprechen dafür; will nun der Hr. V. in der Herbeiziehung der Preise des Getreides von 1764 bis 1788 einen Mangel meiner Prüfung nachweisen, weil damals die Abgaben geringer gewesen, so ist darauf zu bemerken, daß dieser Fall wohl schwerlich anzunehmen ist, denn im Ganzen waren damals die Abgaben schwerlich niedriger als jetzt, und dann war ihre Erhebung, der damit verbundene Zwang, die Handelssperre und die herrscheirde Unfreiheit so drückend, daß sie sich dadurch gewissermaaßen verdoppelten. Unter diesem Zwangs- und Sperrsystem sind die feinen und groben Schäfereien und der Woll- und Tuchhandel nicht emporgekommen, damals kostete der Stein (22 Berl. Pfunde) Landwolle 3 bis 4 Rthlr., seit 1809 ist sie von 4 auf 11 und 12 Rthlr. gestiegen; nehmen wir den Mittelpreis zu 6 Rthlr. an, so ist diese ordinaire Wolle doch noch einmal so hoch im Preise als in jenen Zeiten, wo eine Elle nicht feines Tuch fünf

Thaler kostete, wozu die Wolle mindestens aus Sachsen verschrieben werden mußte, weil dieses Gut (jetzt kaum Mittelwaare) in unserem Lande nicht producirt wurde. Nun ist wohl keine Frage, ob 6 Millionen Schaafe oder 12 Millionen für die Fortschritte der Bodencultur mehr zeugen, letztere geben 211,181 Ctr. Wolle, zu obigem Mittelpreise 5 Stein = 1 Ctr. = 30 Rthlr., beträgt 6,354,540 Thaler; da aber darunter so mancher Centner mittel-, feine und ganz feine Wolle ist, welche mit 50, 70, 90 bis 180 Rthlr. bezahlt wird und bei diesem rohen Ertrage für März- oder Brakvieh nichts zur Einnahme berechnet ist, so kommt der Ertrag leicht noch einmal so hoch. Die Unkosten nehmen in der Regel bei scharfer Berechnung und selbst bei ziemlich feinem Stamme, noch nicht 40 p. C. vom rohen Ertrage weg, werden indessen, um nicht zu fehlen, 50 p. C. berechnet, so fallen 3,177,270 Rthlr. und eine gleiche Summe bleibt zum reinen Ertrage, durch welche sich Winterfutter und Weide bezahlt machen, und danach brächte ein Schaaf dennoch nur jährlich etwa 8 sgr. reinen Nutzen; ich darf wohl kaum bemerken, daß diese kurze Berechnung nicht für einen ökonomischen Anschlag angesehen werden darf, sondern nichts weiter seyn soll, als ein statistischer Ueberschlag, und ich will mit dieser Bemerkung nur verhüten, daß dieser Ueberschlag Niemanden bei seinem Zwecke hinderlich werde, was leicht möglich ist, wie dies lei-

Digitized by Google

der die unterthänigen Zweifel beweisen, die der Hr. V. noch pag. 414. bei meinem ähnlichen Unternehmen, hinsichtlich der Berechnung vom Regierungsbezirke Magdeburg, zu äußern für nothwendig erachtet hat *). Auf keinen Fall wird Hr. Freiherr von Lüttwitz seine Berechnungen für rein ökonomische angesehen wissen wollen, und doch werden sie jedem verständlich seyn, der, mit auch nur einigen ökonomischen Kenntnissen, zugleich Landeskenntniß verbindet. Das ökonomische Nationalinteresse, welches die Berechnung des Hrn. v. L. nachweiset, ist aber, daß fettes Rindvieh, im Lande selbst, vom eigenen Boden, gezogen und fett gemacht, diesen nicht nur an Kräften zum Getreidebau ungemein bereichert, sondern auch bewirkt, daß jährlich nicht mehr große Summen Geldes nach Polen wandern müssen. Ich habe nun — ohne die Ideen des Hrn. v. L. je vorher gelesen zu haben — pag. 339 bis 341. — ziemlich dasselbe gesagt, indem ich damit schließe, daß man bei Herstellung des richtigen Verhältnisses zwischen Ackerbau und Viehzucht fremden Völkern künf-

*) Ein Schäfereianschlag findet sich ebenfalls in den Grundsätzen der Gemeinheitstheilung, erste Abtheil. pag. 118. — Hr. v. Lüttwitz berechnet für Schlesien jetzt 2 Millionen Schaafe, welche eine Lösung von zwei Millionen Thaler, circa, in die Provinz bringen.

Digitized by Google

tig keine Landrente mehr für die nöthigen thierischen Produkte werde bezahlen dürfen, oder mit andern Worten: daß man in dieser Hinsicht dem Auslande nicht mehr tributair zu seyn braucht. Ist nun nachgewiesen, daß z. B. das fehlende Rindvieh auf eignem Boden producirt werden kann, ohne dem Getreidebau Abbruch zu thun, — woran kein Sachverständiger zweifelt — so ist auch kein fernerer Zweifel, daß hierdurch die Nation an reiner Bodenrente gewinnt, und da sie diesen Gewinn jetzt den Fremden giebt, so verliert sie nicht nur die Rente, sondern auch die Summe der Arbeit, die zur Hervorbringung dieser Rente erforderlich gewesen seyn würde, und überdies diejenige Bodenkraft, die ein vergrößerter und verbesserter Viehstand immer zur Folge hat, sobald man nämlich nicht Dreifelderwirthschaft, sondern diejenige Wirthschaft treibt, die den Acker selbstständig in sich, dadurch bei Kräften, erhält, daß er abwechselnd zum Getreide- und Futterbau und zur Weide verwendet, und nicht, wie bei jener, von der Existenz gleichzeitig vorhandener Wiesen und Weidereviere abhängig gemacht, und seine Fruchtbarkeit größtentheils nur durch den Umfang und die Güte dieser bedingt wird.

Will nun der Hr. V. noch pag. 418. das gute Loos des Landwirths nur durch den vortheilhaften Absatz direkt gewonnener Früchte, also des Getreides, bestimmt wissen, so verkennt er offenbar das landwirth-

wirthschaftliche Gewerbe, welches einer vervollkommneten Viehzucht vor allen Dingen bedarf und auf dieser beruht, so wie auf der andern Seite das Vieh wieder ein Produkt des Bodens ist, einen unbestreitbaren Capitalwerth hat, und dessen Nutzungen dem Boden zu gut gerechnet werden müssen. Ist nun aber nicht gut mehr zu bestreiten, daß dieser Zweck, nämlich vermehrter und verbesserter Viehstand, unbeschadet dem Getreidebaue, erreicht werden kann, und daß also derselbe Boden, der auf 15 Morgen nur ein Stück Vieh producirte und zu ernähren vermogte, jetzt, nach Umständen, dessen zwei Stück producirt und ernährt, so muß dies eine Folge haben, die den Nationalwohlstand ganz ungemein verbessert und erhebt, indem nicht nur eine größere Bodenrente gewonnen wird, sondern auch mehr nützliche Arbeit verrichtet und mehr Viehstandscapital hervorgebracht, gleichzeitig aber auf der andern Seite diejenige Kraftverschwendung verhindert wird, die ich — aus dem bestehenden alten Schlendrian, aus der Feldereintheilung der Bauern, der Dreifelderwirthschaft, den Hofdiensten u. s. w. — nachgewiesen, und die jährlich am Werthe, in Gelde berechnet, besonders für die alten Provinzen, eine ungeheure Summe ausmacht.

Einen andern Weg, die Ausfälle beim Ackerbau zu decken, giebt es nicht, und gäbe es einen, so durfte das Publikum mit Recht dessen Eröffnung durch den Hrn. V. bei dieser Gelegenheit erwarten, worin es

indessen getäuscht worden ist; statt dessen werden die unzulänglichen, mit nichts erwiesenen Behauptungen wiederholt, daß nur der Getreidebau allein ein glückliches Loos des Landwirths bewirke, die Viehzucht Nebensache sey, auch Branntweinbrennerei keine Vortheile bringe (pag. 419.), das Arbeitslohn noch so hoch stehe, wie vor 10 oder 20 Jahren, und daß die Produktionskosten allen reinen Gewinn absorbirten, daß man folglich in allen diesen Produktionen nur auf Hoffnung besserer Zeiten so fortwirthschafte! Dazu gehört in der That ein starker Glaube.

Die ganze Abhandlung des Hrn. V. beweiset, daß meine Prüfung der Klagen über die schlechten Zeiten seinen Beifall nicht gefunden, ungeachtet sie sich auf Thatsachen gründet, und ich keinen Anlaß habe, für irgend einen Stand Parthei zu nehmen, Partheilichkeit auch nicht darin gefunden werden kann, wohl aber scheint der Hr. V. in derselben befangen zu seyn, denn Zweifel erwecken und den richtigen Gesichtspunkt verschieben ist der offenbare Zweck seiner unmaaßgeblichen Meinung, denn so ist es offenbar mit dem Capitalwerthe des Viehstandes, so wie mit dessen Nutzung; ersterer soll nach pag. 416. bekanntlich sehr relativ seyn, dies muß gerade in den jetzigen Zeiten am ersten geläugnet werden, und vollends beruht das Taxationsprincip, „daß ein Schaaf immer noch einmal so viel werth sey als die Wolle, die es im laufenden Jahre trägt," auf einer bloßen

Formel, die sich durch nichts begründet; wenn der Stein Wolle (22 Pfund) 6 Rthlr. gilt, so gilt das Pfund 8 sgr. $2\frac{2}{11}$ pf. und wenn er 36 Rthlr. gilt, so gilt das Pfund 1 Rthlr. 19 sgr. 1 pf. Wenn nun das Schaaf im Durchschnitt jährlich 2 Pfund Wolle gäbe *), so fallen im erstern Falle 16 sgr. 3 pf. und das Schaaf wäre dann das Doppelte werth, nämlich 1 Rthlr. 2 sgr. 6 pf.; im zweiten Falle ergeben sich 3 Rthlr. 8 sgr. 2 pf. Wollwerth und das Schaaf gilt — 6 Rthlr. 16 sgr. 4 pf. Soll dies beides der Kauf- und Handelspreis seyn, so ist Jedem bekannt, daß ein ordinaires ausgewachsenes Landschaaf für obigen Preis nicht einmal als Schlachtvieh zu haben ist, im zweiten Falle giebt Niemand ein Schaaf, dessen Wolle das Pfund zu gedachtem Preise bezahlt wird, für noch nicht 7 Rthlr. weg; ist aber die Rede von Schlachtvieh, so bezahlt der Schlächter feine und grobe Schaafe, ohne Rücksicht auf ihr Vließ, nur nach Größe, Gewicht, Fleisch- und Fettgehalt. Der Werth eines Schaafes läßt sich also nach diesen ungewissen, nichtssagenden Prämissen nicht bestimmen, sondern nur dadurch, daß berechnet wird, wie theuer Schaafe in der Anschaffung zu stehen kommen, wie sie sich binnen Jahresfreisten in Ab- und

*) Es giebt Schäfereien, wo 3 Pfund Wolle von ausgewachsenem feinen Vieh gewonnen werden.

Zugang erhalten, wie viel Wolle gewonnen worden, wie hoch der Durchschnittspreis davon zu rechnen, wie theuer die Bracken (Märzen) bezahlt worden und in wie viel Jahren sich die Schäferei überhaupt in Capital, Zinsen und Kosten bezahlt macht; alsdann kann man wissen, wie hoch das Vieh dem Eigenthümer selbst zu stehen kommt, und die mehr oder weniger große Nachfrage nach Zucht- und nach Schlachtvieh wird dann den Marktpreis von beiden auf gewisse Zeiträume hin bestimmen. Der verständige Landwirth wird sich aber über den Werth seines Viehes niemals allein durch den Marktpreis bestimmen lassen, er hat dabei noch andere Rücksichten zu nehmen; machte ein Schaaf zum Beispiel sein Winterfutter und seine Weide jährlich, nach Abzug aller Kosten, nur mit 15 sgr. bezahlt, so würde der hinterbleibende Dünger noch große Rücksicht verdienen; zur Winterfutterung gehören circa 5 Centner auf Heu reducirtes, oder etwa 7 Centner Futter in Sorten, welche 14 Centner Dünger geben, der Weidedünger giebt nur etwa den dritten Theil hiervon auf den Stall, und der ganze Düngergewinn wäre 18 bis 19 Centner oder ein gutes vierspänniges Fuder; acht Schaafe würden also im Durchschnitt alljährlich den nöthigen reichlichen Dung zu einem Morgen Landes hergeben, und da dieselben zusammen 40 Ctr. auf Heu reducirtes Futter bedürfen, welches ungefähr bestehen könnte

in 30 Scheffel oder Centner Kartoffeln, wozu gehören	—	Mrg.	18	□R. Acker,
$6\frac{6}{11}$ Ctr. Erbsenstroh . .	—	"	90	" "
$19\frac{7}{11}$ Ctr. Winterstroh .	1	"	60	" "
im Sommer pro Stück 24 □R. Weide, im Wechsel auf angesaamten Schlägen, Brach- und Stoppelweide	1	"	12	" "
im Ganzen 3 Mrg.,				

so würde folgen, daß der reine Gewinn von den 8 Schaafen mit 4 Thaler auf die 3 Morgen Acker, wovon sie ernährt werden, zu berechnen sey, jedem also mit $1\frac{1}{3}$ Thaler, überdies aber eine Düngermasse gewonnen werde, welche die Cultur des Getreides und anderer Früchte ungemein befördern muß; jeder Morgen Acker wird auf diese Weise einen Capitalwerthszuwachs von $26\frac{2}{3}$ Thaler erhalten haben, denjenigen ungerechnet, der aus dem verstärkten Düngungsstande hervorgeht, und man wird die Möglichkeit hiervon nicht bezweifeln, wenn man eine Schlagwirthschaft supponirt, wonach denn die Größe der Feldmark, mit Berücksichtigung des Zug- und Rindviehes, die Größe des Schaafstandes bestimmen wird; daß bei minder gutem Mittelboden der Gewinn sich auf eine größere Fläche vertheile, darf höchstens nur für Nichtkenner erinnert werden, eben so leuchtet ein, daß bei einer nicht in Schlägen gehenden, sondern in 3 Feldern, ohne besondere Weidereviere und Wie-

sen umlaufenden Wirthschaft der Schaafstand nur precair seyn kann, da, wenn der Boden gut ist, doch $\frac{5}{6}$ davon den größten Theil des Jahres entweder bestellt sind, oder sich unter dem Pfluge befinden, mithin nicht hinreichende Weide für eine angemessene Anzahl Schaafe gewähren, wobei es denn auch selbst, mit Hülfe des Rind- und Zugviehes, niemals bis zu dem, vorhin angegebenen, Düngungszustande, mithin auch nicht zu einem daraus folgenden erhöheten Körner- und Strohgewinn (den Hr. v. Lüttwitz bis zu 10facher Vermehrung der Aussaat angiebt) kommen kann, weil das Vieh von bloßem Strohfutter nicht gedeihet.

Die mehresten Menschen urtheilen falsch über den Werth der Viehstände beim Ackerbau, der reelle Nutzen von denselben bleibt, Unglücksfälle abgerechnet, constant, das Vieh selbst bleibt ebenfalls im Bestande und ergänzt sich jährlich, es ist also ein Theil der Substanz des Gutes und gehört dem Boden an, der es hervorgebracht und ohne den es nicht existiren kann; es ist also wohl keine Kleinigkeit, ob eine ganze Nation — denn nur eine solche habe ich im Sinne — einen Viehstand besitzt, der nach den ungefähren Mittelpreisen einen Capitalwerth von 224 Millionen Thalern, oder einen von 448 Millionen Thalern hat, und ob im Durchschnitt auf 15 Morgen Landes oder auf 5 Morgen ein Stück Vieh producirt und ernährt wird. Indem das Vieh so

nöthige Produkte liefert, ist es zugleich vorhanden, um diejenigen Produkte des Bodens zu consumiren, die ohne dasselbe, wegen ihrer großen Menge, eine unnütze Last seyn würden, nämlich Heu, Stroh, Kaff und alle vegetabilische Abgänge, und deren Consumtion hinterläßt wieder die Hauptbasis zur Getreideproduktion, den Dünger, ohne welchen sie aufhören müßte, denn nur wenige Länder sind im Stande ihn entbehren zu können, und sich seiner, wie in Volhynien, durch Versenken in den Strom zu entledigen. Hiernach bleibt es mir problematisch, wie man vom Viehstande nur eine Nebennutzung berechnen will, zumal man in ordentlichen, mit Umsicht geführten, Wirthschaften alle Hülfsmittel emsig zusammensucht, um die Futtermassen möglichst zu vergrößern; die Branntweinbrennereien geben hierunter einen auffallenden Belag, denn ungeachtet die hohe Steuer wahrscheinlich dem Werthe des Brennguts gleich ist, und der Gewinn am Branntwein selbst nicht groß seyn kann, so wird die Fabrikation doch fortgesetzt, indem, auf die Landwirthschaft bezogen, der Branntwein als Nebenprodukt, der Brennrückstand oder Schlamm aber, hinsichtlich der Viehstände, als Hauptprodukt erscheint.

Sollte ich in dieser Darstellung gegen die Meinung des Hrn. V. fehlen, so bleibt völlig unbegreiflich, warum man noch Vieh hält und seine Zahl vermehrt, und weshalb noch Branntwein gebrannt

wird, und es werden diese fortdauernden Produktionen eben so viel Verwunderung erregen müssen, als der fortdauernde Getreidebau, den ich auf dem natürlichsten und kürzesten Wege dadurch zu erklären gewagt habe, daß ich ihn immer noch für rentirend halte, weil er sonst nicht mehr betrieben werden würde und auch auf die Länge nicht betrieben werden — könnte. Ich muß bei diesem Erklärungsgrunde, in Verbindung mit den angeführten Thatsachen und entwickelten Verhältnissen des Landbaugewerbes beharren, ungeachtet mein geachteter Herr Gegner dieselben bestreitet, und ein gleiches Schicksal habe ich von seiner Seite in Ansehung des, von mir möglichst nachgewiesenen, verhältnißmäßigen Herabsinkens des Tagelohns mit den Getreidepreisen erfahren, und ich bin sehr mit mir zufrieden, daß ich meiner Abhandlung meinen Namen und Stand beigesetzt habe, weil ich sonst für einen Barfüßer-Mönch, der keiner Stiefeln bedarf, gehalten worden wäre; man kann indessen, was ich zur Warnung nicht unbemerkt lassen mag, wenn man in die Versuchung geräth, qua Anonymus über Dinge zu schreiben, die man höchstens halb versteht, oder hinsichtlich welcher man eine gewisse Leidenschaftlichkeit nicht zu unterdrücken vermag, leicht in den Fall kommen, noch mehr verkannt, und etwa für einen angehenden Cameralisten genommen zu werden, der vom Elsenstrauch Eichelmast veranschlägt, dem es auf ein Korn

Digitized by Google

mehr oder weniger nicht ankommt, und der Heidelbeeren eine staatswirthschaftliche Frucht nennt, weil man sie essen kann. Da ich mich aber über meine frühern Aeußerungen doch einigermaaßen rechtfertigen muß, so bemerke ich in Kurzem, daß ich den Beweis darüber, daß das Tagelohn, im Verhältniß mit den Getreidepreisen, im Allgemeinen heruntergegangen, pag. 263 u. f. meiner Abhandlung so geführt habe, wie die darüber möglichen Wahrnehmungen es zulassen, und ich habe daher so viele Thatsachen aufgeführt als ich wahrnehmen konnte, und meine Gründe sind von diesen Thatsachen abgeleitet; dies alles wird von meinem Herrn Gegner geradezu bestritten, aber — nicht durch Gegenbeweise widerlegt, es wird mir beigelegt, einen Scheingrund angeführt zu haben, woraus aber nur hervorgeht, daß der von mir selbst pag. 266. aufgeworfene Einwand unbeachtet geblieben ist, und solchemnach bleibt mein Herr Gegner dabei, daß das Mißverhältniß zwischen dem Arbeitslohn und dem Preise landwirthschaftlicher Produkte noch aller Orten statt finde. Da ich nun nicht angeben kann, wie hoch die Tagelöhner jedes Dorfes bezahlt werden, so halte ich mich an die eigne Angabe des Hrn. V. pag. 412., wonach ein Tagelöhner gewöhnlich täglich 5 sgr. erhält, wöchentlich einen Thaler, wofür er 2 Scheffel Roggen kauft und so und so viel Tage davon lebt, und wonach er wenigstens von Hunger und Noth nicht getrieben

werde; das ist nun über meine Erwartung, denn ich habe immer sehen müssen, daß der Mensch nicht von Brod allein lebt, werde indessen jetzt belehrt, daß ein Tagelöhner, der doch auch ein Mensch ist, jetzt mit jährlichen 52 Thalern alle seine Bedürfnisse bestreiten kann, denn da der Roggen — wahrscheinlich allgemein? — nur 15 sgr. gilt, so kann er es nicht höher bringen; ob ein solcher Mann Familie hat, ist zweifelhaft, und ich kann ihn nur den Barfüßern zur Seite stellen, mit einem engangezogenen Strick um den Leib, da ein Schmachtriemen gegen das Kostüme anstoßen würde; auf alle Fälle weiß ich nicht, ob diese Löhnung zu der hohen, aus der guten alten Zeit, gehört, doch soll sie geeigenschaftet seyn, einem solchen Subjekte von Tagelöhner noch so viel Unabhängigkeit von seinem Magen übrig zu lassen, daß er sich nur dann von neuem zu dem Verdienste von 2 Scheffel Roggen meldet, — wenn er eben Lust dazu hat. Meiner Erfahrung mit eigenem und anderer Leute Gesinde läuft das entgegen, denn gewöhnlich wirkt der Magen wie eine Zwangjacke.

Wo nun — ferner — der geehrte Hr. V. nach pag. 413. anderwärts angedeutet gefunden, daß ich der Staatszeitung Eingaben, wahrscheinlich ökonomischen Inhalts, liefere, ist mir unbekannt, und ich bin in der That ein wenig neugierig, diese Quelle kennen zu lernen; ich habe die Angaben der Staats-

Digitized by Google

zeitung zwar in meiner Prüfung ꝛc. citirt und benutzt, nehme aber an deren Redaktion in keiner Weise Theil und mache derselben niemals Eingaben; wo nun gar die Meinung herkommt, daß die Berechnung über den Regierungsbezirk Magdeburg ebenfalls aus Angaben der Staatszeitung herrührte, ist vollends unbegreiflich; ich bedaure, daß neben diesem Irrthume der Hr. V. sich die undankbare Mühe gegeben, eine Nachrechnung anzustellen, dieselbe beweiset indessen nur, wie sehr der Hr. V. bemüht gewesen, die einfachen Angaben zu verwirren, indem er sagt, daß $16\frac{1}{2}$ sgr. auf 3,209,181 Morg. vertheilt wären, was doch nicht ist und nicht seyn kann, auch gar nicht dasteht, und der Hr. V. spricht sich sein Urtheil selbst, wenn er bemerkt, daß es nicht Jedermanns Sache seyn kann, richtige ökonomische Berechnungen anzulegen, da die Seinige dies beweiset und er überdies nicht einmal bemerkt hat, daß diese Berechnungen überhaupt mehr auf statistischen Grundlagen als auf genauen ökonomischen Anschlägen beruhen; letztere zu machen, dazu hatte ich weder früher (da jene Berechnung gemacht wurde) noch jetzt einen Anlaß, weil ich mich nicht versucht finde, die landwirthschaftlichen Besitzungen eines Landes gleich einem einzigen Meierhofe zu behandeln. Zur Nachricht dient, daß hier geographische Quadratmeilen, jede zu $21{,}490_{,346}$ Magd. Morgen angenommen worden sind, und daß ich jetzt erst einen, dadurch ent-

standenen Irrthum entdecke, daß in der, schon längst auf gute Groschen ($\frac{1}{24}$) berechneten Ertragsangabe, die Censur Silbergroschen zu setzen verlangt, der Corrector aber die Reduktion falsch gemacht hat, demnach muß in der ersten Position pag. 290. statt $31\frac{1}{2}$ sgr., $24\frac{1}{2}$ sgr., und bei der zweiten statt $16\frac{1}{2}$ sgr., $17\frac{1}{4}$ sgr. gelesen werden; die auf den 62 Quadratmeilen wohnenden Landwirthe werden wahrscheinlich keinen Anstand nehmen, auf die an sie ergangene Aufforderung zu erklären, daß ein Morgen solchen Landes, selbst an bloßem Stroh, mehr einbringt als hier angegeben, und daß die oberflächliche Berechnung des Hrn. V., wonach er den Ertrag des Viehstandes zum Maaßstabe für den übrigen reinen Ertrag, und danach letztern zu 7 Rthlr. 18 sgr. annimmt, eine ganz grundlose Bemühung ist, und nur von neuem beurkundet, wie sehr der Hr. V. bemüht gewesen, diese klare Sache unklar zu machen; eine ganz gleiche Absicht verräth sich bei der Beurtheilung meiner Berechnung pag. 347., deren Zweck deshalb verfehlt seyn soll, weil die Veranschlagung der Ochsen einmal mit 28 Rthlr. und hinterher mit 56 Rthlr. 23 sgr. 4 pf. geschehen, und Ochse doch Ochse bleiben müsse; bloß dies letztere ist eine unumstößliche Wahrheit in dieser Kritik; da es aber eben so wahr, daß schon von Alters her 2 mal 2 vier macht, so macht auch 2 mal $2\frac{1}{3}$ sgr. $= 4\frac{2}{3}$ sgr., letzteres sind die täglichen Unterhaltungskosten eines Paar Och-

Digitized by Google

sen, ersteres, nach pag. 358. No. 3., die von einem Ochsen, und der Hr. Kritikus hat daher sich in diesem Falle nicht entblödet, von dem im Abdruck weggelassenen Wörtchen Paar *), Anlaß zu nehmen, „den von mir verfehlten Zweck nachzuweisen," da ihm doch schon durch das Aufführen eines Arbeiters dabei sogleich die Gespanne, und nicht einzelne Ochsen, in den Sinn kommen mußten.

Um nur in Kurzem alle Einzelheiten dieser unmaaßgeblichen Meinung zusammenzufassen, bemerke ich nun, hinsichtlich der ökonomischen Parthie dabei, daß der Hr. V. diejenige Methode, welche er zur Ermittelung der Produktionskosten pag. 413. nach dem Muster des Hrn. Noa zu Burgheßler in Thüringen empfiehlt, bereits weit vollständiger von mir in oben erwähnten Grundsätzen der Gemeinheitstheilung nicht nur angegeben, sondern auch ausgeführt findet, und zwar deshalb weit vollständiger, weil die empfohlene Methode den Viehstandsartikel schuldig bleibt; indessen muß man dies übersehen, da dergleichen Sachen freilich in kurzen Zeitungsartikeln nicht abgehandelt werden können, und zwar aus dem Grunde, weil der Gegenstand zu wichtig, und in einer Zeitung nicht am rechten Orte ist. Da der Hr. V. über den von ihm so genannten scheinbaren

*) Dieser Fehler ist auch unter den Druckfehlern 16. Bd. 1. Hft. der Mögl. Annalen angeführt. d. R.

Erbfeind, die Produktionskosten des Getreides nämlich (s. pag. 414.), nach den ältern und neuern Grundsätzen so gut unterrichtet scheint, so ist zu bedauern, daß er seine unmaaßgeblichen Meinungen hierüber nicht ebenfalls und ausführlich mitgetheilt hat, die Oekonomie-Commissarien wenigstens, die dazu da sind, den Werth des Grundes und Bodens auszusprechen, würden das gewiß sehr gern gesehen haben, wenn die Kenntnisse, die die Verordnung vom 20sten Juni 1817 alle von ihnen fordert (und deren sind in der That danach wohl eben so viele, als man von manchem Mitgliede eines Landes-Collegii erwartet), dadurch noch hätten bereichert werden können, woran wahrscheinlich gar nicht zu zweifeln; vielleicht bleibt dies, so wie der fortdauernde Getreidebau auf die Hoffnung besserer Zeiten fortgesetzt wird, auf den Zeitpunkt der Realisirung dieser Hoffnungen ausgesetzt, und man darf also noch nicht verzweifeln an der von dieser Seite kommenden Bereicherung der Kenntnisse des im Jahre 1811 errichteten Instituts der Oekonomie-Commissarien.

Ich bemerke, jedoch blos für Uneingeweihte, ferner, daß (wie beim Grunde und Boden und bei Häusern geschieht) vom Ertrage des Viehstandes nicht auf seinen Capitalwerth geschlossen und also nicht gerechnet werden kann, daß, weil ein Schaaf z. B. 15 sgr. reinen Ertrag, eine Kuh 10 Rthlr. Pacht bringt, ersteres, à 5 Procent, 10 Rthlr. und letztere

200 Rthlr. werth sey, sondern daß der Werth sich nach meinen vorhin angegebenen Verhältnissen regulirt und der Ertrag vom Vieh den Capitalwerth des Bodens erhöhet, indem ein zweiter Capitalwerth, dem Boden anhängend und zur Substanz gehörend, im Viehe selbst zurückbleibt. Ersteres kann man ignoriren und sagen, so und so viel Früchte und so und so viel Futter bringt der Ackerboden, und letzteres wird nach den thierischen Produktenpreisen (Wolle, Milch, Butter, Schlachtvieh) so und so hoch, und das Getreide, nach richtigen 20 bis 30jährigen Durchschnittspreisen, so und so hoch genutzt, so ist die Absonderung beider Nutzungen nicht nöthig, man wird in der Regel bei genauen Berechnungen finden, daß in unsern Zeiten 1 Ctr. auf Heu reducirtes Futter selten über 7 sgr. benutzt wird, und so wenig dies scheint, so wird doch, in Betracht der Futtermassen, die jährlich erzeugt werden, hierüber nichts gesagt werden können, und der Nutzungspreis muß steigen, wenn die Consumtion thierischer Produkte sich vergrößert; dies wird wahrscheinlich dann erfolgen, wenn wir z. B. den Ausländern kein Schlachtvieh mehr abkaufen, dergestalt, daß im Lande selbst nicht nur solches in hinreichender Menge zu haben seyn, sondern auch daß die Neigung des Volkes zur Fleischnahrung sich vergrößern wird, ein Verhältniß, was vieles andere nach sich ziehet, weil mit dem Steigen dieser Produktion sich noch eine Menge anderer

Artikel vermehren, z. B. Talg, Hörner, Leim, Häute, folglich das jetzt so theure Leder, und an Barfüßer wäre dann gar nicht mehr zu denken. Denkt man sich das Projekt des Hrn. v. Lüttwitz pag. 487. im Lande überhaupt ausgeführt, so werfen 35,000 Mastochsen, jeder nur zu 20 Rthlr. reinen Nutzen gerechnet, 700,000 Rthlr. ab, womit sie das Futter für 140 Tage bezahlen, etwa in folgender Art:

Digitized by Google

Ackerbedarf.		Futter-Ertrag.			Nutzungspreis.
30,625 Mrg.	—	2,450,000 Schfl.	Kartoffeln, à 6 sgr. 3 pf.		507,915 rtl. 23 sgr. 6 pf.
48,595 „	—	534,545 Centner	Stroh, à 2 „ 5 „		44,327 „ 4 „ 9 „
22,273 „	—	356,363 „	Heu, à 12 „ 5 „		147,757 „ 1 „ 9 „
101,483 Morg.		3,340,908 Ctr.			700,000 Thaler *).

*) Da ich nicht glaube, es werde auch diese Rechnung ohne Prüfung sofort angenommen werden, bemerke ich zur Erleichterung der letztern, daß hier auf jedes Stück Vieh täglich ½ Scheffel oder Centner Kartoffeln, 12 Pfund Stroh und 8 Pfund Heu, Klee-, Wicken- oder Wiesenheu angesetzt, und angenommen worden, daß ein Morgen Acker 80 Scheffel Kartoffeln, 16 Centner Heu und 11 Centner Stroh liefert. Zwei Scheffel Kartoffeln sind = 1 Centner Heu, und 5 Centner Stroh = 1 Centner Heu, in der Nahrungsfähigkeit; — alles salvo errore calculi.

Digitized by Google

Ein Stück Vieh bedarf hiernach im Durchschnitt den Ertrag von 2 Morg. 161 Quadratruth. Acker und Wiesen oder erstern allein, wenn letztere fehlen, und dies nicht einmal ganz, da das Stroh als Nebenprodukt des Getreides anzusehen ist. Zu einem solchen Geschäfte wären noch nicht volle 5 Quadratmeilen Landes erforderlich, woraus sich ergiebt, wie sehr es sich auf die einzelnen Landwirthe in einer ganzen Provinz zu vertheilen geeignet ist, da jeder, nach seinen Kräften, ein Stück oder hunderte würde produciren können. Es ergeben sich aber auch noch erhebliche andere, das Nationalvermögen berührende, Vortheile davon, denn angenommen, jene Zahl Mastvieh mache diejenige Quantität aus, welche aus dem Auslande alljährlich eingeführt werden muß, um den Bedarf zu ergänzen, eine Annahme, welche aber wahrscheinlich nicht zutrifft, da in der Provinz Schlesien allein jährlich an 6000 Stück eingeführt werden, so vermehrt sich das Nationalcapital offenbar um die Ertragssumme, welche sonst dem Auslande zufloß, und da nach der Erhebungsrolle vom 19ten November 1819 von einem Ochsen an der östlichen Grenze 5 und an der westlichen 3 Rthlr. Zoll und Verbrauchssteuer erlegt werden muß, so wird durch Wegfallen dieser Steuer (im Mittel zu 4 Rthlr. angenommen) der Fleischbedarf um 140,000 Rthlr. wohlfeiler, und da jede Haut eines solchen Viehes, nur gering gerechnet, 30 Pfund Leder giebt, so würde dies 9545

Ctr. betragen; die Steuer für einen Centner beträgt 6 Rthlr., also würde auch der Lederbedarf um 57,270 Rthlr. wohlfeiler. Die eigne Produktion von 35,000 Fettochsen im Lande würde sonach dem Nationalcapital mindestens 197,270 Rthlr. zuwenden, und wenn gleich gesagt werden könnte, daß jene Ledersteuer blos aus der Tasche der Einwohner in die Kasse der Regierung falle und aus dieser wieder in die Nation zurückfließe, so ist doch ein großer Vortheil dabei, diese Abgabe nicht tragen zu müssen, welche in Hinsicht des Fleischbedarfs noch erheblicher erscheint, denn die Städte in den östlichen Provinzen, welche der Mahl- und Schlachtsteuer unterworfen sind, bezahlen erstlich einen Fettochsen um 5 Rthlr. theurer durch die Abgabe auf der Grenze und hiernächst vom Centner des ausgeschlachteten Viehes, mit Abrechnung der Füße, Eingeweide und Darmfett, 1 Rthlr. Steuer; rechnet man das Stück nur zu 4 Ctr., so beträgt die Abgabe auf diese Weise 9 Rthlr., oder vom Pfunde $2\frac{1}{2}$ sgr., die der Viehhändler und Schlächter den Consumenten mit Zinsen beim Fleischpreise und beim Lederpreise in Anrechnung bringt, und die sich nur in sofern verringert, als das Stück Vieh mehr als 4 Centner wiegt, denn die Steuer geht nach der Stückzahl, ohne Rücksicht auf das Gewicht.

Der Hr. V. giebt in seiner Meinung pag. 422. zu erkennen, daß er kein Liebhaber von dem von mir in meiner Abhandlung pag. 348. 15. Bd. em-

pfohlenen Ersparungssystem, von Aufhebung der Hofdienste und der Ackergemeinschaften ist, und er kehrt auch hier meine Aeußerungen um, und hofft mit der vom seligen Staatskanzler geäußerten Rede seine Meinung geltend zu machen. Allein, obwohl ich jene Rede nicht zur Hand habe, darf ich doch mit Gewißheit annehmen, daß dieser Staatsmann unter dem alten und ehrwürdigen Gebäude nicht den Hofdienst der Bauern u. s. w. begriffen hat, vielmehr waren dieselben von jeher zu dem dort gemeinten Gebäude nicht bloß überflüssig, sondern schädlich, und davon war er nur zu sehr überzeugt. Es mag nun vielleicht hier der einzige Fall eintreten, daß ein Schriftsteller allen seinen Ideenvorrath in diesen Sachen nur aus Montesquieu de l'esprit des loix geschöpft hat, und in der That ist mir unbekannt gewesen, daß man aus diesen historisch-staatswissenschaftlichen geringen Anfängen dieses Schriftstellers Nationalökonomie und Staatswirthschaft lernen kann, da er doch hauptsächlich sich nur über Regierungsformen ausgedehnt und den Despotismus als eine Species derselben aufgeführt hat *). Das muß nun

*) Ein Résumé aller Beurtheilung dieses Schriftstellers findet sich im 6ten Jahrgange 10tes Heft der neuen Monatsschrift für Deutschland von Fr. Buchholz, Berlin bei Enslin 1825, wonach nun wohl schon längst über diesen Schrifrsteller die Meinungen berichtigt sind.

Digitized by Google

freilich einem Jeden überlassen bleiben, ich meinerseits habe indessen Gewährsmänner genug für meine Meinung, und zwar nicht Franzosen, sondern Deutsche, und wenn ich daher der Meinung oder vielmehr Ueberzeugung gewesen und noch bin, daß unter den jetzigen Verhältnissen dieses Landes es ein dringendes Bedürfniß der Nothwendigkeit ist, Einrichtungen recht bald, und nicht in begütigender, vielleicht hundertjähriger, Allmähligkeit abzuschaffen, welche die Folge haben, daß man das Getreide um 15 bis 30 Procent theurer producirt als nöthig, und dadurch die Betriebscapitale ganz ohne Noth ungeheuer vergrößert, so habe ich nur gesagt und nachgewiesen, was wahr und gemeinnützig ist, und der Hr. Gegner selbst meint ja, daß viele Vortheile aus diesen Aufhebungsgeschäften entstehen. Nicht um dieses überhaupt etwa hier nochmals zu beweisen, sondern nur um einen tüchtigen Gewährsmann für meine Berechnung pag. 368. zu citiren, bei welcher ich nach der unmaaßgeblichen Meinung den Zweck verfehlt haben soll, mag hier die für immer unwiderlegbar bleibende Meinung des vormaligen hannöverschen Justizraths von Münchhausen in Erinnerung gebracht werden, die im dritten Bande 3tes Stück der Annalen der Fortschritte der Landwirthschaft vom Hrn. Dr. ꝛc. Thaer pag. 452. aus dessen Schriften mitgetheilt wird, und wo pag. 458. zu lesen ist:

„Die Erfahrung lehrt es, daß der Bauer weit

mehr Arme, Zugvieh und Wirthschaftsgeräthe zur Frohne hergeben muß, als der Gutsbesitzer nöthig hat, wenn er sein Feld selbst baut. — Zeit und arbeitende Kraft werden erspart. — Daß der Rittergutsbesitzer mit der halben Anzahl tüchtigen Zugviehes im vorzüglichern Maaße ausrichten könne, was der Fröhner nur mit Mühe durch die doppelte und dreifache Anzahl kärglich genährter, kraftloser Pferde beschafft. — Daß der Bauer, wenn er die Frohne nicht hätte, gewöhnlich mit der halben Anzahl Zugvieh auskäme, mehr als das halbe Futter ersparte, solches zur beträchtlichen Aufnahme des Staats ins Geld setzen, größere, langwierigere und einträglichere Arbeiten unternehmen könnte, würde sich sogleich nach ihrer heilsamen Abstellung ergeben.!!" Das ist denn kleinern Theils auch schon ad oculos demonstrirt und bewiesen, in specie durch meine Berechnung.

Dieser Herr von Münchhausen, der gewiß mehr wußte als Montesquieu, verdient so gut wie Möser den Ehrentitel eines Advocatus patriae; es ist keine Kleinigkeit für ein ganzes Land, ob durch Folge der in Bezug genommenen Einrichtungen die Cultur des Bodens um 15 bis 30 Procent thruerer geschieht als nöthig ist, denn dies beträgt jährlich in den

alten Provinzen des Staats, nach den wahrscheinlichsten Berechnungen, weit über 20 Millionen Thaler, und wenn auch nur diese Summe auf circa 3453 □Meilen Landbesitzungen (ohne Bauraum) vertheilt wird, so fallen auf eine gegen 5792 Rthlr.! Eine solche Ersparung will etwas sagen unter Umständen, wo man Tausende nicht wegzuwerfen hat, sie ist daher sehr reell und solide, dabei ausführbar! Dagegen sind alle Projekte, das Getreide theurer zu machen, als es im Laufe der Sachen durch diese selbst werden kann, unnütze und luftige Projekte, denn eine Armee verzehrt nicht mehr, wenn ihr Bedarf in Magazinen liegt, als sie ohne diese Operation verzehrt, Branntwein aus Getreide brennen und nicht aus Kartoffeln, ist soviel, als ein Tropfen Wasser ins Weltmeer, und dabei höchst ungerecht; derselbe Fall, nur mit den schlimmsten Folgen verbunden, ist das Einmagaziniren gegen Papier-Geldscheine oder gar die Sperrung der Grenzen gegen fremdes Getreide. Will obige reelle Hülfe und die Vermehrung des Viehstandes mit Beschränkung des Getreidebaues nach Aussaats-Ausdehnung in Dreifelderwirthschaft nicht Platz greifen, so mag, da man den Teufel nicht durch Beelzebub austreiben kann, man den Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst zu Hülfe nehmen, um alle Schillinge und Silbergroschen durch die ihm inwohnende Kraft in doppelte Friedrichsd'or zu verwandeln;

Digitized by Google

hoffentlich werden dann die Getreidepreise nicht in begütigender Allmähligkeit, sondern sofort, sehr hoch steigen.

Höhere Getreidepreise, auf den bisher vorgeschlagenen Wegen, erzwingen zu wollen, ist außer den Grenzen der Möglichkeit, und England allein, weil es eine Insel ist, möchte im Stande seyn, wenn gewisse Partheien sich im Parlamente dem freien Getreideverkehr — dessen Einführung man dort jetzt entgegen siehet — mit Erfolg widersetzen, einen höhern als den natürlichen Preis bei sich auf eine Zeitlang zu erzwingen, welches aber nur so lange von Bestand seyn dürfte, als die untere Volksklasse sich nicht von ihrem schlaffen Geldbeutel und leeren Magen angereizt findet, mit groben Fäusten die Parlamentsakte zu zerreißen; dergleichen Partheiungen darf man bei bevorstehender Revision der Kornhandelsgesetze im Parlamente mit Gewißheit entgegensehen, und es ist nicht das erstemal, daß die klugen Engländer für ihr wahres Nationalinteresse eben so blind gewesen, als die Leute auf dem Continent es sind, die im Prohibitivsysteme und in Hof- und Frohndiensten ihre Rechnung zu finden glauben. (Vergl. d. Annal. Bd. 15. pag. 207. *)

---

*) Man sehe die Operationen der Landwirthe in Lincolnshire in der Berl. Vossischen Zeitung vom 9ten Januar 1826.

Digitized by Google

Ich hole noch nach, daß ich hinsichtlich des verhältnißmäßigen Herabsinkens des Tagelohns bei uns, und in jetziger Zeit, zu bemerken vergessen, daß es allerdings einige Gegenden giebt, wo das Tagelohn hoch steht, das ist der Fall im Herzogthum Sachsen, zum Theil in Thüringen und in Schlesien, aber nur durch das Verhältniß der Arbeiter zu den Gütern, indem erstere theils als Zehnt-Schnitter, theils auf andere Weise durch Verjährung oder durch Contrakte eines hohen Lohnsatzes genießen. Dr. Schweitzer giebt hierzu in den Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft 2ter Band pag. 120. einen merkwürdigen Belag aus ganz neuer Zeit, indem für eine Rapsernte von 62¾ Dresdner Scheffel 8¾ Scheffel Ernte- und Drescherlohn, für 52 Tagewerke, bezahlt werden mußten, welches, den Scheffel zu 8 Rthlr. 18 gr. berechnet, 76 Rthlr. 13 gr. 6 pf. beträgt, wogegen diese Unkosten im freien Tagelohn, und nicht durch seine, zur 13ten Garbe berechtigten, Zehntschnitter, nur 17 Rthlr. 8 gr. betragen haben würden, weil der höchste Tagelohnssatz nur 8 gr. oder 10 sgr. *) in seiner Gegend betrage. Dies ist indeß nur Ausnahme von der allgemeinen Regel, und meine Behauptung wird dadurch keinesweges widerlegt. Sollte es der Redaktion dieser Annalen gefällig seyn,

---

*) Das ist beinahe der Werth von 1 Scheffel Roggen, à 15 sgr.?

den fernern Beweis von dem verhältnißmäßigen Herabsinken sehr vieler anderer Handelsartikel im Preise hierneben mit abdrucken zu lassen, so füge ich ihn in zwei Verzeichnissen von den Durchschnittspreisen der Jahre 1805 bis 1809 und derer von 1825 zur Vergleichung hierbei; sie sind, nicht ohne große Mühe, aus den öffentlichen Currentpreisen der Berliner Börse ausgezogen und berechnet, und man kann bei Ansicht derselben schwerlich den Gedanken festhalten, „daß nur das Tagelohn allein in jetzigen Zeiten seine frühere Höhe behalten habe." —

Der Hr. V. nimmt auch Veranlassung von einer Aeußerung, die ich in jener Prüfung pag. 293. dahin gemacht, daß es nämlich nicht blos gesetzlich gestattet, sondern überhaupt möglich seyn möchte, Land parcellenweise zu kaufen, sich über das Parcelliren des Bodens überhaupt auszulassen und die Gemeinschädlichkeit davon zu beweisen. Ich darf über diesen Punkt nur auf meine Abhandlung im 15ten Bd. dieser Annalen pag. 1. über die Theilung des Bodens und die Bedingungen, unter welchen sie erfolgen kann, verweisen, die dem Hrn. V. wohl nicht unbekannt geblieben seyn kann, da sie sich in demselben Bande befindet, wo auch meine Prüfung ꝛc. stehet. Aus dieser Abhandlung kann deutlich entnommen werden, daß ich der Zersplitterung des Bodens nicht das Wort rede; allein zwischen der dem Bauernstande ehedem ganz ermangelnden, gesetzlichen Befugniß, sein Eigen-

Digitized by Google

thum, wenn er bereits eines hat, was bei $\frac{9}{10}$ bis jetzt noch nicht der Fall ist, in gewisse, immer noch ein landwirthschaftliches Ganzes ausmachende Theile zu theilen, oder einzelne, dem Eigenthümer wegen ihrer Lage oder sonstiger Umstände weniger nutzbare Parcellen von einigen Morgen zu Baustellen und Gärten zu verkaufen, und zwischen einer Zersplitterung des Bodens und Vermehrung der sogenannten walzenden Grundstücke ist noch ein großer Unterschied. Die Gesetze haben hierüber schon entschieden und diese in jenem Aufsatze von mir angeführten Gesetze dürften in den betreffenden alten Provinzen des Staats vielleicht auf die nächsten 100 Jahre genügen. Ueberdies verräth der Hr. V. hierbei seine Unkenntniß dieses Gegenstandes, denn die sogenannten walzenden Grundstücke in Thüringen — wenn sie auch ökonomisch als ein Unfug erscheinen mögen — sind ein volksthümliches, seit vielen Jahrhunderten bestehendes Wesen, was in den Erbfolgegesetzen des Landes seinen Entstehungsgrund hat, und wonach der Vater seinen Acker unter seine Söhne in natura theilt, sollte auch auf jeden nur einige Quadratruthen fallen, der Sohn theilt wieder oder verkauft, und solchergestalt ändert sich der Besitz unzählig oft, und der Boden vertritt bei der Erbessonderung gleichsam die Stelle des baaren Geldes. Dieses Verfahren stehet mit der Erbfolge unter gesetzlichem Schutz, seine Rechtsgültigkeit ist im sächsischen Rechte seit Jahr-

hunderten anerkannt, und die Verordnung über Einrichtung des Hypothekenwesens im Herzogthum Sachsen vom 16ten Juni 1820 erkennt dieselbe von neuem an. Unter diesen Verhältnissen mag es mit dem Kataster seine Schwierigkeiten haben, wenn es eins giebt, allein das dürfte die Landes-Administration wenig geniren, indem sie dennoch stets und dessenungeachtet ihre Abgaben zu erhalten gewußt hat, daß aber die Unbequemlichkeiten eines etwanigen Katasters sich auch den (neuanzulegenden) Hypothekenbüchern mittheilen werden, wird zu der Erfahrung führen, daß hier das Hypothekenwesen nicht am rechten Orte zu seyn scheint, weil die Wandelbarkeit der Objekte sich nicht nach der Hypothekenordnung richtet, überdies sind ja diese Thüringer und ihre Wandeläcker nicht um des Hypothekenbuchs willen in der Welt.

Da der Hr. V. das Wesen dieser Wandeläcker zu kennen scheint, so befremdet um so mehr sein Raisonnement von 1 bis 6. pag. 425. darüber, denn wenn nach Nr. 3. die Besitzung zur Ernährung einer Kuh eigentlich zu klein ist, dennoch aber von letzterer zugleich ein Ersatzkalb angezogen wird, so müssen doch Mittel dazu vorhanden und Nutzen davon zu erwarten seyn; und wahrscheinlich kommen die Mittel theils von den vielen vegetabilischen Abgängen bei dieser Cultur, theils von andern Grundstücken; in wiefern nun hier das Einschreiten der

Digitized by Google

Feldpolizei nöthig wird, sieht man nicht ein, es müßte denn seyn, daß sie das Futter stehlen, was auch wohl so gemeint ist; indessen ist es in der That dennoch ein despotischer Vorschlag, den Leuten das Düngen ihrer Felder untersagen zu wollen. Man findet aber in allen Gemeinen Feldfrevel, und solche Maaßregeln gegen dieselben, wie hier vorgeschlagen sind, werden niemals angewendet, weil sie mit dem Vergehen in gar keinem Verhältnisse stehen würden.

Die mehrsten Landbesitzer dieser Art sind Gärtner, welche Specerei-Kräuter und Sämereien und allerhand andere Gewächse bauen, größtentheils ihren, an natürlicher Kraft sehr reichen Boden mit dem Spaten cultiviren, allenfalls den Dünger auf dem Schubkarren oder auf dem Rücken an Ort und Stelle schaffen und aus dem Morgen 70 bis 80 Thaler reinen Ertrag *) gewinnen; so findet es sich in den Thälern der Unstrut und der Wipper, bei Langensalza, Erfurt und anderen Orten, und man darf sich unter solchen Umständen nicht wundern, wenn eine einzige Feldmark in 10,000 Parcellen zerstückelt ist, wie es in Mühlberg bei Erfurt der Fall ist.

---

*) Das wird diejenigen nicht wundern, welche wissen, daß ein Berliner Gärtner aus 5 bis 6 Morgen Sand innerhalb der Stadt 1500 Thaler herausschaffen muß, und dennoch ist hier das Gemüse besser und wohlfeiler als auf dem Lande.

Digitized

Allein die Besorgniß ist ganz ungegründet, daß sofort diese Bodenzertheilung im ganzen Lande Platz greifen werde, und der Hr. V. hat der Praxis in dieser Beziehung durchaus keinen Zuwachs an Erfahrungsgrundsätzen verschafft. Was die Theorie betrifft, so sollte der Hr. V. billig wissen, daß sie nichts ist, ohne die Praxis, und daß sie, vernünftigerweise, mit dieser nur immer zusammenfällt und Hand in Hand gehet, wenn sie sonst nicht Albernheiten statt Vernunft giebt, in welchem Falle sie, natürlicherweise, noch mehr als einseitig ist. Mit Recht trete ich ihm daher bei, meine früheren Erklärungen wiederholend, daß ich eine chinesische Bevölkerung eben so sehr für gemeinschädlich halte, als eine rusticale Tagelöhnerbevölkerung, die, wie so oft beobachtet worden, nur ein stehendes Bettlerinstitut ist, wo es bei weitem noch nicht bis zu den 2 Scheffeln Roggen, auf die Woche, kommt, die der Hr. V. seinem Barfüßer angewiesen, und solche Institute bestehen, zur Ehre der Landwirthschaft, ohne allen Widerspruch, und erfreuen sich wenigstens derjenigen hohen Protection, die sie vor jeder Abschweifung vom Wege der Mäßigkeit sicher bewahrt, und sie so vergattert hat, daß ihnen ein Mehreres, als das tägliche nothdürftige Sattwerden, nicht beifallen kann; eine Metamorphose eigner Art sehen wir an den Nachkommen derer, die bei Groß-Görschen, Dennewitz, Möckern, Leipzig und Paris gefochten, wenn sie aus der Provinz N. und N.

Digitized by Google

u. s. w. als Rekruten hier nach Berlin kommen; ich kann dieselbe nicht erklären, vielleicht daß man in dem Küchenreglement der Casernen und in den Kesseln und Töpfen daselbst den Erklärungsgrund findet.

Nicht minder aber muß ich der Schlußexprotoration, der „unmaaßgeblichen Meinung" meinen vollen Beifall geben, nämlich, daß der Kühne auf Beifall selbst dann hofft, wenn er es wagt, ohne Compaß, Steuermann und Lootsen ein unbekanntes Meer zu beschiffen, daß er aber oft zu früh Victoria, und noch dazu aus grobem Geschütz, schießt, nur paßt dieselbe nicht hieher. Anmaaßend nennt man es aber, wenn man ein Land mit allen seinen bestehenden Einrichtungen, Gesetzen und deren Folgen auf Nationalwohlstand beurtheilen will, ohne es gesehen zu haben, ohne genaue Kenntnisse in Verfassung, Sitte, Technik der Gewerbe, Bevölkerung und aller der Einzelheiten, die den Erklärungsgrund für unzählige Erscheinungen abgeben. Nur ein solcher kann befürchten, daß an den Küsten der Ostsee, in dem klimatisch rauhen, von 7 bis 1400 Menschen auf die Quadratmeile besetzten Ost- und Westpreußen, und in den Haiden Ober-Schlesiens sich sofort dieselben Erscheinungen wiederholen werden, die in Thüringen, in den Thälern der Mosel und der Grafschaft Mark bei 4 bis 8000 Menschen auf der Quadratmeile seit vielen Jahrhunderten bestehen, der da noch glaubt, daß sich hohe Getreidepreise erzwingen lassen und befürch-

Digitized by Google

tet, die Freiheit der Person und des Bodens komme noch um hundert Jahre zu früh, und der endlich nicht weiß, daß die preußische Regierung, neben den laufenden Staatseinnahmen, kein Aerarium sanctius, nach Weise der römischen Republik, hat, um dessentwillen es sich einer Captatio benevolentiae verlohnte.

Wir wollen uns indessen dieses Alles nicht kümmern und dadurch unsere warme Anhänglichkeit an den Staat und unsere, ohne Nebeninteressen bestehende, lebhafte Theilnahme an dem Wohle seiner Bewohner nicht erkalten lassen, und bleibt es übrigens dahin gestellt, „in welcher Absicht denn eigentlich diese „unmaaßgebliche" aber sehr frivole Meinung dem Publikum mitgetheilt ist?"

IX.

Digitized by Google

Folgt hinter Seite 320.

Vergleichung bezeichneten Jahren

	98.	1809.	1825.
	Rthlr.	Rthlr.	Rthlr.
Butter, der Ctr. . .		35	16 — 18
(frische Tafelbutter 7			
Branntwein, (Kornbrann		50	—
Heringe, nach Qualität,	30	40	23
Magdeburger Kümmel,	8	9½	4½
Anis, der Ctr. . . .		21	9½
Fenchel, der Ctr. . .		20	8
Hanf, russischer, der Ctr	25	20	—
Kleesaamen, rother, der		20	—
Leinöl, der Ctr. . . .		22 — 24	9
Rüböl, der Ctr. . . .	½	21	9¼
Hanföl, der Ctr. . .	½	21	9½
Pottasche, russische, der		19	10
dito, Land-, der C		14	8½
Schwarzer Senf, der Ctr		16	10
Weißer Senf, der Ctr.		13	6
Grüne Seife, (1 Tonne		46	20
Stärke, hallische, der C		10	6¼
dito, schlesische, der C		10	6
Talg, der Ctr. . . .	30	22	15
Thran, weiß und braun,		25½	18
Landtaback, der Ctr. .	13	7	5 — 8¼
Weinessig, (1 Orhoft à	26	24 — 26	12 — 15
Cichorien, gedörrte, der	½	4	2½
Krapp, holländischer, de		35	20 — 30
dito, schlesischer, der		25	20
Honig, preußischer, der		23	8 — 9
Schles. Stabeisen, (Kont		—	4 rl. 18 - 22 sgr.
Schwedisches Reifeneisen		—	7½
— Senseneisen		—	27
Dreibrandstahl		—	34
Münzstahl		—	112
Eine Tonne Salz, (Regi		—	15
Ein Ctr. Steinsalz (—		—	4½

n in den benannten Jahren mit Versteuerung
Börse.

06.	1807.	1808.	1809.	1825.
lr.	Rthlr.	Rthlr.	Rthlr.	Rthlr.
2	66	118	120	28 — 38
9 2/3	14	40	32	4 1/3
3	13	12 1/2	13	10
sgr.	19 1/2 sgr.	25 sgr.	27 1/2 sgr.	7 1/2 sgr.
1/2 sgr.	22 1/2—30 sgr.	34—40 sgr.	24—34 sgr.	7 1/2—13 sgr.
3 2/3	4	8	6 1/2	27 1/2 sgr.
sgr.	25 sgr.	27 1/2 sgr.	27 1/2 sgr.	21—23 sgr.
6	10	10	9	3 1/2
— 12	18	20	20	8
1 1/2	18	20	30	20 — 21
0	36 — 42	44	70	40 — 45
— 58	38 — 56	80	45	50 — 75
— 8 1/2	8 1/2 — 9	21	25	4 1/2
— 3	1 2/3 — 3 1/2	6 — 7	3 — 5	4 — 5
— 5 2/3	3 — 6 7/8	—	7 — 8	3 1/4 — 5 3/4
—	50	70	43	16
2 1/2	12 1/2	14 1/2	—	9 1/2
0	60	54	44	25 — 30
1	20	19	17	2 1/3
1 1/2	2	2 1/2	2 1/2	1 1/4
0	50 — 75	50 — 66	60 — 68	25 — 30
4	45	80	74	29 — 30
sgr.	32 1/2 sgr.	31 1/4 sgr.	33 1/4 sgr.	25 sgr.
7	23	59	27	14
1 1/2	1 1/3	1 1/8	1 1/2	25 sgr.
— 70	65 — 70	72 — 78	70	40
7	16	15	13	9
— 15	17 1/2	18 1/2	15	11 — 12
5	17 1/2	26	37 1/2	12 — 13

Digitized by Google

IX.

Kosten der Kartoffel-Ernte.

Von

Hrn. C. v. Treskow auf Friedrichsfelde.

Bei einem ausgedehnten Kartoffelbau ist die Ernte derselben eine der größten Schwierigkeiten. Die Erfahrung hat durchgängig gelehrt, daß diese Arbeit nur in Verdung gemacht werden kann, wenn sie einen raschen und erwünschten Fortgang haben soll. Wie sehr die Uebung und der Reiz zum Verdienst die Kartoffelernte fördert, mag nachfolgendes Beispiel beweisen:

Am 21sten October 1824 wurden in Friedrichsfelde von 14 Männern, 15 Frauen und 8 Kindern in einem Tage 1110 gehäufte Scheffel Kartoffeln eingesammelt. Die Arbeiter hauen die Kartoffeln mit der Kärste auf, lesen sie in Körbe zusammen und tragen diese zur Miethe, wo sie solche in den Maaß-

korb thun und diesen ausschütten. Im Durchschnitt hat jeder Mann 40 Scheffel, jede Frau 30 Scheffel und jedes Kind 12 Scheffel auf vorbeschriebene Art abgeliefert. Der fleißigste Arbeiter hatte für sich, seine Frau und ein Kind von circa 10 Jahren 96 Scheffel gefördert. Ich gebe pro Scheffel 6 Pfennige alt Courant. Diese Familie hat daher in einem Tage 2 Thaler Courant verdient.

Ein solcher Erwerb setzt allerdings einen vorzüglichen Stand der Kartoffeln voraus. Auf dem in Rede stehenden Fleck wurden 163 Scheffel pro Morgen gewonnen. Der Verdienst der Leute steht ziemlich mit dem Ertrage der Kartoffeln im Verhältniß.

Auf diese Weise kann man in kurzer Zeit mit wenig Arbeitern viel Kartoffeln einernten.

In Möglin wird zwar nicht völlig, aber doch beinahe soviel als in Friedrichsfelde bei der Kartoffelernte bewirkt, und da ich oft bemerkte, daß sich Fremde hievon nicht überzeugen können, sich sogar, mit der Uhr in der Hand, stundenlang hingestellt haben, um die Arbeit in dieser Hinsicht zu beobachten, so will ich die Resultate hiesiger Erfahrung angeben.

Im Jahre 1823 haben 3 Männer, die mit einer Winzerhacke aufhauen, 14 Weiber und 5 etwa zwölfjährige Kinder, täglich 624 gehäufte Scheffel im Durchschnitt aufgenommen. Dies beträgt für

die erwachsene Person 32, und für das Kind 16 Scheffel. In den beiden letzten Jahren läßt es sich nicht so bestimmt berechnen, weil die Zahl der Arbeiter oft wechselte. Die Leute arbeiten hier, und empfangen ihre Bezahlung in Gemeinschaft, wobei sie sich freilich einander antreiben, aber doch der Gewandtere den minder Geübten übertragen muß. Die Kartoffeln werden in die dazu bestimmten Wagenkasten geschüttet, worin sie nach den Kellern oder dem Miethenplatz gefahren, und durch einen aufgezogenen Schieber über eine geschallerte Rinne, um sie beim Herabrollen von der Erde zu reinigen, ausgelassen werden. Ein solcher Kasten hält 28 Scheffel, dafür bekamen die Leute vormals ½ Rthlr. Cour.; allmählich, nachdem sie mehr Fertigkeit hierin erreicht hatten, begnügten sie sich mit weniger, und jetzt mit 9 Silbergroschen. Nur wenn die Kartoffeln, wie in diesem Jahre, an einigen Stellen schlechter stehen, gebe ich ihnen einen Silbergroschen Zulage, sonst sind sie stets zufrieden damit, und bitten nur, daß man keine fremde Leute annehmen möchte. Die Zahlung theilen sie sich nach Beendigung der Woche, und ich vernehme keinen Streit darüber. Säcke, die bei einer Kartoffelernte sonst so stark abgenutzt werden, kommen hier gar nicht in Gebrauch, sondern nur Körbe, welche sich die Leute selbst erhalten müssen. Sehr wohlfeil kommt hier also die Kartoffelernte zu stehn, und dennoch ist sie ein Hauptverdienst für die

Leute. Es scheint mir dies aber nur möglich, wenn die Kartoffeln im Quadrat auf 2 Fuß Entfernung nesterweise liegen, so, daß mit der Hacke auf einen Hieb die ganze Staude herausgehoben werden kann, wozu aber einige Uebung gehört.

Der Durchschnittsertrag war in diesem Jahre nur 109 Scheffel vom Morgen, das Geringste, was ich hier bisher gehabt habe. Wo sie aber weder von Dürre noch von Nässe gelitten hatten, mithin gut standen, sind vom Morgen 156 gehäufte Scheffel, und zwar consistente schwere Kartoffeln gewonnen, denn die wässerigen, oft hohlen Viehkartoffeln werden hier schon lange nicht mehr gebaut.

Möglin, im October 1825.

H. Livonius,
Inspector.

Digitized by Google

X.

Abhandlung über die Anwendung des Kochsalzes auf Feld- und Gartenbau.

Von

C. W. Johnson.

Aus dem Engl. übers. Leipzig bei Enobloch 1825.

So sehr man auch in frühern Zeiten geneigt war, dem Kochsalze, so wie fast allen Salzen, einen bald mehr, bald weniger nachtheiligen Einfluß auf die Vegetation zuzuschreiben, so scheint man doch jetzt immer mehr davon zurückzukommen, und das vorliegende Werk, welches wir jedem denkenden Landwirthe empfehlen können, giebt einen neuen Beweis, daß das Kochsalz unter gewissen Bedingungen und in gewisser Quantität auf die Vegetation vortheilhaft einwirkt. — Das ganze Werk ist eine Zusammenstellung aller der in England über das Kochsalz, in Beziehung auf Landwirthschaft, gemachten Beobachtungen, Versuche und Folgerungen; eine Arbeit, die

Digitized by Google

jeder gebildete Landwirth mit wahrhaftem Dank anerkennen muß. Das Buch ist 256 Octavseiten stark, von welchen die Vorrede und Einleitung 38, der Text 218 solcher Seiten einnimmt. In der Vorrede des Uebersetzers befindet sich die Parlaments-Akte vom 2ten Juli 1819, nach welcher die zur Düngung und Viehzucht verwandten Salzarten, unter gegebenen Bedingungen, von der Salzauflage befreiet sind. Ein Aktenstück, welches von deutschen Regierungen um so mehr berücksichtigt werden sollte, als der Gebrauch des Kochsalzes anerkannt vortheilhaft auf die Gesundheit der Thiere einwirkt, und in manchen Ländern, der hohen Abgabe wegen, zu diesem Behufe nicht benutzt werden kann. — Zuvor wird in dem vorliegenden Werke über die Wirkung des Kochsalzes auf die Vegetation überhaupt gesprochen. Erstens besitzt dasselbe die Kraft, in geringer Menge angewandt, die Fäulniß zu befördern, und hierdurch die schwer zerstörbaren Reste organischer Körper zu einer wirksamen Nahrung für die Pflanzen umzugestalten. Am stärksten wird die Fäulniß durch Kochsalz befördert, wenn von demselben in 4 Loth Wasser, 10 Gran oder $\frac{1}{6}$ Quentchen aufgelöst ist. Diese Beobachtung wurde zuerst von Machoidé und Pringle gemacht, und letzterer fand, daß wenn ein Quentchen Kochsalz in 4 Loth Wasser gelöst ist, diese Auflösung zwei Quentchen frisches Ochsenfleisch 20 Stunden länger genießbar erhält als reines Wasser, dagegen

½ Quentchen nicht zwei Stunden länger. — Zweitens befördert das Kochsalz die Zerstörung des Unkrautes, der Würmer, Raupen und aller Arten kleiner Thiere. — Drittens ist das Kochsalz an und für sich ein Dünger, denn es ist vielen Pflanzen ein integrirender Bestandtheil. — Die Ansicht, als ob jeder Stoff ein Düngungsmittel sey, den man durch die chemische Analyse als nähern Bestandtheil in den Pflanzen findet, und daß die Pflanzen ihre näheren Bestandtheile größtentheils aus der Erde nehmen, theilen jetzt mehrere Pflanzen-Physiologen und Agronomen. Wir müssen unentschieden lassen, ob diese Ansicht die wahre sey, oder nicht, nur so viel bemerken wir, daß ungleich mehr Thatsachen dagegen, als dafür sprechen, und daß es uns viel wahrscheinlicher ist, daß die nähern Bestandtheile der Pflanzen ein Produkt ihrer Lebensthätigkeit sey. Daß in Wasser auflösbare Salze und andere Stoffe in die Gefäße der Pflanzen eindringen können, und gleichsam mechanisch von demselben aufgenommen werden, leidet wohl keinen Zweifel, denn die Versuche, wo man abgeschnittene Zweige in gefärbte Flüssigkeiten (Fernambuktinktur, Dinte u. s. w.) stellte, und diese bis in die feinsten Verzweigungen der Pflanzengefäße eindringen sah, sind unläugbare Beweise dafür, allein hieraus ist noch keinesweges erwiesen, daß solche Stoffe von den Pflanzen assimilirt, und folglich als Nahrung aufgenommen werden. Wir sagen: abge-

schnittene Zweige, denn nicht so ist es mit den Pflanzen, die noch mit ihren unverletzten Wurzeln versehen sind. Diese saugen weder die eine noch die andere Auflösung bis zu einer bedeutenden Höhe ein. Link sahe, daß gefärbte Flüssigkeit, Lackmustinktur, von den unverletzten Zaserwurzeln der Hyacinthe, der Gladiolus und mehrerer anderer Pflanzen, welche sie in reinem Wasser getrieben hatten, nur sehr wenig eingesogen wurde, und bei genauer Untersuchung fand er, daß die Wurzelspitzen, die gefärbt waren, in einem kranken oder ganz erstorbenen Zustande sich befanden. Saussure, der mit Pflanzen von Polygonum Ristorta und Bidens cannabina Versuche anstellte, fand, daß die Wurzeln verschiedene in Wasser aufgelöste Stoffe, und selbst den sogenannten Extraktivstoff zwar einsogen, daß aber die Quantität des Eingesogenen um so größer war, um je größer die Mattigkeit der Vegetation, oder mit andern Worten, je mehr die Lebensthätigkeit der Pflanzen abgespannt war. — Daß Saussure die Salze, welche er angewandt hatte, in der Asche, wenn er die ganze Pflanze, Stamm und Wurzel, verbrannte, wiederfand, ist natürlich, aber ganz anders würde es sich gestaltet haben, wenn er die Asche von der Wurzel, und die von dem Stamme, jede für sich untersucht hätte, hier würde er wahrscheinlich, wie wir durch einige Versuche gefunden zu haben glauben, in der Asche des Stammes keine Spur des Salzes, in den

Digitized by Google

Wurzelfasern, vorzüglich den untersten Spitzen, aber Salz gefunden haben. Diese Versuche ergeben, wie wenig man von der Absorption der in Wasser aufgelösten Stoffe durch die Pflanzenwurzeln zu erwarten hat, und wie ungleich wahrscheinlicher, und mit den neuen Forschungen in der Chemie übereinstimmender es ist, wenn man annimmt, daß die Wurzeln außer reinem Wasser nur Gasarten absorbiren, die durch die Lebensthätigkeit der Pflanzen condensirt und in mannigfaltigen quantitativen Verhältnissen gemischt, die verschiedenen nähern Pflanzenbestandtheile, als Harz, Kleber, Gummi, Zucker u. s. w. geben. Die Beweise, welche der Hr. V. des vorliegenden Werkes für die obige Ansicht anführt, sind nichts weniger als solche, sie zeigen nur, daß Weitzen, in Kochsalz haltendem Boden gewachsen, Kochsalz in seiner Asche enthält. Es ist eine Frage, die wohl der Beachtung verdient: können durch die Lebensthätigkeit der Pflanzen nicht selbst dem Boden, auf welchem sie vegetiren oder vegetirt haben, mineralische Bestandtheile mitgetheilt werden, die vor der Vegetation nicht in demselben vorhanden waren? Wir glauben diese Frage bejahend beantworten zu müssen. Der Hofrath Gräfe, Professor zu Charkow, ließ in einem reinen Kieselsande, und in einem Sande, dessen Eisengehalt er zuvor bestimmt hatte, Hülsenfrüchte wachsen, und fand, daß durch die Vegetation im Sande Eisen gebildet wor-

Digitized by Google

den war, und daß dieser hervorgetretene Eisengehalt durch ein öfteres Wachsen der Hülsenfrüchte vermehrt wurde. — Man berücksichtige in dieser Beziehung den Post der Mecklenburger (Chara vulgaris), eine Pflanze, die auf einem, selbst sehr wenig Kalk haltenden Boden wächst, die aber, nach unsern Versuchen, dem Boden mehrere 80 p. C. Kalk hinterläßt. Wir schreiben dieser Pflanze das nesterweise Vorkommen von sehr reinem kohlensauern Kalk in Sumpfwiesen, und an Stellen, wo vormals Teiche waren, zu. Nach diesem könnte man nun eben so gut sagen, daß die Bestandtheile, welche die Pflanzen mit dem Boden gemein haben, diesem von jenen mitgetheilt worden sind; in mehreren Fällen ist dieses gewiß auch der Fall. — Viertens. Kochsalz treibt den Wachsthum der Pflanzen. Hier sind die Versuche von Priestley mitgetheilt, welche nur beweisen, daß zu viel Kochsalz die Pflanzen tödtet. In 3 Loth Wasser mehr als 12 Gran Kochsalz aufgelöst, tödtete jedesmal die Pflanzen; wurden 3 Gran aufgelöst, so sahe man an der Vegetation keinen Unterschied gegen die in reinem Wasser. Hiermit stimmen in der Hauptsache unsere Versuche überein, welche wir einige Jahre hintereinander, nicht nur mit Kochsalz, sondern mit verschiedenen andern Salzen gemacht haben. — Ein interessanter Versuch, der in dem Garten des Vaters von dem Hrn. V. mit einem 40 Jahr alten Kirschbaum gemacht wurde,

Digitized by Google

und von welchem der Hr. V. selbst Augenzeuge war, wird hier angeführt. „Dieser Kirschbaum, heißt es, steht auf einem leichten Sandboden und war immer mit einem Ueberflusse von Blüthen bedeckt, trug jedoch, obschon in vollster Gesundheit und im stärksten Wachsthume, nur sehr wenig Früchte. — Nach verschiedenen erfolglosen Versuchen, ihn fruchtbar zu machen, beschloß man die Anwendung von Kochsalz. Im Herbste 1818 wurden ungefähr 4 Pfund Kochsalz in zwei, 6 bis 8 Zoll tiefe Löcher, zu beiden gegenüberstehenden Seiten des Baumes, und 6 Fuß von dem Stamme entfernt, eingegraben, und zwei bis drei Händevoll streuete man ringsum auf die Oberfläche des Bodens. Im Frühjahr 1819 brachte der Kirschbaum seine gewöhnliche Menge von Blüthen hervor, welche, statt wie früher abzufallen, drei bis vier Mal mehr Kirschen als vorher trugen." — Ob dieser Versuch aber ein Beweis für das Treiben des Wachsthums durch das Kochsalz ist, bezweifeln wir, im Gegentheil, glauben wir, beweist er, daß die Ueppigkeit der Vegetation gemindert ist, denn wenigstens alle die Mittel, die man bisher in dieser Beziehung und in der Regel mit Erfolg angewandt hat, als Ringeln, Schröpfen, Wurzeln abhauen, einen Keil in die Wurzel treiben, schlechten, magern, steinigen Boden an die Wurzeln bringen u. s. w., und die offenbar die Ueppigkeit der Vegetation mindern, sprechen dafür. — Fünftens. Das Kochsalz bewahrt

die Pflanzen gegen die schädlichen Einwirkungen plötzlicher Temperatur-Wechsel. Allenthalben, sagt der Herr Verfasser, wo Salz auf dem Boden angewandt worden war, bemerkte man, daß Frostschaden theils vermindert, theils auch ganz abgewandt wurden. Ich überzeugte mich wiederholt bei Küchengewächsen, so bei gemeinem oder wälschen Kohl u. s. w., daß während jener auf ungesalzenem Boden halb erfroren, die auf gesalzenem verschont blieben. — Diese Beobachtung ist uns vollkommen neu, und verdient von Gartenbesitzern und Landwirthen wiederholt zu werden. — Sechstens. Das Salz ist ein sehr wirksames Mittel, um die Fruchtbarkeit des Bodens zu erhalten und zu befördern, sowohl durch seine eigene Zerfließbarkeit als durch fortwährendes Absorbiren der Fruchtbarkeit aus der Atmosphäre. Der V. zeigt in diesem Abschnitte, wie wichtig die Absorptionsfähigkeit des Bodens und der in ihm enthaltenen Bestandtheile für die Vegetation ist, und führt, außer den bekannten Davy'schen, noch mehrere von ihm gemachte Versuche an. Ob wir gleich im Allgemeinen dem hier Gesagten beistimmen, und es den verehrten Lesern unserer Annalen zu lesen empfehlen, so müssen wir doch bemerken, daß der Hr. V. in zwiefacher Hinsicht irrt; einmal, wenn er glaubt, daß das reine Kochsalz Feuchtigkeit aus der Luft in dem Maaße anzieht, daß es zerfließe pag. 40., und zweitens, daß, wenn auf Boden, der viel kohlensauern

Kalk enthält, mit Kochsalz gedüngt wird, sich kochsalzsaurer Kalk erzeuge. Daß reines Kochsalz nicht nicht an der Luft zerfließt, behaupten nicht nur alle Chemiker, sondern eigene Versuche, zu welchen wir durch vorliegendes Werk veranlaßt worden sind, beweisen es. Wir haben trocknes Kochsalz fünf Tage einer sehr feuchten Atmosphäre ausgesetzt, und dennoch keine Gewichtszunahme bemerken können. Wohl aber absorbirt unreines Kochsalz, d. h. solches, welches salzsaure Bittererde und salzsaure Kalkerde enthält, die Feuchtigkeit der Atmosphäre. Salzsauern Kalk, den wir bis zur vollkommnen Trockenheit gebracht, und noch warm gewogen hatten, absorbirte in 30 Tagen 181 p. C. seines Gewichtes. Ein wiederholter Versuch ergab dasselbe Resultat. Nach dem Versuche von Cadet de l'aux, absorbirt salzsaure Bittererde in 139 Tagen 153 p. C. Feuchtigkeit. Es ist daher wahrscheinlich, daß sowohl unser Hr. V. als auch Hr. Holland, auf den er sich beruft, unreines Salz gehabt haben und so zu jenem Irrthum gekommen sind. Eben so ist es mit dem zweiten Irrthum; das Natrum im Kochsalze hat zur Salzsäure eine größere chemische Verwandtschaft als zum Kalke, so, daß sie also nicht jene Verbindung aufgiebt, um mit dem Kalke eine andere einzugehen. — Pag. 35. wird nun die Wirkung des Salzes auf die Brachäcker angeführt. Die beste Zeit, um die Brachäcker mit Salz zu bestreuen, ist, so früh als mög-

lich; was die Salzquantität anbelangt, so muß man auf sandigem, kalkigem Boden mehr, auf schwerem, kaltem Boden aber weniger, als auf reichem Lehmboden haben. Auf die letztere Bodenart bringen, nach unserem V., 5 bis 6 Bushel pro Morgen *) große Wirkung hervor. — Pag. 45. ist die Wirkung des Salzes auf den Weitzen angegeben. Am zweckmäßigsten wird das Salz gleich auf die eingeeggte Saat gebracht. Jedoch kann es noch mit Vortheil geschehen, wenn auch die Weitzensaat schon aufgegangen ist, doch spätestens im Februar. Es werden nun mehrere Versuche und Resultate über die Wirkung des Salzes auf den Weitzen angeführt, wovon wir hier nur einige ausheben wollen. Zwanzig Bushel Salz auf einen Morgen, brachten in der Ernte einen Unterschied von 5 Bushel 25 Pfund Weitzen hervor. Der Versuch wurde auf $\frac{1}{20}$ Morgen gemacht. — Auf einem Boden, der seit 4 Jahren nicht gedüngt worden, brachten 5 Bushel Salz pro Morgen, einen Mehrertrag gegen den der nicht gesalzen war, von 13 Bushels hervor. Der Ertrag von einem Morgen desselben Bodens, der aber in dem vorhergehenden Jahre mit Stalldünger gedüngt war, war dem von dem gesalzenen beinahe gleich pag. 50. Es ist

*) 100 Bushel sind gleich 65,29 Berl. Scheffel; 1 Englischer Morgen ist gleich 1,58 Magdeburger Morgen. d. R.

Digitized by Google

bei diesem Versuche nicht bestimmt, wie groß die Fläche war, auf welcher der Versuch gemacht wurde. Mr. Belfield machte auf $\frac{1}{4}$ Morgen einen Versuch, er brachte auf solchen 6 Pfund Kochsalz und erhielt einen Mehrertrag von 2 Bushel Weitzen pag. 62. und 63. — Auf dem Pachtgute Haybridge verhielt sich der Ertrag eines, mit 15 Fuhren Dünger gedüngten Feldes von einem Morgen, gegen einen Morgen mit 14 Bushel Salz gedüngten, wie $17\frac{1}{2} : 36\frac{1}{2}$ pag. 64. Der Versuch war auf $\frac{1}{2}$ Morgen gemacht. Die übrigen hierher gehörigen, vielfachen und mitunter interessanten Versuche zeigen größtentheils von der günstigen Wirkung des Kochsalzes auf die Vegetation, geben aber hinsichtlich des Mehrertrages, auf Morgen berechnet, keine sichere Resultate, da die Flächen, auf welchen die Versuche angestellt wurden, zu klein sind. — Pag. 70. Brand, Mutterkorn und Mehlthau im Weitzen überschrieben. — Hier wird, wie überhaupt sehr häufig geschiehet, der Rost mit dem Brande im Weitzen verwechselt und Banks als Gewährsmann angeführt. — Kochsalz soll mit Erfolg gegen den Mehlthau des Weitzens angewandt seyn, und wird durch wiederholte Beobachtung als Specificum gegen denselben angegeben. Es wurde Salzwasser, 1 Pfund Salz in einer Gallone (4,03 Berliner Quart) Wasser aufgelöst, über den schon befallenen Weitzen gespritzt, der anfänglich sehr kranke Weitzen gerieth vortrefflich und gab eine

Digitized by Google

sehr gute Ernte. — Kochsalz mit dem Dünger vermengt und auf den Acker gebracht, soll vollkommen gleiche Wirkung auf den Rost haben. Hr. Robinson hält es für das Zweckmäßigste, wenn man erst dann das Salz aufbringt, wenn die Weitzensaat in den Boden gebracht und eingeegget ist, indem der Weitzen nicht so gut aufgehen soll, wenn er unmittelbar mit dem Salze in Berührung kommt. — Es ist hier zu bemerken, daß mehrere hier angeführte Versuche mit Seesalz gemacht worden sind, das, wie bekannt, aus verschiedenartigen Salzen zusammengesetzt ist. — Pag. 94. Gerste, Hafer, Erbsen und Bohnen. Ueber die schicklichste Zeit zum Aufstreuen des Salzes für diese Früchte scheint man in England weit weniger einverstanden zu seyn, als beim Weitzen, jedoch wird auch im Allgemeinen angegeben, daß es am besten sey, das Salz gleich nachdem die Saat eingeeggt ist, zu streuen. — Die Erfolge einer Salzdüngung auf Gerste sind auffallend. Ein Feld, welches mit Stalldünger gedüngt und für Rüben bestimmt war, wurde mit 4 Bushel Salz, für jeden Morgen, bestreuet. Man fand keinen auffallenden Unterschied; das folgende Jahr darauf wurde Gerste gesäet. Der nicht gesalzene Theil war gewaltig voll Unkraut, so, daß man zehnmal soviel Arbeit und Kosten hatte, als bei dem gesalzenen. Der Mehrertrag des gesalzenen Feldes betrug 14 Bushel pro Morgen, gegen das ungesalzene, die ersparten Kosten für das Ausrotten des

Un-

Unkrautes unberechnet; der Versuch wurde mit einer Fläche von 2 Morgen gemacht, pag. 87. Dem unter die Gerste gesäeten Klee war das Salz nicht nachtheilig, sondern unterschied sich von dem auf ungesalzenem Boden stehenden durch sein höheres Grün. Nicht so günstig sind die Versuche von Sinclair, der aber auch eine sehr große Menge von Kochsalz nahm, oft 33 Bushel pro Morgen. — Die über das Salzquantum ertheilten Vorschriften sind für Gerste und Hafer, 16 Bushel pro Morgen. Nimmt man mehr, so nimmt die Vegetation ab, und bei 40 Bushel stockt die ganze Vegetation. Auch hier folgen noch mehrere interessante Versuche, die wir, des Mangels an Raum wegen, übergehen. Ueber die Wirkung des Kochsalzes auf Erbsen und Bohnen scheint man in England noch keine direkten Versuche und Beobachtungen gemacht zu haben. — Pag. 98. Rüben, Futterrüben und Turnips. Da diese in England nach Brache gebauet werden, so bringt man das Salz schon in diese. Die Versuche nach der Saat das Salz aufzubringen, haben den Erwartungen nicht entsprochen, überhaupt sind die Versuche, welche man mit dem Salze zu diesen Produkten gemacht hat, nicht so auffallend günstig, als die vorhergehenden. Es wird hier wieder bestätigt, daß aufgestreutes Salz dem Frostschaden sehr widerstehe und die Frage aufgeworfen, ob nicht durch Salz die Aufbewahrung der Rüben im Winter sehr erleichtert wer-

den könnte. — Pag. 109. Grüne Krautwaaren. Nach einer im Parlamente gegebenen Darstellung scheint es, als ob man im westlichen Theile Englands die Anwendung des Salzes auf grüne Gartenkräuter allen übrigen Düngungsmitteln vorziehe. — Wicken. Auf diese Pflanze hat den Versuchen zufolge die Salzdüngung keinen sehr günstigen Einfluß; allein es scheint uns auch, als ob in den angeführten Versuchen das Salzquantum zu groß war. — Grasland, Wiesengründe, Kleebau. Nach aller Erfahrung ist das Aufstreuen des Salzes, gleich nach beendigter Heuernte, das Zweckmäßigste. Nach der Trokkenlegung eines sauern, mit Binsen bewachsenen Bodens, wurde gegen die Mitte des Oktobers Abfallsalz, 8 Bushel pro Morgen auf einen, und 16 Bushel auf einen andern Theil desselben ausgestreuet. In kurzer Zeit verschwand die Vegetation gänzlich, und den ganzen Monat April hindurch war kein Gräschen mehr zu sehen, allein bis zur letzten Hälfte des Maies kam auf jenem Theile, welcher 8 Bushel Salz pro Morgen erhalten hatte, ein höchst üppiger Graswuchs zum Vorscheine; noch kräftiger wuchs das Gras im Monat Juli auf dem andern Theile und das Rindvieh schien dasselbe mit besonderer Begierde zu fressen; im ganzen darauf folgenden Winter und diese ganze Zeit, seit nunmehr 10 bis 12 Jahren bis auf den heutigen Tag, haben diese Stellen ein lebhafteres Grün als die benachbarten Weiden. — Klee,

Digitized by Google

welcher unter bereits aufgegangenen Weitzen, der mit Salz gedüngt war, geſäet wurde, gedieh ſo, daß man beinahe das Dreifache gegen nicht ſo behandelte Felder rechnen konnte; er unterſchied ſich noch bis ſpät hin durch ein üppiges Grün, und das davon gemachte Heu und Ohmat wurde vom Rindviehe ſo ausnehmend gern gefreſſen, daß es den letzten Halm auffraß, bevor es ein anderes Futtergras anrührte. Auch hier wird wieder erwähnt, daß der mit Salz gedüngte Boden den ganzen Winter hindurch nicht fror, ſondern immer in einer Art von moraſtigem Zuſtande verblieb pag. 115. — Pag. 118. Kartoffeln. Die vergleichenden Verſuche, welche man mit Salz und gewöhnlichem Dünger gemacht hat, ergeben, daß das Salz auf einem leichten Sandboden in einem feuchten Sommer ungleich günſtiger auf die Vegetation und den Ertrag einwirkten, als auf demſelben Boden in einem trocknen Sommer. Ein Morgen, auf den 20 Bushel Salz in der zweiten Woche des Septembers gebracht waren, gab 192 Bushel, während ein Morgen mit gewöhnlichem Dünger, und zwar im Frühjahr, vor der Bepflanzung gedüngter Acker, 219 Bushel gab. Ein Acker, welcher eine doppelte Beſalzung, 20 Bushel im September und 20 Bushel im Frühjahr vor der Bepflanzung, erhalten hatte, gab 244 Bushel. Ein Morgen deſſelben Bodens, ohne alle Düngung, gab 120 Bushel. Die Verſuche wurden auf 2 Morgen Fläche angeſtellt.

Digitized by Google

Andere Versuche des Herrn Cartwright ergaben, daß, während 8 Bushel Salz einen Ertrag von 198 Bushel Kartoffeln, 363 Bushel frischer Dünger nur 192 Bushel Kartoffeln gaben. Von 10 verschiedenen Düngerarten, mit welchen Versuche angestellt wurden und wovon die meisten schon bekannt und von allgemein anerkannter Wirksamkeit sind, übertraf das Salz alle die übrigen. Diese Versuche wurden auf Stücken von $2\frac{1}{3}$ Quadratruthen gemacht. Der dazu angewandte Boden war eisenschüssiger Sand, welchem erst eine starke Bedeckung mit Schlamm und Unrath aus Teichen den erforderlichen Zusammenhang gegeben hatte. Die Versuche von Sinclair fallen ungünstig für die Anwendung des Salzes aus. — Pag. 129. Würmer, Raupen und Insekten sollen vom Kochsalze, theils mittel-, theils unmittelbar zerstört werden. Sinclair sagt: zur Zerstörung jener mächtigen Feinde junger Saaten, der Schnecken und Würmer, ist das Salz ein sehr wirksames Mittel, allein für diesen Zweck werden nicht mehr als 10 bis 15 Bushel pro Morgen erfordert, welche auf die Oberfläche des Bodens ausgestreuet werden. — Pag. 133. Flachs. Die Anwendung des Salzes ist auf diese Pflanze sehr vortheilhaft gefunden. Man streut das Salz zur Saatzeit in den Boden und glaubt, die Quantität des Salzes dürfe doppelt soviel als die des Saamens betragen. Fünf Bushel Salz auf einen Morgen Flachs angewandt, haben nach Elliot

eine ausgezeichnete Wirkung hervorgebracht. — Pag. 134. Moorgründe und gemeines Weideland. Direkte Beobachtungen und Erfahrungen über die Anwendung des Kochsalzes auf diese Art von Ländereien, scheinen in England noch ganz zu fehlen, jedoch glaubt Sinclair, daß das Salz sehr vortheilhaft angewandt werden könnte. — Pag. 140. Spanische Soda. Unter dieser Aufschrift zeigt unser Verfasser, daß der Anbau derjenigen Pflanzen, welche Soda geben, für England sehr ersprießlich seyn würde. — Pag. 143. Roggen und Hopfen. Hier gilt dasselbe, was wir bei den Moorgründen und Weiden bemerkt haben. — Der übrige Theil des Werkes zeigt, wie wichtig die Anwendung des Kochsalzes, behufs der Viehzucht, ist. Obgleich die Wichtigkeit des Kochsalzes in dieser Beziehung den mehrsten deutschen Landwirthen bekannt ist, so heben wir doch auch hier einige Beobachtungen aus. — Auf 20 Fuhren Heu (wie groß diese sind ist nicht angegeben) 4 Bushel Salz, halten die Engländer für sehr zweckmäßig. Hr. Curwen, der mehrere Versuche gemacht hat, bemerkt: im Frühjahr wurde eine Schaafheerde von einer entzündlichen Krankheit befallen, ich gab ihr beträchtlich viel Salz, einige fraßen 10 Loth des Tages, und die Krankheit wurde hierdurch schnell gehemmt. — Salz entfernt den Rübengeschmack von Milch und Butter. — Es ist ein Präservativmittel gegen die Mauke; ich gab Pferden, welche ausneh-

mend daran litten, täglich 1 Pfund Salz mit entschiedenem Erfolge. — Nach Herrn Wood verlor ein Viehhändler, der mehrere Milchkälber hatte, und diese wegen Mangel an Milch einige Zeit mit Schleim von Hafergrütze fütterte, anfangs mehrere davon, bis er Kochsalz dem Schleime zusetzte, worauf ihm keins mehr starb. — Für die Schweine hält man das Salz schädlich. — Bei der Bienenzucht wird die Auflösung des Kochsalzes in Wasser als ein Mittel gegen die Ruhr der Bienen vorgeschlagen; wenn man Syrop als Futter giebt, so soll man $\frac{1}{3}$ Syrop mit $\frac{2}{3}$ Wasser und ein wenig Salz mischen und das Ganze eine Viertelstunde aufkochen lassen. — Schlußbemerkung. Worin die Wichtigkeit des Salzes als Düngungsmittel wiederholt dargethan wird, und mehrere Einwürfe, die man gegen diese Düngung gemacht hat, widerlegt werden. Noch wird hier bemerkt, daß Sinclair's Versuchen zufolge der Ertrag an Stroh durch das Salz etwas verringert, während das Gewicht des Korns vermehrt wird. Anhang, in welchem noch einige allgemeine Regeln über die Anwendung des Salzes als Düngungsmittel gegeben, und die Quantität des Salzes für die verschiedenen Früchte bestimmt wird. — Wenn wir auch die Richtigkeit mancher im vorliegenden Werke angeführten Versuche und ihre Erfolge bezweifeln, so sind wir doch der Meinung, daß dieselben wohl die Aufmerksamkeit der Landwirthe verdienen, besonders de-

Digitized by Google

rer, welche in Ländern leben, wo die Abgaben auf das Salz nicht bedeutend sind, oder solche, die in der Nähe von Salzwerken wohnen und das Abfallsalz zu billigen Preisen bekommen, und ohne große Transportkosten zur Stelle schaffen können. Diesen empfehlen wir das vorliegende Werk vorzüglich.

XI.

Anfrage, Mergel betreffend.

Man hält fast allgemein dafür, daß die Wirkung des Mergels um so größer sey, je länger er obenaufliegend der Atmosphäre ausgesetzt worden.

— bis qui solem
bis qui frigore sensit. Virgil.

Ich glaube das Gegentheil wahrgenommen zu haben. Ich ließ nämlich einen Dreischschlag zwei Jahr vor dem Umbruch befahren, wodurch sich die Weide merklich verbesserte und wonach die Schaafe sich so dahin drängten, daß dieser Theil auch stärker bepfercht wurde. Ein anderer Theil ward aber erst nach dem Herbstumbruch über Winter befahren. Ich erwartete von ersterem weit mehr; aber letzterer zeigte eine entschieden höhere Fruchtbarkeit, wovon sich kein anderer Grund angeben läßt. Hat Jemand eine ähnliche Bemerkung gemacht? Es ist für die Praxis und für die Theorie des Mergelns ohne Zweifel wichtig, ob sich diese Bemerkung anderweitig bestätige oder widerlege. XX.

XII.

Quartalsbericht vom 29. Januar 1826.

Vom

Staatsrath Thaer.

Die Witterung blieb auch im letzten Theile des Octobers neblig und regnigt bei gelinder Temperatur. Der November hatte einen sehr starken und anhaltenden Regenfall mit höchst seltenem Sonnenblick, und nur zweimal gelinden Nachtfrost. Der December hatte nur am 2ten einen Frost von — 4°, der den Tag über anhielt; sonst war er durchaus gelinde, oft mit einer Temperatur von + 7°. Er war größtentheils neblig, nur in der Woche vor Weihnachten gab es einige schöne sonnige Tage, und dann sehr gelinden Frost.

Wir haben zweimal in diesem Herbste einen äußerst niedrigen Stand des Barometers gehabt, nämlich am 18. und 19. October hier auf 26″ 9‴

und am 2ten November auf 27″ 1½‴, ohne daß in diesen Tagen solche Ereignisse bemerkt waren, die mit einem so niedrigen Barometerstande begleitet zu seyn pflegen. Nur bemerkte man um diese Zeit außerordentlich viele Sternschnuppen, auch an einigen Orten Feuerkugeln. Die Erderschütterung im südwestlichen Deutschlande trat viel später ein.

Die Aenger und Stoppelfelder blieben bis zu Ende des Jahres grün und erhielten sich in Vegetation, so daß manches Vieh noch immer seine Weide darauf fand. Man hätte bei dieser Witterung ein starkes Wachsen und Ueberwachsen der Saat erwarten sollen. Aber selbst auf trocknem, warmem Boden geschah das nicht. Der früh gesäete Roggen hatte lange Blätter, aber sie waren schlaff, und selbst auf kräftigem Boden gelblich, nicht dunkelgrün schimmernd. Nur bei den sonnigen Tagen vor Weihnachten bekam er ein kräftigeres Ansehen.

Der Pflug konnte bis zu Ende des Jahres auf trockenliegendem Acker gehen, und es ist daher wohl selten alle Stoppel so vollständig vor Winter umgebrochen worden, als in diesem Herbst. Es geschah um so mehr, da die Wege so schlecht waren, daß man das Gespann zu Fuhren nicht gebrauchen konnte.

Hin und wieder haben sich Schnecken und Würmer verschiedener Art im Getreide eingefunden und Stellen ganz kahl gemacht. Im Herbst nahmen die Mäuse sehr überhand, sie verminderten sich nach-

Digitized by Google

her, doch waren sie bis zu Ende des Jahres nicht ganz vertilgt.

Seit dem 4ten Januar trat nun erst eine anhaltende Frostperiode ein, anfangs gelinde und mit einer ebenen Schneedecke, dann bis zum 10ten steigend auf — 19° und nun wieder gelinder, bis gegen Ende des Monats die Temperatur bei Tage über den Gefrierpunkt, Nachts einige Grade darunter bei immer trübem Himmel stand. In den letzten Tagen nahm die Kälte wieder zu, heute bis 11° mit heiterem Himmel.

Unter der schönen, ebenen und doch nicht erstikkenden Schneedecke wird sich alle Saat, selbst die etwas kränklich aussehende, ohne Zweifel sehr gut erhalten und erholen.

Es ist sehr auffallend, welchen Abgang an Stroh man fast allgemein verspürt. Es fällt unter dem Dreschflegel so zusammen, daß manche vorsichtige Wirthe einen nach dem Einschnitte gar nicht erwarteten Mangel daran besorgen und sparsam damit umzugehen anfangen. Die vielen abgestorbenen und umgefallenen Halme zwischen dem Getreide sperreten es so auseinander, daß das Volum größer ward, als es dem Gewichte nach seyn sollte. Man glaubte doch Stroh über Verhältniß der Körner geerntet zu haben, aber es zeigt sich nun, daß das gewöhnliche Verhältniß nicht überschritten ist.

Digitized by Google

Korn-Preise.

Obwohl es sich immer augenscheinlicher zeigt, daß die vorige Ernte bedeutend zurückschlagend gewesen sey, daß in vielen Gegenden Mangel zu besorgen und in sehr wenigen Ueberfluß sey, so haben sich doch die Preise nur wenig gehoben. Selbst die Oeffnung der englischen Häfen für die Gerste hat nur eine schnell vorübergehende Wirkung gehabt. Mit der lebhaften Nachfrage, die in der Mitte Novembers entstand, dauerte es kaum acht Tage, weil die entmuthigte Spekulation auf Kornhandel sogleich ein Ueberfahren des englischen Marktes und davon ein tiefes Herabsinken des Preises besorgte. Allein der Preis der Gerste ist seit erlaubter Einfuhr in England mehr gestiegen als gefallen, und jene daher nach abgelaufenem Termin abermals frei gegeben, wird es auch wohl gewiß bis zur nächsten Ernte bleiben, und die Preise werden dort nach höchster Wahrscheinlichkeit noch bedeutend höher steigen. Denn der Mangel, welcher sich dort so früh gezeigt hat, muß groß seyn, weil man den Einfuhrpreis vor Winter nicht herabzudrücken vermogt hat. Und ist dort Mangel, so mögte wohl aller Ueberschuß von Gerste in den mit England in Berührung stehenden Ländern nicht groß genug seyn, um den Bedarf von England auf 3 Wochen zu liefern. Bei dem allem scheint keine Gerste anders, als zur unmittelbaren Verladung angekauft zu seyn. So sehr hat der Korn-

Digitized by Google

handel alles Capital und alles Zutrauen verloren, und daß es ihm in der jetzigen Geldkrisis nicht zurückgekehrt sey, ist natürlich. Da diese nun aber glücklich überstanden, und die solide Organisation der Handelswelt erprobt ist, so ist zu hoffen, daß jener auch seinen Antheil an dem allgemein befestigten Kredit wieder bekommen werde. Dieser muß ihm jedoch von England her zufließen, denn mit englischem Capital ist der größere Kornhandel seit jeher betrieben worden. Und in wiefern dieses geschehen werde, hängt von den Maaßregeln ab, die das nächste Parlament in Bezug hierauf nehmen wird. Eine Abänderung der bestehenden Korngesetze ist wohl unbezweifelt: denn so sehr sich auch die Grundeigenthümer, durch ihre Pächter angeregt, dagegen sträuben, so können sie doch selbst im Oberhause der allgemeinen Stimme der Nation nicht widerstehen, welche die Folgen des durch diese widernatürliche Einrichtung aufgehobenen Gleichgewichts in der bürgerlichen Gesellschaft zu sehr empfindet. Auch haben es die Einsichtsvollern jener Klasse eingesehen, daß jene Gesetze, sobald ein Ueberfluß da ist, ihnen mehr schaden als nützen, indem sie auch die Spekulation auf den inländischen Kornhandel unterdrücken und ihm das Capital entziehen. Daß diese Abänderung für die Einfuhr vorerst noch sehr belastend seyn werde, ist wohl zu besorgen, weil man einen plötzlichen Uebergang von einem Extrem zum andern mit

Digitized by Google

Recht scheuen wird; aber Spekulation auf Kornhandel wird doch immer dadurch erregt werden.

Wenn dies hinzukommt, so ist es um so wahrscheinlicher, daß selbst der inländische Bedarf die Preise — welche im Verhältniß zum Ernte-Ertrage noch nie so niedrig wie bisher gestanden haben — in die Höhe bringen werde.

Wollhandel.

Gleich nach der Schur beeilten sich deutsche und englische Handelshäuser, ihre angekaufte feine Wolle zu acomodiren und nach England zu schicken, um die ausgeleerten Magazine wieder anzufüllen. Es kam im Monat Juli eine um diese Zeit ungewöhnlich große Menge von Wolle hin und fand auch gute Abnahme. Als aber im August, theils wegen des Aufstandes der Fabrikarbeiter, theils wegen einiger Stockung in der Ausfuhr der Fabrikate nach Amerika, der Betrieb der Fabriken — die in England immer nur auf Monate ihren Bedarf aus den Magazinen nehmen — der Begehr lauer wurde und sich schon einige Vorboten der nachmals eintretenden, durch zu mannigfaltige und enorme Unternehmungen veranlaßten Geldkrisis zeigten, mußten die Preise, wenn man verkaufen wollte, herabgesetzt werden. Es wurden daher zu Ende des Monats die Preise der Electoral und Sächsischen Prima schon um 1 Sch. niedriger als im Julius notirt. Als nun jene wunderbare Geld-

Digitized by Google

krisis näher kam, alle Gewerbe stockten und Jedermann nur einen Vorrath von baarem Gelde an sich zu halten suchte, konnte Wolle, wie jede Waare, nur zu sehr niedrigem Preise verkauft werden oder es war vielmehr gar kein Handel damit. Wer sie zu versilbern genöthigt war, mußte freilich einen Verlust von 40 p. C. gegen die Frühjahrspreise sich gefallen lassen. Solide Handelshäuser haben aber nicht verkauft, überzeugt, daß der Begehr nach Wolle im Frühjahr um so lebhafter werden wird, jemehr die sonst im Februar ankommenden Haupttransporte durch die frühern anticipirt worden sind. Bedeutende Chancen im Wollhandel stellen sich, wie schon Luccock sagte, alljährig ein, aber wer die Waare nur halten könne, komme immer zu guten Preisen. Kein Wunder, daß sie gegen Ende des vorigen Jahres bei der allgemeinen Handelsstörung so auffallend wurden.

Wenn Deutschland auch von diesem allgemeinen Mißkredit der Handelswelt nur wenig berührt wurde, so hatte es doch auf diesen Artikel bedeutenden Einfluß. Die Spekulation auf England ist unterdrückt und es sind daher von Producenten, die ihre Schuren um die Marktzeit zurückbehalten hatten, nur wenige Verkäufe bisher gemacht worden. Deutsche und niederländische Fabriken hatten, durch den Mangel an Material in vorigem Frühjahre gewarnt, auch zeitiger Vorräthe gemacht; doch ist von ihnen noch immer viele Wolle gekauft worden; aber da Mittel-

Digitized by Google

tücher bisher am meisten gesucht wurden, nur von den mittleren Wollgattungen.

Daß dies kein dauernder Zustand seyn werde, davon ist wohl Jedermann überzeugt. Ob er sich aber vor dem nächsten Wollmarkte noch ändern werde, kommt auf Zufälligkeiten an, die Niemand voraussehen kann, vorzüglich auf den freieren Geldumlauf und Verwendung der Capitale auf solide Gewerbe, statt auf weitaussehende Speculationen und unsichere Anleihen.

Unsinn ist es, wenn man gesagt hat, es werde die edlere Wolle bald nicht mehr gelten, als die unedle. — So wenig es auf die Dauer möglich ist, daß ein Scheffel Weitzen nicht mehr gelte als ein Scheffel Roggen, Rasinade nicht mehr als Farinzucker, holländische Leinwand nicht mehr als Segeltuch, so unmöglich ist auch jenes.

Schaaf-Auction in Möglin am 5ten und 6ten Mai 1826.

Sie wird in derselben Form und unter denselben Bedingungen, wie im vorigen Jahre (s. Mögl. Annalen Bd. XV. S. 243.) abgehalten werden.

Es werden 230 Böcke ausgestellt werden, wovon ungefähr zwei Drittheil von der kurz-cylindrisch ge-

gestapelten Art, mit sehr dichtem geschlossenen Vließe, ein Drittheil mit höherem, aber doch stumpfen geschlossenen Stapel und minder gedrängtem Vließe sind. In den Graditionen höherer Feinheit sind natürlich die Individuen beider Arten verschieden; es sind aber von der höchsten Bockfeinheit wohl 3 Mal so viele als im vorigen Jahre darunter.

Mutterschaafe werden ungefähr 1200 Stück zum Verkauf gestellt werden, größtentheils von den Jahrgängen 1821 bis 1824, in Cabeln von 10 Stück, nach den Jahrgängen abgetheilt.

Außer der Auction wird nichts verkauft, und ich muß alle Anträge um so mehr ablehnen, da es schon mit vielen sehr ehrenwerthen geschehen ist.

Von der Mitte des April an wird das verkäufliche Vieh mit seiner Auctions-Nummer aufgestellt seyn, und kann zu jeder Zeit aufs genaueste besehen werden.

Es ist mir nicht unbekannt geblieben, welche lügenhafte Verläumdungen der Neid, seit meiner vorjährigen Auction besonders aufgeregt, über meine Schäferei nicht nur, sondern auch über mein Verfahren beim Viehverkauf zu verbreiten sucht, und ich bin von einigen wohlwollenden Freunden aufgefordert worden, Maaßregeln dagegen zu nehmen. Aber bei der Oeffentlichkeit meiner Schäferei und meines Verfahrens sprechen so viele wahre Kenner und so

achtbare Zeugen für mich, daß ich gewisse Leute reden lassen kann, was sie wollen.

Thaer.

Druckfehler im 2ten Stücke des XVI. Bandes.

Seite 419 Zeile 10 v. u. muß beur gestrichen werden
— 428 — 11 v. o. l. den st. dem
— 429 — 2 v. o. l. Beziehung st. Beziehunb
— 433 — 4 v. u. l. dieses st. diese
— 434 — 3 v. o. l. darbot st. dorbot
— 440 Note Zeile 2 v. u. l. Riem st. Rim
— 457 — — 1 v. o. l. Riem st. Rim
— 468 Zeile 11 v. o. l. verfilztes st. verfizte
— 489 Note Zeile 1 v. u. l. Riem st. Rim
— 510 Zeile 8 v. u. l. Generationen st. Genarationen
— 512 — 8 v. u. l. veredelte st. veredlte
— 558 — 5. v. o. l. pagnons st. pagnores
— 563 — 6 v. u. l. das st. dás
— 573 — 1 v. u. l. anstrengen st. anstengen
— 593 — 13 v. o. l. versiegen st. versigen
— 594 — 1 v. o. l. dem st. den.

Digitized by Google

Anzeiger.

In Baumgärtners Buchhandlung ist so eben erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

Die Verwandlung der Bergseiten in ebene Beete und der Giesbäche in Abzugsgräben, oder die Terrassirung der Berge mit der Wasserleitung, als die beste und wohlfeilste Art, Berge zu benutzen, sie vor Verödung zu schützen und Ueberschwemmungen zu verhüten, auf eigene Erfahrungen gegründet und mit Benutzung einer von der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen gekrönten Preisschrift desselben Verfassers. Dargestellt von Friedrich Heusinger mit 6 Kupfern, gr. 8. 1826. 1 Thlr. 10 sgr.

Durch diese Schrift will der Verfasser diejenigen Rathschläge für die höhere Benutzung der Gebirgs- und Hügelbezirke, die er schon gelegentlich in bloßen Entwürfen und Andeutungen mit vieler Theilnahme und sehr schmeichelhaftem Beifall nicht bloß von gelehrten und ökonomischen Gesellschaften, sondern auch von Bergfeldbesitzern mitgetheilt hat, in ihrer ganzen Vollständigkeit dem Publikum vorlegen. Was die industriösesten Völker des Alterthums und der neuern Zeit angewendet haben, auch den unfruchtbarsten Bergseiten die schönsten Früchte abzugewinnen, die Terrassirung derselben ist bisher in Deutschland, ja man kann sagen, in Europa vernachlässigt worden. Unglückliche Ereignisse der neuesten Zeit, welche als Folgen von großen Wasserfluthen aus gebirgigen Gegenden, diesen selbst und den Stromthälern verderblich geworden sind, haben den Wunsch

bei vielen erzeugt und bestärkt, daß ähnlichen Gefahren in der Zukunft durch die Terrassirung und die damit verbundene Sammlung und Aufbewahrung des Regen- und Schneewassers und die zweckmäßige Fortleitung desselben mit dem Erfolg vorgebeugt würde, daß zugleich auch der Ertrag der Berge um vieles erhöht und der Wohlstand und das Glück der Bergbewohner fest gegründet würden. Dies Buch zeigt, wie die Zwecke erreicht werden.

Im Landes-Industrie-Comptoir in Weimar sind so eben erschienen:

J. C. Loudon, Encyclopädie des Gartenwesens; enthaltend die Theorie und Praxis des Gemüsebaues, der Blumenzucht, der Baumzucht und der Landschaftsgärtnerei, mit Inbegriff der neuesten Entdeckungen und Verbesserungen. Aus dem Englischen. Mit vielen Abbildungen in Steindruck. Fünfte Lieferung, enthaltend Bogen 93 bis 109 im größten Med. 8. und Abbildungen Taf. 37 bis 44 in gr. 4. (beide in grünen Umschlag geheftet). Preis 2 Rthlr. 12 Gr. Sächs. oder 4 Fl. 30 Kr. Rhein.

Die Besitzer der Garten-Encyclopädie erhalten in dieser 5ten Lieferung (die so eben versendet worden ist) den Schluß des Werks, mit den, in der 2ten Ausgabe des Originals enthaltenen Zusätzen; wodurch zwar die Beendigung, — jedoch nur zum Besten der Käufer — verzögert, demselben aber auch die möglichste Vollständigkeit verliehen worden ist. Diese 5te Lieferung enthält die Bogen 93 bis 109 (den Schluß des Textes) nebst den Abbildungen Taf. 37 bis 44 (von Fig. 522 bis 590) in besonderen Umschlag.

Die 6te und letzte Lieferung, welche noch im

Digitized by Google

laufe d. J. beendiget wird, soll Inhalt und Register mit dem Reste der Abbildungen enthalten, so wie die Haupttitel, mit Angabe der Abtheilung des Werkes, wonach dasselbe in zwei Bände bequem gebunden werden kann und dadurch in Kurzem seine Vollendung erhält.

Weimar den 31. October 1825.

Neues und Nutzbares aus dem Gebiete der Haus- und Landwirthschaft und der dieselben fördernden Natur- und Gewerbskunde.

Des 2. Bandes 6. Stück dieser gehaltvollen Zeitschrift ist so eben versendet worden und enthält: Briefe über den Ackerbau Frankreich's, von Lullin de Chateauvieux. Die Runkelzucker-Fabrikation. Patentirte Pflüge und Eggen, von Joh. Finlayson. Mit eingedruckten Abbildungen. Ein auf den Jonischen Inseln gebräuchliches Verfahren, Mühlsteine durch Zusammenkitten mehrerer Fragmente zu bilden. Miscellen 8. Neue Bücher (2).

Der Band von 24 Bogen in gr. 4. auf weißes Schreibpapier kostet 2 Rthlr. Sächs. oder 3 Fl. 36 Kr. Rhein. Die Zusendung erfolgt, behufs schneller Mittheilung, in einzelnen Stücken, so wie sie erscheinen; oder auch später in vollständigen Bänden in blauen Umschlag geheftet. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungs-Expeditionen an.

Weimar den 7ten November 1825.

Bei mir sind folgende Werke erschienen:

Predigten zur Beförderung der kirchlichen und häuslichen Erbauung auf alle öffentlichen Andachtstage des ganzen Jahres nach den gewöhnlichen episto-

lischen Texten von C. E. Gebauer. 4to. 2 Rthlr. 22½ sgr.

Briefsteller für Frauen. Eine Sammlung von Musterbriefen von Amalia von Seldt. Mit einer Anleitung zum Briefschreiben. 1 Rthlr.

Pique-Dame. Berichte aus dem Irrenhause. Nach dem Schwedischen von L. M. Fouque. 8. 1 Rthlr.

Aus dem Verlage von J. H. Cawitzel habe ich erkauft und sind von mir zu beziehen:

Allotrien zur Unterhaltung in Feierstunden von Schmieder. 8. 1 Rthlr. 15 sgr.

Antikritik, aber nicht von dem getadelten Verfasser, die Streitschriften, über das lithurgische Recht betreffend. gr. 8. ⅓ Rthlr.

Der Bischof und der Ritter. Eine Sage von Frank. 22½ sgr.

Ehrenberg, Dr. Fried., zur Gedächtnißfeier der Entschlafenen. 8. 1 Rthlr. 10 sgr

Hubert, C. A., Grundsätze über die Bedeckung und Urbarmachung des Flugsandes, oder vielmehr der Sandschellen. Preisschr. gr. 8. 1 Rthlr. 7 sgr. 6 pf.

Marheinecke, Dr. Philipp, über die wahre Stelle des lithurgischen Rechts im evangelischen Kirchenregiment. gr. 8. 12 sgr. 6 pf.

Netto, Dr. Friedr., praktischer Wegweiser zur Selbsterlernung des regelmäßigen militairischen Aufnehmens und des Krokirens auf dem Felde selbst. Mit 5 Kupf. 8. 1 Rthlr. 7 sgr. 6 pf.

Schmalz, Grundsätze des deutschen Bundes. gr. 8. ⅝ Rthlr.

Schmalz, das deutsche Staats-Recht. gr. 8. 2 Rthlr. 10 sgr.

Digitized by Google

Im laufenden Jahre werden bei mir, wie ich vorläufig anzeige, erscheinen:

A. An Fortsetzungen.

Archiv für Pastoralwissenschaft. Herausgegeben von Böckel, Brescius, Muzel und Spieker. 2ten Bandes 2te Abtheilung und 3r Band.

Irenäon, eine der evangelischen Kirchenvereinigung gewidmete Zeitschrift. 2ten Bandes 3tes 4tes Heft und 3ten Bandes 1stes 2tes Heft.

Journal für die neuesten Land- und Seereisen. Band 52. 53. 54.

Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in den Königl. Preußischen Staaten. 4te und 5te Lieferung. gr. 4to.

B. An Neuigkeiten.

Adreßkalender von Berlin und Potsdam auf das Jahr 1826.

Bragi, Dr., ausführliches Handbuch der Augenheilkunde. Mit Kupfern. gr. 8.

Caroline von Fouque, die Frau von Welt oder Anweisung für junge Damen, mit Anstand in die Gesellschaft zu erscheinen.

Götter und Heroen der Griechen und Römer nach alten Denkmälern auf 50 Tafeln dargestellt, nebst einer Erklärung der letzteren. gr. 4to.

Dieses Werk wird zu allen Lehr- und Handbüchern der Mythologie benutzt werden können, und ich werde für dasselbe, bei einem sehr sorgfältigen Aeußeren, einen höchst billigen Preis stellen.

Gudme, Königl. Dänischer Landes-Inspector, Handbuch der Wasserbaukunst. 3 Bände. gr. 8. Mit vielen Kupfern.

Lindes chemisches Wörterbuch für Färber, Bleicher und Kattundrucker. gr. 8.

Otto, Dr., Lehrbuch der pathologischen Anatomie.

Richter, Dr., ausführliche Materia medica. Ein Handbuch für Aerzte. gr. 8. Band 1.

Roßberger, Dr. W. M., System des gemeinen Civilrechts im Grundrisse, zum Behuf von Pandekten-Vorlesungen. 8.

Amalia von Seldt, Erzählungen.

Amalia von Seldt, Moral für Frauen.

Symansky, Handbuch der Mythologie.

v. Rudloff, Handbuch des Preußischen Militair-Rechts. gr. 8. 2 Bände.

Spieker, Dr., Lehrbuch der christlichen Religion für Bürger- und Mittelschulen. 3 Bändchen.

1stes Bändchen. Biblische Geschichte. Beschreibung von Palästina. Biblische Alterthumskunde.

2tes Bändchen. Einleitung in die Bücher des alten und neuen Testaments. Geschichte der christlichen Religion und Kirche.

(Das 3te bereits im Verlage der Rauk'schen Buchhandlung erschienene Bändchen enthält die Religionslehre, die Lehre von den Sakramenten und die Lehre von den heiligen Gebräuchen der Kirche.)

Störig, Thierheilkunde. 3ter und letzter Band.

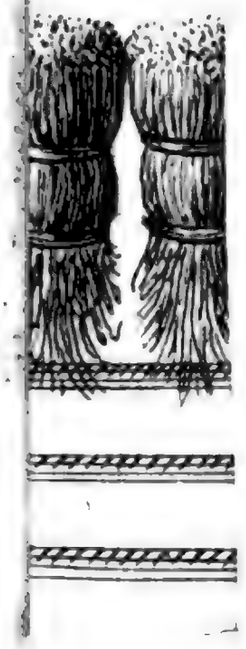
(Dieser Band wird die Thierheilkunde, im engeren Sinne: die Veterinair-Therapie, enthalten.)

Sundelin, Dr., Kranken-Diätetik.

v. Witzleben, die Douglas, romantisches Schauspiel in 5 Akten.

August Rücker.

Digitized by Google



XIII.

Beitrag zur Rechtsfindung in einigen besondern Fällen bei landwirthschaftlichen Auseinandersetzungen.

Vom

Oekonomie-Commissarius Klebe in Berlin.

Die Landwirthschaft, wie sie in den Königlichen Staaten betrieben wird, beruhet bekanntlich bis jetzt noch nicht allgemein auf der Cultur gehörig arrondirter, eigenthümlicher und überall freier, liegender Gründe, sondern diese letztern unterliegen noch mancher einseitiger und gegenseitiger Belastungen, und diese sind entweder in der Aufhebung begriffen, oder erwarten sie noch; zu letzterm Zweck ist durch Gesetze und Institutionen eine Thätigkeit erregt worden, die jenen obengedachten Zustand der unbeschränkten Disposition eines Jeden über seine Grundstücke herbeiführen soll, und da ein solcher, besonders unter den jetzigen äußern Verhältnissen der Cultivatoren, höchst

wünschenswerth ist, ja sogar ein allgemeines nationales Interesse hat, so darf man hoffen, daß auch selbst geringe Beiträge zur Beförderung dieses freien Zustandes nicht unwillkommen seyn werden, weshalb der gegenwärtige auch nicht blos den Sachverständigen, sondern überhaupt dem landwirthschaftlichen Publikum gewidmet wird, in der Hoffnung, daß die Aufmerksamkeit darauf einigen Nutzen gewähren könne.

Es ist allgemein bekannt, daß manche Arten der Auseinandersetzungen große Kämpfe unter den Interessenten veranlassen, und daß, wenn gleich die gegenseitigen Rechte entweder durch rechtsbeständige Willenserklärungen und rechtskräftige Urtheilssprüche, oder nach statutarischen und provincialischen Rechten, oder endlich nach den Vorschriften des allgemeinen Landrechts festgestellt sind, dennoch der nun folgende Auseinandersetzungsakt, oder die Ausführung der Sache, oft nicht mindere und neue Streitigkeiten erzeugt. Die Methode, die hierbei eingeschlagen wird, muß beurkunden, daß man in dem landwirthschaftlichen Gewerbsbetriebe, oder in dem eigentlichen technischen Theile desselben, genau eingeweiht ist, und die mancherlei verwickelten Verhältnisse genau klar zu machen weiß, die ein solches Gewerbe einmal mit sich führt; denn da alle Theile einer auf Ackerbau und Viehzucht beruhenden Landwirthschaft fast immer gegenseitig auf einander einwirken und einander bedingen, so gestalten sich unter gegebenen äußern Um-

Digitized by Google

ständen auch allemal neue Verhältnisse, folglich erzeugen z. B. die Servituten, die der eine Theil erleidet, nicht nur im Complexu der Wirthschaft des Belasteten, sondern auch in der des Berechtigten ganz besondere, auf den reinen Ertrag hinwirkende, Verhältnisse. Soll nun die Auseinandersetzung, wie natürlich ist und auch gesetzlich gefordert werden kann, von der Art seyn, daß beide Theile durch den Erfolg, also dadurch gewinnen, daß der Berechtigte von seinem bisherigen Rechte, im reinen Ertrage seines Gutes, nichts verliert, sondern das angemessene Aequivalent dafür erhält, und der Belastete nicht mehr als freie Disposition über seine Grundstücke erlangt, so ist der Ausführungsakt, nach obigen Beziehungen, allerdings der wichtigste Theil des Geschäfts und derjenige Sachverständige, der hier fungirt, muß die gegenseitigen, bisher bestandenen, so wie die in Folge der Auseinandersetzung neu entstehenden Verhältnisse genau entwickeln und gegeneinanderstellen, weil aus dieser Entwickelung und Darstellung sich entweder die gegenseitigen Rechte, und zwar in den zwiefachen neuen Formen der Entlastung auf der einen Seite, und der Entschädigung, folglich der Umfang des Rechts, auf der andern klar ergiebt, oder, bei mangelnder Ueberzeugung der Interessenten davon, daraus bewiesen werden muß. Einleuchtend ist hierbei von selbst, daß, so wie man in Processen verlangen kann, die Beugung des Rechts

unter die Formen des Gesetzes das Recht selbst nicht verkürzen, man bei dem hier in Bezug genommenen technischen Theile des Ausführungsaktes eben so fordern kann, daß die erfolgenden Ermittelungen neuer Verhältnisse und ihre arithmetische und geometrische Gleichung mit dem ältern, nun aufzuhebenden, ebenfalls keine Veranlassung zur Verkürzung oder Verdunkelung des Rechts, folglich zu kostspieligen Processen, gebe, welches nur dadurch mit vermieden werden kann, daß man (oft eine Menge) Sachen und Einrichtungen nicht nur an sich, sondern auch in der Verbindung kenne, in welcher sie angetroffen werden und ein Ganzes ausmachen, welches wieder ganz andere Verhältnisse und Wirkungen darbietet, als jedes für sich einzeln bestehende, und daß neue Zusammensetzungen solcher Einzelheiten wieder, wie hier, ein neues, wiewohl verändertes, aber im Werthe mit jenem gleiches, Ganzes bilden sollen und müssen.

Da hier nicht die Rede davon seyn kann, Gegenstände der gedachten Art bis auf den kleinsten Theil, gleich einer gewöhnlichen Zahlenrechnung, zu verrechnen, so versteht sich von selbst, daß hier nur das Verfahren bei Behandlung bedeutender Objekte und bei solchen Fällen gemeint ist, wo der Boden schon einen hohen Werth hat, und einzelne Nutzungen auf diesen Werth von bedeutendem Einflusse sind. Das Nachfolgende mag nunmehr möglichst dazu dienen, das Vorstehende einleuchtender zu machen.

Digitized by Google

Ein Rittergutsbesitzer, welcher bei seinem Gute 1700 Mrg. Acker besitzt, und zwar bester Mittelboden, märkischer Art, dabei 300 Mrg. Wiesen und 2000 Mrg. Wald, im Ganzen also eine Fläche von 4000 Mrg. hat, übt mit seinem sämmtlichen Vieh ein Weiderecht auf einer benachbarten Forst aus, welche eine Größe von 21,000 Morgen hat und mit verschiedenen Holzarten überall mittelmäßig bestanden ist. Das Recht ist ein einseitiges und schließt also den Waldeigenthümer selbst, so wie jeden Dritten, von der Mitbenutzung der Waldweide aus. Auf die Ablösungs-Provocation des Belasteten ist das Verfahren eingeleitet, und da das Recht an sich nicht streitig, sondern anerkannt ist, so kommt es nur darauf an:

a) den Umfang des Rechts festzustellen, und
b) hiernach die Abfindung des Berechtigten zu bestimmen.

Zu a. verlangt Berechtigter eine Abfindung an Weide: für 16 Pferde, 20 Ochsen, 22 Kühe und Bullen, 20 Stück Jungvieh, 30 Schweine verschiedener Größe, 2500 Stück Schaafe, mit dem Beifügen, daß die Weidezeit auf 6 Monate zu berechnen sey;

zu b. wird die Abfindung, bei der ganz nahen und bequemen Lage der Forst, in Abtretung eines Theils derselben verlangt, und zwar, indem obige Viehzahl nach nachstehenden Sätzen auf Kühe reducirt wird, nämlich:

1)	16 Pferde	=	24 Kühe,
2)	20 Ochsen	=	30 —
3)	22 Kühe	=	22 —
4)	20 Stück Jungvieh . .	=	10 —
5)	30 Schweine	=	15 —
6)	2500 Schaafe = 8 Stück = 1 Kuh	=	312½ —
		Summa	413½ Kühe

mit eben so viel vollen Kuhweiden.

Während beide Theile über ein Pausch-Abfindungs-Quantum in Unterhandlung treten, um einer weitläuftigern Verhandlung überhoben zu werden, ist der Geometer beauftragt, einen Ueberschlag zu machen, wie der reine Weidetraktus zu stehen kommen werde, wenn die erforderlichen Abzüge davon gemacht sind. (§. 134. der Gemeinheits-Theilungs-Ordnung vom 7. Juni 1821.) Das Ergebniß ist, daß von der Fläche der Forst zu 21,000 Mrg., für Landstraßen, Wege, Bäche, Seen, Theeröfen und Sandschellen oder unbrauchbares abzuziehen sind . . . 1200 —

und also mittelmäßig bestandener Forst- und Weidegrund verbleiben . . . 19,800 Mrg.

Da der intendirte Vergleich nicht zu Stande gekommen, so entgegnet der Belastete auf die Forderungen des Berechtigten zu a. und b. Folgendes:

1) er gesteht zwar die zu b., 1. 2. 3. und 5. aufgestellte Viehzahl, nicht aber den Reduktions-

Digitized by Google

satz derselben auf Kühe, zu, und läugnet die Richtigkeit der Viehzahl sub 4. und 6., so wie die Richtigkeit des Reduktionssatzes bei den Schaafen, mit dem Bemerken, daß der letztere viel zu hoch sei und auf dem Gute des Berechtigten nicht gehalten werden könnten, und da derselbe von der Forderung nicht abgehen wolle, so werde auf

2) Feststellung des Viehstandes nach dem Durchschnitt der letztvergangenen 10 Jahre (§. 32. und 33. l. c.) angetragen, eventualiter aber nach dem Durchwinterungssatze, wobei die ritterschaftlichen Taxprincipien der Kur- und Neumark vom 19ten Aug. 1777, welche Gesetzeskraft hätten, zum Grunde zu legen wären; diese Feststellung müsse auch dem Gesetze (§. 33.) gemäß, nicht bloß nach der Zahl des Viehes, sondern auch nach der Art derselben, und nach den Zeiträumen, mit und in welchen jährlich die Först gehütet worden, erfolgen, wo sich finden werde, daß der Berechtigte nur Schaafe, Schweine und Jungvieh, die andern Vieharten aber gar nicht, eingetrieben habe, weil dieses seiner Wirthschaftsverhältnisse wegen habe unterbleiben müssen. Usbrigens sey es höchst unwahrscheinlich, bei einem Bestand von 21 Kühen und einem Bullen durchschnittlich einen Jungviehbestand von jährlichen 20 Stück, aus

eigner Zuzucht, zu erhalten, und müsse die Hälfte vollkommen genügen.

3) Zu näherer Begründung des Einwandes ad 1. werde, nach der Landesart und Rasse des Viehes, als bekannt zugestanden werden müssen, daß die Reduktion des Viehstandes nur in folgender Art zulässig sey:

1 Pferd . . .	=	1	Kuh,
1 Ochse . . .	=	1	—
2 Stück Jungvieh	=	1	—
2 Schweine .	=	1	—
10 Schaafe . .	=	1	—

und mit Rücksicht auf solche Vieharten werde

4) bei der zu veranlassenden Abschätzung der Weide in der Forst, der Flächeninhalt einer vollen Kuhweide, nach Maaßgabe der in den erwähnten Taxprincipien befindlichen Tabelle sub signo ☿ festzusetzen, und daher die Boniteurs von der Commission anzuweisen seyn, nur, mit Berücksichtigung der hier bezeichneten Viehart, den Weidebedarf für eine Kuh festzustellen.

5) Der bereits auf 19,800 Mrg. ausgemittelte reine Weidebestand der Forst werde übrigens zugestanden, und die verschiedenen Holzarten in in der Forst, nach welchen auch die Weide verschieden sey, ergäben sich aus den Vermessungs- und Schlag-Eintheilungsregistern von der Forst, dessen Anwendung hierbei, so wie der dazu ge-

Digitized by Google

hörigen Charte, von beiden Theilen bereits genehmigt worden.

Da der Berechtigte auf diese Einwendungen nicht eingehet, so übergehen wir hier, der Kürze wegen, alle Weitläuftigkeiten der Instruktion der Sache, und geben vielmehr nur folgende beide ökonomische Gutachten zur Sache ab, und zwar zuerst das von Seiten des Belasteten, wobei der Eingang, ebenfalls der Kurze wegen, weggelassen ist.

„Der Provocant hat, wie schon nachgewiesen, die Gesetze auf seiner Seite, wenn er sich den Anforderungen des Gegners widersetzt, und es ist deshalb schon das Nöthige in Kurzem beigebracht worden (im vorstehenden 1—4.), und da Provocat selbst zugestanden, daß er neben seiner Zuchtschäferei jährlich noch eine Partie Hammel kaufe, um sie fett weiden zu lassen, so versteht es sich wohl von selbst, daß sein Schaafstand, statt auf 2500 Stück angenommen zu werden, auf mindestens 1700 Stück beschränkt werden muß. Die übergroße Zahl an jungem Rindvieh ist schon gerügt worden, und da diese Sache zu einleuchtend ist, so bedarf es deshalb keiner weitern Ausführung."

„Ueberhaupt aber kann Provocat sich sowohl bei Ausmittelung seines Viehstandes nach dem Durchschnitt der letzten 10 Jahre, als bei der Ausmittelung des Winterfutter-Gewinnes, nur in den Grenzen des landüblichen halten, wie solches §. 37.

der G. Th. O. bestimmt, und es müssen daher hierbei alle Spekulationen und Veranstaltungen ausgeschlossen bleiben, die eine künstliche Steigerung des Viehstandes, und eine künstliche Futtermethode desselben nach sich ziehen würden. In welchen Grenzen nun aber das landübliche läuft, das ist in den ritterschaftlichen Taxprincipien §. 22. von der Viehzucht ausgesprochen, und daselbst eigentlich nur eine Berechnung von dem Durchschnitte der letzten sechs Jahre, hinsichtlich des gehaltenen Viehstandes, nachgegeben, um so mehr kann aber Provocat mit dieser Bestimmung im gegenwärtigen Falle zufrieden seyn, als die G. Th. O. die Anwendung eines zehnjährigen Durchschnitts nachlässet, und überhaupt nur, nach einem vernünftigen Calcül — den auch jene Principien §. 22. voraussetzen — von einem solchen Viehstande die Rede seyn kann, der mit Nutzen zu halten ist, und wonach also ein Mehreres ausgeschlossen bleibt.

Was nun die Reduktionssätze der Viehstände auf eine Klasse, zum Zweck der Rechnungs-Einheit, anbetrifft, so ist im Ganzen schon das Nöthige deshalb beigebracht (vorstehend sub 3.) und diese Sätze werden nicht nur, wenn auch nicht wörtlich, doch im Allgemeinen, in jenen Principien angedeutet, überdies aber schon durch von Benckendorf in dessen Oeconomia forensis (im Auszuge derselben Band 1. 3tes Hauptstück pag. 406. §. 146.) bestätiget,

und ergeben daher das richtige Ausgleichungs-Verhältniß von einem, mit Nutzen zu haltenden, Viehstande, ein Princip, von welchem man sich niemals entfernen darf, ohne Fehlgriffe zu thun, die einen Theil zu Gunsten des andern verkürzen. Hieraus folgt nun auch von selbst, daß die Weidefläche der Zahl und Qualität solchen Viehstandes angemessen seyn müsse, und da diese Angemessenheit in der schon angeführten Tabelle (sub 4. vorstehend) ausgesprochen ist, so kann auch der Weidebedarf nur nach den darin enthaltenen Vorschriften festgesetzt werden."

„Da nun überdies bei Ausmittelung des 10jährigen Durchschnitts-Viehstandes die Zahl des Viehes nicht erreicht ist, die Provocat angegeben, und für welche er Abfindung verlangt, so ist es ohne weiteres Bedenken einleuchtend, daß er seine Forderung, besonders in Ansehung des Schaafstandes, viel zu hoch gespannt hat, und daß, wenn die, provocantischer Seits, über die anzunehmende Viehzahl, gemachten Präpositionen von provocatischer Seite nicht angenommen werden, nichts weiter übrig bleibt, als das Princip der Durchwinterung in Anwendung zu bringen, wonach sich der „möglichst zu haltende Viehstand, nach dem Strohertrage von den, nach landüblicher Wirthschaftsart, oder nach derjenigen, welche in der Gegend, und an dem Wohnorte des Berechtigten seit rechtsverjährter Zeit hergebracht ist, bestellten Aeckern, und auch den Heu-

gewinn von natürlichen Wiesen, imgleichen noch den Scheunenabgang an Kaff u. s. w." ergeben wird (§. 37. der G. Th. O.), wobei denn jede künstliche Futterungsart und Ueberspannung der natürlichen Kräfte des berechtigten Gutes (§. 38. l. c.), wie sich von selbst versteht, ausgeschlossen bleibt."

Auf dies dem Gegner (Provocaten) communicirte Gutachten erläßt derselbe das Nachfolgende:

„Ich bin zwar über die Argumentationen des Provocanten verwundert, hoffe aber mit Hülfe eben dieser Argumente und ihrer Quelle dieselbe gründlich zu widerlegen.

Die Streitfragen drehen sich um die Art und Weise, wie der Umfang meines Rechtes, d. h. wie die ökonomische Ausmittelung der weidefähigen Viehzahl, die Qualität des Viehes, und endlich die erforderliche Weidefläche für jedes Stück großes Vieh, in vollen Kuhweiden, ausgemittelt werden soll, und Provocant will, zu dem Zweck,

1) die, angeblich, für diesen Fall Gesetzeskraft habenden, ritterschaftlichen Taxprincipien vom 19ten Aug. 1777 zur Anwendung gebracht wissen und
2) überhaupt bei diesem Geschäfte, und bei der vorliegenden Feststellung des Viehstandes insbesondere, nur landübliche Wirthschaftsart, und im Gefolge derselben, — angeblich nach einem vernünftigen Calcül — nur einen

solchen, oder so hohen Viehstand gestatten, der mit Nutzen zu halten ist, und wonach ein Mehreres ausgeschlossen bleibe. Er will endlich

3) die Reduktion der Viehzahl, zur Rechnungseinheit, nach eben jenen Principien feststellen, und adcitirt zu diesem Zweck auch den seeligen v. Benckendorf in der Oeconomia forensis.

Aus folgenden Gründen ist es unmöglich, daß diese Forderungen befriedigt werden können, denn

zu 1) erklärt die Königl. Confirmations-Urkunde zu dem Chur- und Neumärkschen ritterschaftl. Creditreglement das letztere als ein unverbrüchliches Gesetz, nämlich für den vorliegenden Fall der Credit-Institution, schließt aber darin nicht einmal die damit verbundenen, erst unterm 19ten Aug. 1777 von der Ritterschaft allein und einseitig verfaßten Taxprincipien ein, und spricht nur von der Anwendung richtiger Taxprincipien. Ueberhaupt setzt es also diese und ihre Richtigkeit blos voraus, und es existirt, so viel dem Provocaten bekannt, kein Gesetz, welches diese Taxprincipien zu einem Provinzial-Landesgesetz erhöbe, denn, selbst die Gerichtsord. Th. II. Tit. 9. §. 12. bestimmt das Verfahren bei Taxation von Landgütern nicht nach diesen Principien, sondern überläßt dem Taxator die Feststellung des wahren Werths, dieser steht aber mittelst Anwendung jener Grundsätze, aus nachher zu gedenkenden Ursachen, gar nicht zu erreichen, das Hinweisen auf dieselben

und das „sein Bewenden haben" bei ihrer Anwendung, nach §. 12. l. c. ist eben so wenig ein Gesetz zu nennen, als die hin und wieder statt gefundene Anwendung derselben, und das in diesem §. enthaltene Bekenntniß, daß wegen der Abschätzungs-Grundsätze keine Vorschriften gegeben werden könnten, bestätiget, daß man keine hatte, weshalb denn auch erst dergleichen entworfen werden sollten. Daß diese ritterschaftl. Taxprincien nie auf die Ausmittelung des wahren Werths hinwirken können, wird schon daraus ersichtlich, daß sie nur gestatten, von der ganzen culturfähigen Feldmark eines Gutes, nur $\frac{2}{3}$ abzuschätzen, das heißt die Erträge des Winter- und des Sommerfeldes, wogegen der Ertrag des 3ten, oder Brachfeldes, gar nicht zum Anschlag kommt, folglich sind die Brachfrüchte, Erbsen, Wicken, Linsen, Bohnen, Kartoffeln, Taback u. s. w. wunderbarerweise keine Gegenstände des Ertrags und der Taxe. Aber auch die ganze neuere agrarische Gesetzgebung von 1811, $18\frac{16}{17}$, 1821, hat nirgends auf diese Principien hingewiesen, noch weniger ihre Anwendung verordnet, am wenigsten ihre Gesetzmäßigkeit anerkannt, und daher geschiehet ihnen mehr als verdiente Ehre, wenn die Pfandbriefs-Inhaber noch jetzt an ihre Anwendbarkeit glauben.

Aus vorstehenden Gründen ist es also mit der behaupteten Gesetzmäßigkeit der Taxprincipien der Chur- und Neumark nichts, und ihre Anwendbarkeit

Digitized by Google

im vorliegenden Falle ist gänzlich unzulässig, in Folge dessen würde auch die zweite und dritte Forderung des Provocanten eigentlich von selbst fallen. Allein selbst mit Berücksichtigung des Inhalts derselben kann dargethan werden, daß bei gegenwärtigem Abfindungsgeschäfte nur der wahre Werth der Sachen in Anspruch genommen werden kann und muß und daß dies durch die Gesetze selbst begründet wird. Um einen solchen Beweis zu führen, darf man nur die Bestimmungen jener Taxprincipien näher beleuchten und sie in Vergleich mit der Möglichkeit stellen, wobei sich augenscheinlich sogleich ergiebt, daß ihnen nur ungewisse und schwankende Bestimmungen, besonders in Hinsicht auf die Ernährung des Viehes, zum Grunde liegen, die dadurch nichts gewinnen, daß sie oft zur Anwendung gebracht worden sind. Das Vieh wird hier in der guten Jahreszeit nur auf wilde Acker- und Waldweide angewiesen und im Winter auf Stroh und Heu, und zwar das erstere oft allein, wo keine Wiesen sind, die das letztere liefern; solchem nach giebt man zum Winterfutter:

	Mandel Stroh.	macht Ctr.	Heu Ctr.	Summa Ctr.
einem großen Ochsen	30	82	15	97
— mittlern —	25	68	12	80
— kleinern —	20	55	10	65
eine große Kuh	18	50	12	62
— mittlere —	15	41	10	51

	Mandel Stroh.	macht Ctr.	Heu Ctr.	Summa Ctr.
eine kleine Kuh	8	22	5	27
oder auch nur	6	16	3	19

wie solches nach der Tabelle sub *) zu ersehen ist.

Wird nun nach dem provocantischen Reduktionssatze 1 Pferd, 1 Ochse und 1 Kuh nach Landesart und Rasse in der Quantität und bezüglich auf den Futterbedarf gleich gerechnet, so muß angenommen werden, daß darunter jene Mittelgattung von Kühen gemeint ist, die oben mit überhaupt 51 Ctr. Winterfutter erhalten werden, und diese Fütterung möchte doch noch nicht für die schlechteste zu erachten seyn, wenn solche gegen die Schaaffütterung gehalten wird; hier werden auf 100 Schaafe 109 Ctr. Stroh und 45 Ctr. Heu gerechnet, und da man annehmen muß, daß sie davon 6 Monate im Stalle leben sollen, so fällt für diese Zeit auf das Stück etwa 170 Pfund Futter, welches auf den Tag noch nicht ein Pfund beträgt *). Diese Fütterung kann weder gesundes und kräftiges Vieh, noch hinreichenden Dünger davon erzeugen, und 10 solcher elender Schaafe dürften

*) In obiger Berechnung ist vorausgesetzt, daß eine Mandel wirklich 300 Pfund wiege, welches aber nach damaliger Art gewiß nicht der Fall war, reducirt man Mandel Stroh gegen Ctr. Heu, so kommt die Rechnung noch viel schlechter zu stehen, wie weiterhin gezeigt wird.

ten noch nicht einmal einer solchen Mittelkuh gleichzurechnen seyn. Ist bei einer Wirthschaft kein Heuschlag vorhanden, so muß nach diesen Grundsätzen angenommen werden, daß dies durch Stroh hinreichend ersetzt werden kann. Unter solchen Umständen wird man denn auch eine beträchtliche Stückzahl an Vieh erhalten können, wenn der Acker irgend nur mittlere Stroherträge giebt, und da diese letztern auch principienmäßig bestimmt sind, so findet man, daß sie mit dem hier normirten Viehstande ziemlich correspondiren.

Zu 2. Wenn nach einem vernünftigen Calcül und nach landüblicher Wirthschaftsart ein mit Nutzen zu haltender Viehstand gehalten, und bei dieser Gelegenheit zur Berechnung gebracht werden soll, so ergiebt schon die Darstellung zu 1., daß die ꝛc. Taxprincipien vielleicht wohl Anlaß geben können, etwas, in frühern Zeiten landübliches, nachzuweisen, nicht aber vernünftig, d. h. nach den Regeln einer guten Wirthschaft, zu calculiren, um zu dem Resultate zu gelangen, daß man nur so viel Vieh halte, als mit Nutzen zu halten ist. Zur Frage kommt, was ist denn eigentlich landüblich? ohne Zweifel muß die Antwort seyn: was durch das ganze Land üblich und daher als nützlich anerkannt ist, dann wäre, nach der provocantischen Behauptung, anzunehmen, daß von der französischen bis zur rus-

fischen Grenze überall eine solche principienmäßige Wirthschaft wäre, wie hier geltend zu machen versucht worden, und in welcher es Rindvieh giebt, welches über Winter mit einer so elenden Stroh- und Heufütterung, wie sie bereits nachgewiesen ist, die von 97 bis zu 19 Ctr., nach der Größe des Viehes, heruntergehet, vorlieb nehmen muß, und wirklich muß es das, weil der ganze Zuschnitt der Wirthschaft danach ist. Die Vertheidiger solcher Principien vergessen, daß die ganze, hiernach vor 50 bis 60 Jahren landübliche, Wirthschaftsmethode auf die natürlichen Kräfte des Bodens basirt war, ohne daß dabei auf ein Kunstverfahren, auf ein Unterstützen der Naturkräfte, auf eine zweckmäßigere Benutzung derselben zu rechnen war; nach tausendjährigem Bestande wollte diese Methode auch da nicht weichen, als das Licht der Wissenschaft die Kenntnisse von den Naturkräften erweitert hatte.

Von Benekendorf, welcher schon in neuern Zeiten schrieb, und auf den sich Provocant beruft, geht schon rationell zu Werke, und hält eine Verbesserung der Wirthschaften aus sich selbst für möglich, aber er kann sich noch nicht davon losmachen, daß die vorhandenen natürlichen Culturmittel, Wiesen und Weiden, die Basis aller guten Wirthschaft abgiebt; er sagt mit den Altvordern: ein gutes Landgut müsse den Buchstaben W. auf viererlei Art zeigen, nämlich im Boden (zu Weitzen brauchbar), in

Wiesen und Weide, in Wald und in Wasser (zu Fischerei).

S. Oec. forens. im Auszug Th. I. pag. 373. §. 8. und vergl. daselbst §. 11.

Er deutet indessen doch schon auf Verhältnisse hin, in denen ein Theil der Wirthschafts-Objekte zum andern stehen müsse, geht aber bei der Cultur von der Handhabung des gewöhnlichen Dreifeldersystems aus, weil ein anderes noch nicht allgemein eingeführt und bekannt war, und er weiß, wie selbst bei diesem, Vortheile und kunstmäßige Erfahrungen geltend gemacht werden können. l. c. §. 142. Da es aber Wirthschaften die Menge giebt, bei welchen sich jene vier W. nicht vorfinden, und mehrere ermangeln, ja oft auch eigentlich nicht eines vorhanden ist, so mußte ein W(eh) eintreten, was den Inhaber für immer zu Grunde richtete, wenn er blos auf die Hülfe von natürlichen Culturmitteln und landübliche Wirthschaftsart rechnete, und der Amtsrath Karbe hat gegen den von Blankensee in neuern Zeiten nachgewiesen, was es für eine Bewandniß mit der veralteten Culturmethode hat *), und wie das landübliche, ländlich-sittliche seinen Grund, in der Regel, nur in der Indolenz, dem Schlendrian, Phlegma,

*) Karbe über die Einführung der engl. Wechselwirthschaft in der Mark Brandenburg u. s. w. Prenzlau, 1802 bei Ragoczy.

vorgeschützten Unmöglichkeiten, ohne vorgängige Untersuchung der Möglichkeit, hat. Da nun die Taxationsprincipien des Provocanten einen solchen Culturzustand voraussetzen und fordern, so weiß man, was von ihrer Anwendbarkeit zu halten ist. Das geforderte, landübliche kann also unmöglich als eine Richtschnur für den vorliegenden Fall gelten, ja der Provocant selbst würde es in seiner eigenen Wirthschaft schwerlich annehmen und gelten lassen.

Sollte nun, nach dem provocantischen Verlangen, die Sache in den Grenzen behandelt werden, in welchen, nach dem gebrauchten Ausdruck, das landübliche läuft, und welches im §. 22. der Taxationsprincipien ausgesprochen sey, so müssen auch die übrigen Andeutungen derselben (denn Grundsätze kann man sie nicht nennen) folgerecht zur Anwendung kommen. Hiernach würde nun ein Viehstand, der, oben, mit seiner kargen Winterfutterung angedeuteten, Art die in der Tabelle ☿ bezeichnete Weide angewiesen erhalten müssen, und in der That geht das gewöhnliche Verfahren in diesem Wege; in diesem Falle würden an Waldweide folgende Flächen fallen:

	unter Eichen	unter Birken	unter Kiehnen
auf 10 Morgen	2 Stück Rindvieh oder 20 Schaafe	2 Stück Rindvieh oder 20 Schaafe	1 Stück Rindvieh oder 10 Schaafe
also pro Stück großes Vieh	5 Mrg.	5 Mrg.	10 Mrg.

Durchschnitt $6\frac{2}{3}$ Morgen.

Digitized by Google

Allein es wird bei der Anwendung dieser Sätze gewöhnlich ganz ignorirt, daß die diesem §. 22. angehängten Weide-Berechnungstabellen nur Projekte sind, um den Commissarien einen Anhalt zu geben, nicht aber positive Vorschriften; dies ergiebt sich aus dem §. selbst und aus dem offenen Bekenntniß: daß (damals) noch nicht unstreitig ausgemacht war, wieviel Weide, Heu und Stroh für jedes Stück Vieh erforderlich, und wie hoch die möglichen Stroherträge vom Getreide zu berechnen u. s. w. und da man dies damals nicht wußte, so kann damalige Unwissenheit jetziger Zeit unmöglich die Grundlage zu einer Norm werden. Jene Tabelle spricht nur von den verschiedenen Gattungen der Nebenhütungen, diese setzen aber voraus, daß es auch Haupthütungen gebe; da nun Provocat gar keine eigne Hütungsreviere oder wilde Weide bei seinem Gute besitzt, so folgt schon von selbst, daß ihm erst eine Haupthütung nachzuweisen seyn würde.

Sollte nun das Angeführte noch nicht genügen, um darzuthun, daß die Anwendung der Taxations-Principien hier ganz unzulässig, indem nicht nur überhaupt kein gesetzlicher Grund dazu vorhanden ist, sondern, weil sie auch ein unvollendeter, uud für jetzige Zeiten unpassender Entwurf sind, dem man wohl noch eine bessere Ausbildung zugedacht hatte, die aber unterblieb, da der Geldwerth der Dinge seit ihrer Entwerfung zusehends stieg und ihre Anwen-

dung bei nur $\frac{2}{3}$theiliger Schätzung eines Grundstücks, unter diesen Umständen, dennoch ohne Gefahr blieb, so wird doch das Nachfolgende hierüber hoffentlich den weitern Aufschluß und Beweis beibringen.

Die G. Th. Ord. bestimmt sowohl die Festsetzung des Umfangs des Rechts, als die Art, danach die Abfindung auszumitteln und festzusetzen, denn §. 91. verordnet:

bei dem Anschlage von Berechtigungen muß auf den Umfang des Rechts an sich und auf die landübliche, örtlich anwendbare Art, dasselbe zu benutzen, Rücksicht genommen werden;

und da der Provocant an der Hütung im Forste selbst nicht Theil nimmt, so muß er dem Provocaten den ganzen Werth der Hütung an den erstern vergüten §. 46., wodurch sich der Umfang schon zum Theil ergiebt. Es kommt nur noch darauf an, nachzuweisen, von welcher Qualität die, vom Gegner der Zahl nach, zum Theil bereits anerkannten, Viehgattungen seyn dürfen, um nach dessen Meinung das Landübliche zu rechtfertigen, und darauf, ob der Schaafstand zu 1700 oder zu 2500 Stück, — und von welcher Qualität — zu berechnen.

Es muß jedem Unbefangenen einleuchten, daß der Umfang eines gewissen Rechts auch dessen Größe andeutet, oder auch die Größe der Wirkung, die seine Ausübung auf ein gewisses Geschäft oder Sache hervorbringt. Eben so klar ist es, daß die Art und

Weise, diesen Umfang eines gewissen Rechts auszumitteln, nicht eine solche seyn darf, die Veranlassung gebe, daß das Recht in seinem Umfange verkleinert, in seinem Werthe herabgesetzt und verdunkelt werde, welches z. B. geschehen müßte, wenn den Forderungen des Provocanten, die Taxations-Principien nach §. 22. d., anzuwenden, Genüge geschehe (Siehe die Einleitung zu diesem Aufsatze). Die Gesetze selbst beugen aber auch solchen Mißgriffen vor, und jenem im §. 91. ausgedrückten allgemeinen Grundsatze gesellen sich, in dieser Beziehung, noch einige andere zu, nämlich:

§. 87. l. c. bei Bestimmung des Werths des Grund und Bodens werden die Gegenstände der Regel nach in dem Zustande angenommen, in welchem sie sich zur Zeit der Auseinandersetzung befinden. Nur in Rücksicht des Forstgrundes findet nach §. 132. eine Ausnahme statt.

§. 88. Die Abschätzung geschieht nach dem Nutzen und Ertrage, welchen die Sache einem jeden Besitzer gewähren kann (gemeiner Werth. Allg. Landr. Th. 1. Tit. 2. §. 112. *).

Vor allen Dingen dürfte zuerst zu bestimmen seyn: was eigentlich im Gesetze unter dem Landüblichen gemeint sey; was darunter nicht verstanden werden

*) Vergl. Grundsätze der Gemeinheitstheilung ꝛc. von Klebe. Berlin bei Maurer 1821. 1ste Abth. pag. 5.

könne, ist vorhin schon ausgeführt. Das Landübliche unterscheidet sich offenbar nicht nach den Gebräuchen eines ganzen Landes (Staates), sondern nur nach Distrikten, in einem gegebenen Lande, hierbei kommt es sogar auf den Ausdruck „Land" an; im Lande Sternberg (der Sternbergsche Kreis der Neumark) pflügt man landüblich fünffurchige Beete zur Winterung und schneidet das Getreide mit der Sichel, im Lande Fehrbellin oder Bellin macht man überall breite, hohe Beete, und mähet das Getreide, in einigen Gegenden kommt der frische Dünger zur Gerste, (Grafschaft Ruppin und verschiedene Theile Vorpommerns und der Mark) in andern zu den Wurzelgewächsen und Erbsen. Gemengekorn zu Brodtgetreide säet man nur in Gebirgsgegenden und theilweise auf den hohen Fläming (Provinz Sachsen), und der Hirsebau zum Verkauf (nicht blos zur eigenen Consumtion) ist landüblich in Schlesien und der Neumark (distriktweise) u. s. w. Solcher Landüblichkeiten lassen sich noch viel aus einem ganzen Lande anführen, und allerdings haben sie Einfluß auf den Wirthschaftsbetrieb und die Viehhaltung, auf den Weidegang, Strohgewinn, Fütterung und Düngung, auf die Fruchtfolge und desfalsige Feldeintheilung, am Ende aber bestimmt sich, unter andern, auch von daher, in jedem concreten Falle der reine Ertrag des Grund und Bodens, und es relevirt nichts, wenn es sich hier um die Viehhaltung insbesondere

handelt, da diese mit der ganzen Wirthschaft dergestalt zusammenhängt, daß ihre Ausbeute den Ertrag des Bodens, der zu ihrer Ernährung und Ertragsfähigkeit dient, zum großen Theil mit bestimmt. Hierbei kann diejenige gewöhnliche Ignoranz nicht Platz greifen, die vom Acker nur einen bloßen Getreidegewinn, von Wiesen und Weide nur einen bloßen animalischen Gewinn annimmt, vielmehr muß dem Boden jeder Art das angerechnet werden, was er bringt, und hierbei ist das Vieh bloß das Mittel, das Produkt des Bodens zu Gelde zu machen, es verhält sich dabei gewissermaßen instrumentell, und ist dabei selbst an sich ein aus dem Boden hervorgegangenes lebendiges Kapital *).

In Beziehung auf den Provocaten ergiebt sich nun, daß er auf seiner Besitzung, hinsichtlich ihrer Cultur, eben so landüblich verfährt, als die Mehrzahl seiner Standesgenossen und als der Provocant selbst. Er bewirthschaftet sein Gut nicht nach der Dreifelderregel, nicht nach Prämissen, die aus den ritterschaftlichen Taxprincipien hervorgehen, sondern in 7 Schlägen, wie Provocant selbst. Er baut daher jährlich $\frac{4}{7}$ seiner Feldmark mit Halm- und Schotenfrüchten, $\frac{1}{14}$ mit Wurzelgewächsen, besaamet $\frac{2}{7}$ mit Futterkräutern und läßt endlich $\frac{1}{14}$ zur Brachbearbeitung unbestellt liegen. Diese oder ähnliche

*) Vergl. Grundsätze der G. Th. 1ste Abth. §. 7.

Wirthschaftsarten sind für große Güter die landüblichen der Provinz.

Fruchtfolge und Erträge an Getreide und Futter stellen sich in nebenstehender Tabelle A. dar.

Da man in diesen Erträgen weder etwas unmäßiges, noch etwas unausführbares in der Culturform finden kann und wird, so wird man dergleichen eben so wenig in der Art finden, wie der Viehstand unterhalten wird, diese ergiebt sich aus nebenstehender Tabelle B.

Da nun nothwendig gezeigt werden muß, wie die Berechnung zu stehen kommt, wenn sie nach den Taxationsprincipien angelegt wird, so ergiebt das nebenstehende Tabelle C.

Auf derselben Fläche von 2000 Morgen werden nun, wenn alles Vieh auf großes Vieh reducirt wird, und zwar nach den von jeder Seite beliebten Sätzen ad B 420 Stück,

ad C 612 —

ernährt und erhalten, und es ist keine Frage, auf welcher Seite der vernünftige Calcül ist, der die Möglichkeit und den wirklichen Nutzen nachweiset; im ersten Falle kommt 1 Stück Vieh auf 5 Mrg., im zweiten ein solches auf etwas über 3 Mrg.; im ersten Falle ist es kräftiges, starkes und wohlgenährtes Vieh, im zweiten nothwendig überall das Gegentheil. Es braucht für diesen letzten Fall nur bemerkt zu werden, daß die Futtergabe nur nach Man-

Digitized by Google

Zu Seite 380 gehörig.

	Morg.	□R.	Stroh-Ertrag vom Scheffel Saat. Pfunde.	Ganzer Stroh-Ertrag. Ctr.	Heu pro Morgen. Ctr.	Ganzer Heu-Ertrag. Ctr.
1.	121	—	—	—	—	—
	121	$154\frac{2}{7}$	—	—	—	—
2.	242	$154\frac{2}{7}$				
			—	—	—	—
3.	242	$154\frac{2}{7}$	100	2207	—	—
4.	242	$154\frac{2}{7}$	—	—	15	3642
5.	242	$154\frac{2}{7}$	190	2098	—	—
6.	120	—	300	1636	—	—
	122	$154\frac{2}{7}$	—	—	10	1228
7.	242	$154\frac{2}{7}$	190	2098	—	—
	300	—	—	—	15	4500
—	2000	—	—	8039	—	9370

1) von den
gehen
zur Co

1 zu Heu = Ctr. 4384

2) 2207 C 1434

3) 4196 839

4) 1636 1308

Summa 17,335 Ctr.

Digitized by Google

Transport 3159 Ctr.

. . . . . 300 .

ggenstroh = 30 Ctr. Heu
i in natura 45 .

75 Ctr. × 50 3750 .

Summa 7209 Ctr.

Futtergewinn ist . . . . 8564 .

alls noch zur Reserve . . 1355 Ctr.

Digitized by Google

delzahl (15 Bunde = 1 Mandel) etwas ganz willkührliches ist, das sich eben so in der Berechnung wiedergiebt, und dies originirt sich dann daraus, daß man über den Strohertrag im Jahre 1777 noch sehr im Unklaren war, denn die hier verrechneten Stroherträge sind hier nur beim Roggen zutreffend, bei der Gerste und dem Hafer aber viel zu hoch, und da nur sehr kleine Futtergaben angenommen werden, so muß eine große Menge, und folglich, danach beurtheilt, sehr elendes Vieh herauskommen.

Hieraus wird es klar, daß die Forderung des Provocanten, die Winterfütterung nach den Vorschriften der G. Th. O. §. 37. zu berechnen, daraus hinausläuft, die vom Provocaten in der Wirklichkeit ausgeübte, und in der Rechnung daher geltend gemachte, Fütterungsmethode auszuschließen, und die principienmäßige (?) anzuwenden, weil obiges Gesetz nur vorschreibe, den Stroherträg, Scheunenabgang und das Wiesenheu bei der Veranschlagung zu berücksichtigen. Da aber hier Kartoffeln, Klee und Wickenheu mit zum Auschlage gekommen, so laufe dies gegen die Vorschrift, das ist nach dem Buchstaben des Gesetzes ganz wahr, allein es würde mit den übrigen Vorschriften der Gesetze in grellen Widerspruch treten, wenn diese wörtliche Auslegung durchgängig Anwendung finden sollte. Zuvörderst scheint sich die Bestimmung im §. 37. nur auf das vorher §. 32. bis 36. erwähnte Verhältniß mehrerer ge-

Digitized by Google

meinschaftlicher Hütungsberechtigten zu beziehen, ein Verhältniß, welches beim Bauernstande so häufig hervortritt, nicht aber auf das einseitiger Servituts-berechtigter, denn wie wäre sonst damit die Bestimmung des §. 87. zu vereinigen, nach welchem bei Bestimmung des Werths von Grund und Boden die Gegenstände der Regel nach in dem Zustande angenommen werden sollen, in welchem sie sich zur Zeit der Auseinandersetzung befinden. Wenn sich diese Gesetzesstelle auch auf die Werthschätzung des Bodens zunächst und direkt beziehet, so folgt doch auch schon aus dem Ausdrucke „die Gegenstände," daß hier jedes Objekt der Schätzung, was bei der Sache vorkommt, gemeint ist, und daß folglich auch indirekte Schätzung den Werth mit bestimmen hilft, denn woraus originirt sich denn der Werth, als aus allen Theilen der Nutzung, folglich der Ackerwerth aus dem Getreide- und Viehertrage, der Wiesenwerth aus dem Heu- und Düngerertrage, welches letztere beides erst durch das Medium des Viehes hervorgehet und wieder auf den Ertrag der Felder zurückwirkt, der Weidewerth nicht minder. Will man nur allein und direkt vom gewonnenen Stroh, Kaff und Wiesenheu den Viehstand berechnen, so muß, selbst wenn die Futtersätze der Taxprincipien nicht angewendet werden, ein betrügliches Resultat herauskommen, denn der Futterwerth des Strohes ist an sich gering, er wird erst gesteigert durch den Zusatz anderer Futtermittel, denn

man kann z. B. viel saftige Wurzelgewächse oder auch Getreide füttern, wenn man nur immer eine angemessene Quantität Stroh dabei giebt, man kann aber mit bloßem Strohe dem Viehe nur höchstens das Leben erhalten; welch Resultat folgt nun für die unzählig vielen Ackerwirthschaften, welche gar keine Wiesen haben und denen auch der Ankauf von Heu, wegen zu großer Entfernung, zu theuer wird? und in diesem Falle befinden sich oft halbe Provinzen *). Man würde, wenn das Gesetz buchstäblich genommen werden soll, nur durch eine (stillschweigende) Voraussetzung den Werth seines Eigenthums retten können, man müßte nämlich im Sinne des Gesetzes §. 37. ein Minimum oder ein Maximum von Stroh und Kaff annehmen und dabei eine Reservation ma-

---

*) Es dürfte vielleicht hier am rechten Orte bemerkt werden, daß z. B. im Regierungsbezirke Magdeburg und Potsdam sich das Verhältniß von Wiesen, Weiden und Aeckern zu einander in folgender Art stellt:

Magdeburg, Wiesen und Weide circa 28½ p. C. zur ackerbaren Fläche;

Potsdam, Wiesen und Weide circa 22 p. C. zur ackerbaren Fläche;

dabei sind Wiesen und Weiden im Potsdammer Bezirk um circa 50 p. C. in der Qualität schlechter, als im Magdeburgischen. Dies dürfte vielleicht für diejenigen interessant seyn, die sich für die Oekonomie in der That interessiren und ökonomische Statistik zu würdigen wissen.

Digitized by Google

chen, nämlich dahin, daß diese Quantität nur die Basis der Fütterung abgebe, in diesem Falle nähert man sich sogar den Veteranen in der Veranschlagungskunst, man kommt nämlich auf das Resultat, daß z. B. 100 Schaafe mit 40 Mandel Stroh ernährt werden können, wiegen diese 40 Mandel wirklich 109 Ctr., (nach der Voraussetzung) so kommen wir hierdurch, en parallele, doch auf eine gewisse Größe, wenn wir auf das Resultat der vorstehenden Berechnung NB. recurriren, in dieser sind 2500 Schaafen 5645 Ctr. Stroh berechnet, wonach auf 100 Stück 225 Ctr. fallen, dieser Satz übersteigt freilich jenen um $1\frac{1}{4}$ mal, aber man weiß doch am Ende, was man will, und es bleibt bloß der Wunsch übrig, daß alle Berechnungen in dieser Zugrundelegung eines Maximum von Stroh angefertiget werden mögten, das heißt, das alle Sachverständige und Richter zu der Einsicht gelangen mögten, daß man mit 40 Mandel Stroh, (die gewiß in der vorausgesetzten Art keine 109 Ctr. wiegen) und mit dazu gegebenen 40 Ctr. Heu nicht 100 Schaafe 6 Monate laug mit Vortheil ernähren kann, womit denn jene Reservation sich in ein „sich von selbst verstehen" verwandeln würde, und in diesem Falle wäre denn allen ferneren Bedenken, die über hergebrachte, landübliche, oder seit rechtsverjährten Zeit betriebene Wirthschaftsart eintreten könnten, zweckmäßig begegnet.

Gehen wir aber noch genauer auf das Resultat zurück, welches beide Arten der Berechnung liefern, so wird sich der Unterschied documentiren lassen, der aus beiden für den Werth des Bodens folgt. Im erstern Falle, bei der provocatischen Wirthschaft, geben die 2000 Mrg. seines Gutes eine Futtermasse in natura an Kartoffeln . . . . . 8768 Ctr.,

Stroh	. . . . .	8039 —
Heu	. . . . .	9370 —
im Ganzen	. . . . .	26,177 Ctr.

und pro Morgen fallen im Durchschnitt 13 Ctr. Der Heugewinn wird nicht einmal alle verbraucht, und der Cultivator kann nach Gutbefinden allenfalls die Wicken zum Abweiden bestimmen, wenn er mit Winterfutter in einigen Vorrath steht; er hat dabei Abtriften auf Kleeweide, in der Stoppel, auf der Brache und allenfalls auch auf den Wiesen, für die Mutterschaafe, die Jährlinge und Kühe.

Im zweiten Falle geben die 2000 Morgen, wenn man das Gewicht der hohen Mandelzahl, à 300 Pfund, beibehält,

Strohgewinn	. . . . .	15,845 Ctr.
und Wiesenheu	. . . . .	4500 —
überhaupt	. . . . .	20,345 Ctr.,

wonach auf den Morgen nur 10 Ctr. fallen.

Digitized by Google

Das Stroh muß zum Heu in einem Verhältniß von $3\frac{1}{2}$ Theilen zu einem Theile gefüttert werden und ist also immer nur trockenes Strohfutter. Die Brachweide ist unerheblich, und da der Acker weniger in Kraft bleiben kann, so ist auch die Stoppelweide unergiebiger, sonstige Abtriften auf dem Acker fallen weg. Allein dieses Resultat kann sich nicht einmal ergeben, da gewiß anzunehmen ist, daß die nach Mandelzahl angegebenen Stroherträge nur die Hälfte des angegebenen Gewichts enthalten. Nimmt man die Stroherträge nach der Scheffelzahl des geernteten Getreides und nach den Sätzen wie bei A. an, so ergeben dieselben nur

vom Roggen .	5501	Ctr.,
von der Gerste	2023	—
vom Hafer . .	926	—
	8450	Ctr.,

also nur die Hälfte desjenigen, was bei der Mandel-Berechnung herauskommt. Daraus folgt denn auch ein Erhebliches für den Düngungsstand der Felder. Bei der bestehenden Schlagwirthschaft kann die Futtermasse, mit 2 multiplicirt, 52,354 Centr. Dünger, oder 3272 Fuder zu 16 Ctr. geben, und zu 8 Fuder pro Morgen, können 407 Morgen, folglich beinahe $\frac{1}{4}$ der Feldmark ausgedüngt werden, legt man dieselbe Rechnung bei der Dreifelderwirthschaft zum Grunde, so fallen von obigem Stroh und dem

Heu-

Heugewinn nur 25,900 Ctr. Dünger, womit nur etwa $\frac{1}{8}$ des ganzen Feldes ausgedüngt werden kann, und bei den vortheilhaftesten Umständen wird dies nicht bis auf $\frac{1}{6}$ gesteigert werden. Um die Consequenz weiter zu treiben, wird man bei einer Vergleichung mit der Tabelle ad Signum ⊙ in den Taxationsprincipien finden, daß dieser Düngungsstand mit den Grundsätzen daselbst ziemlich übereinstimmt.

Aber noch mehr als alles dieses beweiset eine Gegeneinanderstellung der Ertragsberechnungen, die zu A. und C. angelegt worden und hier folgen.

Berechnung des Bodenwerths zu A.

1) Ackerertrag in Früchten:

von 1245 Schfl. Kartoffeln, der übrige Ertrag derselben erfolgt durch die Viehnutzung, à 5 sgr.	207 rl. 15 sgr.
von 2428 Schfl. Gerste, à 20 sgr.	2023 „ 10 „
von 2428 Schfl. Roggen, à 1 rtl.	2428 „ — „
von 600 Schfl. Erbsen, à 1 rtl. 10 sgr.	800 „ — „
	5458 rl. 25 sgr.
Bestellungskosten und Zinsen vom Betriebscapital pro Morgen 2 rtl. 3 sgr.	3570 „ — „
bleibt reiner Ertrag	1888 rl. 25 sgr.

	rtl.	sgr.	pf.
Transport	1888	25	—

2) Ackerertrag durch Futter:

der Reinertrag von 2500 Schaafen, pro 100 Stück 140 rl. 16 sgr. 3512 20

davon auf 6 Monat zu Winter ½ 1756 10

1756 10

desgleichen von 44 Kühen, à 18 rl. 9 sgr. 805 6

davon die Winternutzung à ½ 402 18

2158 28

davon gehen den Wiesen zu gut . . . . . 756 —

leibt für den Acker reine Nutzung 1408 28 —

3) Weideertrag vom Acker:

242 Morg. 154⅔ Quadratruthen Kleeweide bis 1. Jul. 4 Mrg. = 1 Kuhweide = 60½ Weiden, und nach der Zeit reducirt, 6 Monat minus 4 = 2 = 20⅙ Kuhweiden im reinen Ertrag für 6 Monat, à 9 rl. 4 sgr. 6 pf. 181 10 6

Totaler reiner Ertrag vom Acker . 3479 3 6

auf 1700 Mrg. fallen pro Mrg. 2 rl. 1 sgr. 4 pf.

Capitalwerth pro Morgen 40 rl. 26 sgr. 8 pf.

Digitized by Google

4) Wiesenertrag . . . . . 750 rtl.
davon Bestellungskosten und Zinsen,
à 20 sgr. pro Morgen . . . . . 200 „
Reiner Ertrag 550 rtl.
auf 300 Mrg. fallen pro Mrg. 1 rtl. 25 sgr.
Capitalwerth pro Mrg. 36 rtl. 20 sgr.

5) Die Sommernutzung der Servitutweide muß die zweite Hälfte des Nutzviehertrages gewähren, wie oben mit . . . . . 2158 rtl. 28 sgr.
ferner den Werth der Futterung der Ochsen im Sommer = 1092 Ctr. auf Heu reducirtes Futter, à 5 sgr. = 182 rtl., pro Stück 9 rtl. 3 sgr. 182 „ — „
den Werth der Futterung des Jungviehes, 20 Stück 356 Ctr. . 59 „ 10 „
Summa 2400 rtl. 8 sgr.

Die Servitutweide liefert daher noch einen reinen Additionalertrag:
a) zu den Wiesen im Verhältniß ihres Reinertrages zu dem reinen Ertrage des Ackers = 550 zu 3479 rtl. . . . 327 rl. 18 sgr. 9 pf.
b) zu dem Acker . . . 2072 „ 11 „ 3 „
2400 rl. — —

dem reinen Ertrage des Ackers, wie er vorstehend berechnet ist, à	2 rtl.	1 sgr.	4 pf.
kommen also hinzu	1 »	6 »	6 »
reiner Ertrag pro Mrg.	3 rtl.	7 sgr.	10 pf.
dem der Wiesen, à	1 »	25 »	— »
kommen hinzu	1 »	2 »	9 »
reiner Ertrag pro Mrg.	2 rtl.	27 sgr.	9 pf.
Der Capitalwerth des Ackers wird daher	61 »	6 »	8 »
der Wiesen	57 »	5 »	— »

Nach den R. Princ. stellt sich dagegen das Resultat der Rechnung C. wie folget.

	Ertrag.	Abzüge für Saat.	Abzüge für Wirthschaftskorn.	Reiner Ertrag.
	Schfl.	Schfl.	Schfl.	Schfl.
Roggen	3185	637	1274	1274
Gerste	$2228\frac{5}{8}$	$318\frac{3}{8}$	$636\frac{3}{4}$	$1591\frac{7}{8}$
Hafer	$1273\frac{1}{2}$	283	$495\frac{1}{4}$	$495\frac{1}{4}$

in Gelde gerechnet:

1274 Schfl. Roggen, à 1 rtl.	1274 rtl.		
$1591\frac{7}{8}$ » Gerste, à 20 sgr.	1061 »	3 sgr.	6 pf.
$495\frac{1}{4}$ » Hafer, à 15 sgr.	247 »	18 »	9 »
	2582 rtl.	22 sgr.	3 pf.

Digitized by Google

Transport		2582 rtl. 22 sgr. 3 pf.
Nutzvieh-Ertrag:		
5000 Schaafe, à 21 rtl. pro 100 Stück	1050 rtl.	
40 Kühe, à 4 rtl.	160 »	
20 Stück Jungvieh, à 15 sgr. . . .	10 »	
	1220	
Summa reiner Ertrag		3802 rtl. 22 sgr. 3 pf.

Für den ganzen Wirthschaftsbetrieb ist ausgesetzt:

1274 Schfl. Roggen, à 1 rtl.	1274 rtl.	
636¾ » Gerste, à 20 sgr.	424 »	15 sgr.
495¼ » Hafer, à 15 sgr.	247 »	3 » 9 pf.
	1945 rtl.	18 sgr. 9 pf.

Hiernach fallen für jeden Morgen der 2000 reiner Ertrag . . . . . 1 rtl. 27 sgr.
Bestellungskosten . . . . . 29 sgr. 3 pf.

Der Morgen hat im Durchschnitt 38 rtl. Capitalwerth, und diesen hat er größtentheils nur durch die Weide auf dem fremden Grundstücke, außerdem würde es consequent seyn, die Getreidepreise auch nur nach den Taxationsprincipien zu berechnen, was hier nicht einmal geschehen ist.

Man kann hierüber nur folgendes sagen: wenn aus der Schlagwirthschaftsberechnung nachgewiesen wird, daß auf den Grund der Fruchtfolge, nicht über-

Digitized by Google

triebener Naturalerträge, angemessener Wirthschaftskosten, gehöriger Viehfütterung, die verzeichneten reinen Erträge erhalten werden, welche den Bodenwerth und insbesondere den Weidewerth, für vorliegenden Fall bestimmen, so dürfte zugleich sich erweisen, daß die Art, dies alles zu berechnen, Jedem klar genug seyn werde, und daß hierbei der Sache selbst nicht Gewalt angethan ist. Der Ertrag der Schäferei ist hier der höchste unter allen Wirthschaftsrubriken und das liegt in der Natur der Sache und der Zeitumstände, der Getreideertrag ist nur eine Folge der Viehzucht, und müßte zurückschlagen, wenn sie vermindert und verschlechtert würde, und das kann Niemanden zugemuthet werden, besonders nicht, daß es vermittelst einer Rechnung, die doch eigentlich ein Bild der Wirklichkeit seyn soll, geschehe.

Dagegen läßt sich über die, nach den Taxationsprincipien entworfene, Berechnung nicht viel sagen, weil sie überall mangelhaft und unklar ist. Der ganze reine Ertrag beträgt etwa nur soviel, als in der vorhergehenden die Wirthschaftskosten, und letztere machen etwa den 3ten Theil des Totalertrags aus. Würden auch die Geldsätze um das Doppelte und Dreifache erhöhet, so bliebe die Sache doch mangelhaft, weil die ganze Rechnungsform mangelhaft ist, und man daraus die Wirklichkeit nicht ersehen und entnehmen kann.

Folgt aber aus dieser letztern Berechnung, daß

man in den Taxationsprincipien keine richtigen ökonomischen Begriffe mit dem Viehstande, seinen Wirkungen und seinem Futterbedarfe verbindet, so folgt noch vielmehr aus der Forderung: diese Principien in Separationsfällen zur Anwendung bringen zu sollen, daß man den eigentlichen Wirthschaftsprincipien Taxationsprincipien unterschiebt, oder mit andern Worten: man will, daß die Landwirthschaft nach diesen Taxationsprincipien geführt werden solle; es ist aber mehr als abgeschmackt, dergleichen zu fordern.

Nach allem diesen kann der §. 37. der G. Th. O. seine volle Anwendung finden, ohne daß dadurch etwas zum Nachtheile eines Interessenten geschähe, nur muß die sogenannte landübliche Wirthschaftsart der Taxationsprincipien dabei aus dem Spiele bleiben. Es reicht demnach, selbst um dem Buchstaben des Gesetzes zu genügen, hin, den Bedarf an Heu, Stroh und Scheunenfutter für ein Stück Vieh jeder Art festzusetzen, jedoch kann dadurch, und wenn z. B. gar kein Heu gewonnen würde, der vollständige reine Ertrag, den jeder verständige Wirth in seiner Lage dessenungeachtet zu beschaffen versteht, nicht vermindert werden, sonst gölte es zuvörderst des Nachweises: was z. B. wohl eine Schäferei einbrächte, die mit lauter Stroh gefüttert wird?

Daß den Gesetzen auf dem hier bezeichneten Wege genügt werde, ist technisch klar nachgewiesen, denn

zu §. 91. d. G. Th. O. ist die Viehhaltung des Provocaten eine landübliche, und der Weidegang des Viehes in der Forst örtlich anwendbar und stets geschehen; das Quantitative des Rechts originirt sich aber, wie gezeigt worden, nicht aus der Stückzahl des Viehes allein, sondern auch aus seiner Qualität. Vergleich durch die Rechnungen A. und C.

Zu §. 87. d. G. Th. O. ist der gegenwärtige Zustand der Wirthschaftsgegenstände zum Grunde gelegt, desgleichen

zu §. 88. d. G. Th. O. der gemeine Werth.

Das Princip in dem Landwirthschaftsbetriebe, nach welchem man nur immer auf die Stückzahl des Viehes sahe, nicht auf seine aus der Nahrung hervorgehende Qualität, ist nicht nur längst veraltet, sondern auch Schlußfolgen daraus zu ziehen, ist nicht mehr gesetzlich zulässig.

Das Edikt zur Beförderung der Landcultur (Bodencultur) vom 14ten Sept. 1811 verordnet §. 9.:

da die Bestimmung des §. 452. d. Allg. Landr. Th. II. Tit. 21.

„daß der von einem Pächter übernommene Viehstand während seines Besitzes zum Nachtheile des Düngers nicht weiter vermindert werden darf, als letzterer von ihm auf andere Art wieder ersetzt wird,“

Digitized by Google

zu weitläuftigen Processen Anlaß geben kann, (und oft gegeben hat) so wird verordnet:

daß in dieser Hinsicht nicht auf die Anzahl des Viehes gesehen werden soll, sondern darauf, daß nach dem Gutachten der Sachverständigen eine, wenigstens eben so starke Quantität selbst gewonnenen Futters, als vorher, durch das vorhandene Vieh wirthschaftlich consumirt wird.

Diese Bestimmung entspricht ganz den vorher angedeuteten Gesetzen und enthält das einzig richtige technische Princip, und was vom Pächter gegen den Gutseigenthümer gilt, muß nothwendig auch bei zwei Eigenthümern gegenseitig Anwendung finden, eine andere Auskunft giebt es nicht; denn von der Summe und von der Qualität des Futters hängt der Viehstand quantitativ und qualitativ ab, von diesem der Düngungsstand, von diesem der Stroh- und Körnerertrag und also das Ganze. Verstärkt wird dies Alles noch dadurch, daß z. B. im vorliegenden Falle, wenn man blos auf die Strohertrage sieht, und eine gewisse Menge desselben als die Basis der Fütterung annimmt, $\frac{4}{7}$ der Feldmark 8039 Ctr. Stroh gewähren, während $\frac{2}{3}$ derselben, nach gleichen Sätzen berechnet, doch auch nur 8450 Ctr. geben, wofür aber bei dieser letztern Feldbestellungsart jede anderweite Futtervermehrung ausgeschlossen bleiben muß, wie es denn ferner nicht wird bestritten werden, daß $1\frac{1}{3}$ bis

1½ Pfund Stroh auf den Tag, z. B. für ein Schaaf, nur (einschließlich der Streu) qua minimum, die principienmäßige Abfindung dieser Viehgattung aber mit, Alles in Allem, noch nicht ein Pfund, geradezu unsinnig erscheint. Unter solchen Nahrungsverhältnissen muß denn nothwendig auch sich der Maaßstab von selbst begründen, nach welchem 8 Stück Schaafe, in dieser Weise behandelt, einer Kuh gleich zu rechnen und daß auch wiederum unter solchen Kühen nur diejenigen verstanden werden, die man in gleicher Weise aufzieht und ernährt, wie die Schaafe.

Da nun überdies heutiges Tages Niemand, der im Stande ist, irgend eine bedeutende Schäferei zu halten, so blind seyn wird, sie schlecht zu füttern, um blos die Stückzahl zu vermehren, welches ohnehin nicht einmal ganz ausführbar seyn würde, so wird auch vernünftigerweise Niemand zugeben, seinen ganzen Wirthschaftsbetrieb nach Formen schätzen zu lassen, wobei eine Werthsdifferenz zum Vorscheine käme, die, wie gezeigt worden, zwischen 61 Rthlr. und 38 Rthlr. für den Morgen Acker läuft, oder, wobei der Geschätzte um 37 bis 38 p. C. zu kurz kommen könnte.

Auch solchen Verstößen suchen die Gesetze zu begegnen, denn der §. 105. d. G. Th. O. weiset die Separations-Commissionen an, dahin zu sehen,

daß kein Theil gegen den andern verkürzt, und in seinen Nutzungen geschmälert werde,

Digitized by Google

und es soll,

bei Beurtheilung dessen jedoch nicht auf einzelne Stücke und (Wirthschafts-) Rubriken, sondern auf den ganzen Umfang der Wirthschaft eines jeden Theilnehmers, so wie sie vor und nach der Theilung sich verhält, Rücksicht genommen werden; geschiehet dieses letztere, so kann auch unmöglich die richtige Ansicht verfehlt werden.

Indem der weitere Verfolg dieser Sache hier abgebrochen wird, weil derselbe für diesen Ort zu weitläuftig werden würde, dringt sich die Bemerkung auf, daß darin noch Stoff genug zu Präjudicial-Rechtsfragen und Streitigkeiten liegt, und daß Unkundige oder bequeme Leute darüber confus werden, und der öfter ausgesprochenen, wiewohl nur von der Indolenz eingegebenen, Meinung beitreten, daß es in solchen Dingen keinen sichern Anhalt, keine richtigen Principien gebe, die Sache sich daher bald so oder so mache, und man abwarten müsse, was aus dem Gezänk der Partheien endlich für ein Stoff geboren werde, auf welchen sich ein Rechtsspruch begründen lasse.

Es wäre sonderbar, daß von einem Gewerbe, wie das landwirthschaftliche, nicht feste Regeln und Principien sollten dergestalt abstrahirt werden können, daß das Mehr oder Weniger, warum es sich in Separationsfällen gewöhnlich handelt, in jedem einzelnen

Digitized by Google

Falle nicht sollte klar nachgewiesen werden können, wenn man nur nicht etwa bis in die Bruchpfennige hineingerechnet verlangt. Diese Principien müssen aber im Kopfe jedes Sachverständigen stecken, der sich für einen solchen ausgiebt, und die Nichtanwendung derselben, so wie das Berufen auf die märkschen R. Taxationsprincipien, zeigt entweder Trägheit an, die die dort aufgestellten Formeln etwa so aufnimmt, wie die Marktverkäufer die Zahlen in ihrem Markt-Rechenbuche (gewöhnlich der faule Rechenknecht genannt), oder Unrechtlichkeit und böse Absichten, und wer sich in letzter Art nicht verdächtigen will, muß einem solchen Verfahren entsagen. Bei einem ohnedies aus zusammengesetzten Branchen bestehenden Geschäfte weiß der Schlaue oft genug dann die meisten Vortheile zu ziehen, wenn die Sache durch das Verfahren erst recht bunt und confus gemacht worden, und der Ungeübte in Geschäften sich durch das Chaos von Zahlen, Voraussetzungen, Präjudicialfragen und Beweisen pro et contra nicht mehr zu finden weiß. Im vorliegenden Falle hätte der Berechtigte vielleicht klug gehandelt, sich nach dem Verlangen seines Gegners abfinden zu lassen. Die Rechnung ergiebt da 612 Stück Vieh, während seine eigne nur 420 Stück angiebt, und dieser Fall ist oft genug eingetreten, es kommt nur auf die Abfindungsfläche an, und in Fällen, wo nicht wie hier, der Abzufindende einseitiger und all-

Digitized by Google

einiger Berechtigter ist, mag es vortheilhaft seyn, sich die Anwendung jener Taxprincipien ganz ruhig gefallen zu lassen, bei jenem Verhältnisse aber wird kein vernünftiger Wirth so leicht darüber hinweg gehen, wie viel Weidefläche einem wohlgenährten Stück Vieh gebühre, da ohnehin fast immer der mißliche Umstand eintritt, daß die fehlende Güte durch die größere und schlechtere Fläche ausgeglichen werden muß *).

Auf und in allen Fällen wird die Richtigkeit des technischen Princips mit dem richtigen Verständniß und Anwendung der Gesetze Hand in Hand gehen müssen, wenn das Recht gefunden und ein angemessener Ausspruch gethan werden soll.

---

*) Hierüber ein Mehreres in den Grundsätzen der Gemeinheitstheilung von Klebe, 1ste Abth. pag. 194. §. 21. vorzüglich Seite 196.

Digitized by Google

XIV.

Bemerkungen über die skizzirte Darstellung der Verhandlungen des mähriſch-ſchleſiſchen Schaafzüchter-Vereins am 16ten und 17ten Mai 1825 von J. C. Lauer, Secretair der K. K. mähr.-ſchleſ. Geſellſchaft für Ackerbau, Natur- und Länderkunde. Brünn 1826 bei Traßler.

Vom

Staatsrath Thaer.

Es wird jedem höheren Schaafzüchter ſehr erfreulich ſeyn, daß der Brünner Verein — der ſich durch Anregung des höheren und wiſſenſchaftlichen Lebens um die Schaafzucht früher als irgend ein anderer verdient gemacht hat — in ſeinem Beſtreben, Alles zu mehrerer Klarheit und Beſtimmtheit zu bringen, nicht nachläßt. Auch wird man es demſelben ſehr verdanken, daß er ſeine Verhandlungen und die darauf Bezug habenden Eingaben nun beſonders ab-

Digitized by Google

drucken läßt, so daß man sie sich bequemer und wohlfeiler verschaffen kann.

Die Versammlung begann am 16ten Mai 1825 wie gewöhnlich mit der Vorstellung und Beurtheilung der zu diesem Zwecke eingesandten Thiere, deren diesmal 308 Stück waren, durch die aus 12 Personen bestehende Beschau-Commission. Die Thiere waren eingesandt:

a) zur allgemeinen Beschau ohne Anforderung eines besonderen Urtheils;

b) zur Beschau und öffentlichen Beurtheilung unter gewissen Gesichtspunkten;

c) zur Beschau und kritischen Würdigung ohne Oeffentlichkeit des Urtheils.

Die Bestimmung b. ist ohne Zweifel die instructivste, und sie würde wahrscheinlich häufiger gewählt werden, wenn es sich, wie ich glaube, so einrichten ließe, daß der Name des Züchters und Einsenders der Versammlung und selbst den Mitgliedern der Beschau-Commission unbekannt bliebe. Unter den zu diesem Zwecke eingesandten waren die des Hrn. Oberamtmanns Diebl besonders merkwürdig und instructiv, da er die besonderen Rücksichten, die er bei der Auswahl jedes Einzelnen genommen, und die Fragen, die er hinsichtlich jeder charakteristischen Eigenschaft gelöset wünschte, beigefügt hatte. In dem nachmals abgegebenen Commissions-Urtheile scheint mir aber auf den eigentlichen Zweck und die

Fragen des Einsenders zu wenig Rücksicht genommen, indem es nur eine allgemeine Bonitirung der einzelnen Thiere enthält.

Nach einigen allgemeinen, den Zustand und die Fortschritte der Schaafzucht in Mähren betreffenden Bemerkungen, sprach der Hr. Secretair von der verschiedenen Tendenz, welche die Schaafzüchter dieser Gegend seit einigen Jahren genommen, indem einige bei den reichwolligen Infantados beharreten, andere dagegen die Escurial- oder Electoral-Rasse warm vertheidigten. Hierüber fielen schon in den früheren Sitzungen des Vereins häufig warme Debatten vor; jetzt scheint man sich darüber verständigt zu haben, daß die Cultur der einen oder der andern dieser Haupt-Merino-Rassen, nach Verschiedenheit der Lokalität, selbst der Personalität und des einmal gelegten Grundes mehr zusagen könne. Sehr häufig ist man dort wohl in einer Hinüberführung der Infantados zum Electoral-Charakter begriffen, was auch von glücklicherem Erfolge zu seyn scheint, als die vor 8 bis 10 Jahren in Norddeutschland unbesonnen unternommene Kreutzung der Electoral-Rasse mit Infantados. Jene Kreutzung, bis auf einen gewissen Punkt mit Intelligenz getrieben, ist es wohl, was die unter dem Namen mährische Super-Wolle gehende liefert, die manche vorzügliche Eigenschaften im hohen Grade, aber doch nicht die Sanftheit und Geschmeidigkeit der echten Electoral-

wolle

wolle hat, und noch das eigenthümliche wallrathähnliche Fett in sich führt, welches sich mit keiner kalten Wäsche herausbringen läßt. Ihre Eigenthümlichkeit hängt nicht von Klima und Behandlung ab: denn wenn diese Rasse, wie öfterer geschehen, in die nördlichsten Gegenden von Deutschland von mehreren Generationen verpflanzt worden, so erklären sie die Wollhändler auf unsern Märkten doch für mährische Wolle. Wenn man dagegen einen ausgewählten ganz reinen Electoralschlag in Mähren einführt, so bin ich überzeugt, daß Niemand einen Unterschied zwischen dortiger und sächsischer Wolle finden wird. Und hierauf scheinen es mehrere jetzt anzulegen.

Was der Hr. Direktor Köhler S. 28. und f. über die Veränderung sagt, welche die sächsischen Schaafe, nach Mähren und Böhmen gebracht, erlitten, scheint mir nur auf einseitigen Beobachtungen und Ansichten zu beruhen. Weder das Klima noch die Haltung sind so allgemein verschieden. In den meisten sächsischen Schäfereien war vor 15 Jahren letztere allerdings sehr kärglich, aber seit mehreren Jahren füttern die meisten kräftiger und vor allen die, deren Wolle sich durch intelligentere Auswahl der Zuchtthiere merklich verbessert hat. Vorzüglich aber haben wohl alle preußische Landwirthe, die sich aus den edleren sächsischen Heerden anstammten, ihr Vieh kräftig genährt, sowohl im Sommer auf den angesäeten, ausgedehnten

Weideschlägen, als im Winter durch die nahrhafte Kartoffelfütterung, und dabei eine Erhöhung aller preiswürdigen Electoral-Qualitäten bewirkt. Dem, daß in allen Schäfereien, in welchen die Thiere gut genährt würden, die Wolle von scheinbar stärkerem Faden sey, als in jenen, wo sie nur knapp mit Futter versehen wurden, muß ich, nach vielfacher Erfahrung, bestimmt widersprechen. Und eben so wenig kann ich dem Erfahrungssatze des Hrn. Köhler beistimmen: daß der höchste Grad der Wollfeinheit sich nur von schwächlichen und mager genährten Thieren erreichen lasse, daß folglich ein Schaafzüchter, welcher einen gesunden und dauerhaften Schlag heranziehen wolle, auf die höchste Feinheit der Wolle bei seinem Zuchtviehe verzichten müsse. Ich könnte Hrn. Köhler 100 Zuchtmütter vorstellen, die jeder Schäfer als sehr gut genährt — wenn gleich nicht gemästet — anerkennen wird und deren Wollfeinheit von keinem Hundert in irgend einer Schäferei der Welt übertroffen werden wird.

(Ein seynwollender Schaafkenner, der mit mir eine allerdings etwas schwach gehaltene Schäferei besah, fand ein Paar sehr kümmerlich aussehende Thiere darin, deren kurzes, dünnes Vließ sehr feine Wolle hielt. „Hier kann man doch sehen, sagte er, daß Hunger Feinheit giebt!“ Aber diese Thiere waren von der dünnbeinigten, spitzköpfigen Art mit rothen Ohren und Augenliedern, die unter den Electorals

zuweilen fallen und die man, wie ich vermuthe, im Oestreichschen nicht kennt. Diese Thiere werden am Körper und an Wolle nicht stark, man mag sie füttern wie man will. Von sehr kräftigen Futter setzen sich nur Fettklümpchen in der Wolle ab und die Thiere werden nur früher krank. Feinheit ist hier nicht Folge, sondern Ursach der Dünnleibigkeit. Eine Rasse läßt sich von diesen Thieren nicht wohl ziehen, denn wenn man sie zusammen paart, so erfolgt eine so geschwächte Generation daraus, daß sie bald wegstirbt. Auch könnte sie nie vortheilhaft seyn, weil diese Wolle wenigstens noch einmal so theuer, wie gute Electoral bezahlt werden müßte. Sie werfen überdies gewöhnlich einen Theil des Vließes ab. Mit den Böcken kann man jedoch Verfeinerung bewirken, wenn man es gehörig trifft; denn zuweilen fallen auch nichtswürdige Thiere davon.)

Auch widersprachen der Hr. Graf Ferdinand von Colloredo und der Hr. Baron von Bartenstein jener Meinung. Was Hr. Speck bei dieser Gelegenheit äußerte, ist mir von ihm unerwartet. „Es wäre ihm kürzlich Wolle aus der Gegend von Königsberg vorgekommen, die rücksichtlich der Feinheit und Dichtheit zu bewundern sey.“ — Wer hat denn je daran gezweifelt, daß die schönste Wolle in dieser Gegend erzeugt werden könne? — „In England, wo feuchte und nasse Witterung vorherrsche, bilde sich lange und bollige Wolle.“ —

Ja weil man keine Merinos dort haben will. — „Je reicher und fetter die Nahrung, um desto stärker wird das Wollhaar und folglich um desto größer sein Durchmesser seyn.“ — Warum giebt es denn in manchen Heerden, die überein gefüttert werden, Thiere in gleich gutem Stande mit sehr feinem und mit sehr grobem Wollhaar?

Hr. Liehr machte bemerklich, daß ja unter den gestern aufgestellten Thiere gewesen, die erwiesen, daß höchste Feinheit bei einem kräftigen Viehschlage und guter Fütterung zu erzielen sey.

(Durch sehr mastiges Futter kann man allerdings die Qualität des jetzigen Wollwuchses verschlechtern. Es entstehen Fettklümpchen daran und die innere Bildung der Stapel verliert ihr regelmäßiges, klares Ansehen. Dasselbe Futter hat nicht denselben Effekt auf die eine Rasse als auf die andere. Mit hoher Feinheit des Wollhaars ist immer ein zarterer Organismus, ein feinerer Knochenbau, eine geringere Breite aller Theile verbunden. Bis zu einem gewissen Grade kann dies mit Gesundheit und Kraft der Thiere bestehen; nur die übermäßige Zartheit ist, wie oben gesagt, mit Schwäche verbunden. Aber so viele Nahrung wie die breiten, starken Thiere, wollen jene zarteren nicht. Und wenn man sie mit sehr mastigem Futter, fettem Niederungsheu, Weitzen, Erbsen und dgl. zum Fressen reizt, so verfallen sie in einen krankhaft gemästeten Zustand und die Wolle nimmt

Digitized by Google

jenen fehlerhaften Wuchs an. Aber auf künftige Schuren hat es keinen Einfluß und noch weniger auf ihre Generation. Vor allem wird der Wuchs der kurz und gedrängt gestapelten Wolle dadurch verdorben. Besser verträgt es schon die langgestapelte, die dabei nur noch länger wird und also den Zufluß der Nahrung consumirt; wogegen der Wuchs jener sogar ins Stocken zu gerathen scheint und die Haare sich irregulair krümmen. Die breiten, starken Infantados, oder dahin schlagenden, können eine solche mastige Fütterung vertragen, ohne daß sich ihre Wolle in der Qualität verschlechtert und nur in der Quantität zunimmt. Diese würden sich bei einer Fütterung, wobei sich jene zarten Thiere am besten machen, schlecht halten. So leugne ich den Einfluß der Fütterung auf die Wolle nicht; aber der ausdauernde Grundcharakter — muß ich nach meiner Erfahrung behaupten — hängt doch eigentlich ganz vom Organismus und dieser von der Rasse ab. Und feine Wolle wird Niemand durch eine der Rasse ungenügende Fütterung erzeugen. Daß schlechtes Futter, schilfiges, binsiges Moorheu schlechte Wolle bewirke, bin ich nicht weniger überzeugt; es macht die Thiere krank, mithin verdirbt es auch die Wolle.)

Der durch seine Reisebemerkungen und mehrere Aufsätze in den Mögliner Annalen rühmlich bekannte Hr. Elsner, welcher dieser Zusammenkunft beiwohnte, sprach über Kreutzungen. Man müsse dabei die

Paarung des zu Ungleichartigen vermeiden und wenn man einen Schlag zum andern hinüberführen wolle, stufenweise gehen. Dies fand vielen Widerspruch. Ich trete jedoch der Meinung des Hrn. Elsner bei und es scheint mir der Widerspruch auf ein Mißverständniß seiner Meinung zu beruhen. Aber in seiner Erklärung der Entstehung des Zwirnens kann ich nicht mit ihm übereinstimmen, denn danach müßte es sich nur bei Mestizen einfinden, welche ihm jedoch nicht ausschließlich, obwohl häufig, unterworfen sind. Die Tendenz dazu findet sich bei sehr echten und edlen Thieren, und man muß immer verhüten, daß sie in einem Stamme nicht vorherrschend werde.

Die Mittheilungen eines, erst späterhin sich nennenden Hrn. Carl Leidenfrost erregten besonderes Interesse, da er sich nicht nur als ein scharfsinniger Kenner der Wolle, sondern auch ihrer ganzen Behandlung bei der Fabrikation zeigte. An die Super- oder erste Electoral-Wolle machte er folgende Forderungen: „sie müsse, abgesehen von ihrer höchsten Feinheit und guten Wäsche, durchaus kurz gewachsen, von dichtem, geschlossenem Stapel, ohne Ausziehung (Austretung) einer einzigen Spitze am Auswuchs, zart von Haar, seidenartig mild für das Gefühl, mit der größtmöglichsten Elasticität verbunden, von keinem schütteren, sondern, nach einem Ausdruck der Wollhänd-

ler, teigigem Boden, von mattem Glanze und mit öligem, keineswegs aber klebrigem pechartigem Fette versehen seyn."

Durch solche Wolle würden alle Vortheile bei der Manufaktur der preiswürdigsten Zeuge erreicht; sie werde deshalb vor aller andern aufgesucht, und wenn es auch sonst mit der Wolle flau geht, immer willige Abnehmer finden. „Besitze eine Wolle aber nicht alle vorerwähnte Eigenschaften, fehle ihr nur eine einzige, z. B. der kurze Wuchs oder die Zartheit, Dichtheit, vollkommen gute Wäsche u. s. w., so falle sie schon um eine Klasse, und so im Verhältniß tiefer."

Herr Speck bezeugte zwar, daß jene Eigenschaften als Bedingungen einer Electoralwolle von höchster Qualität anzusehen seyn; hielt es jedoch für zu strenge, wenn eine Wolle, die sonst unter die Electorale zu sortiren sey, gleich um ein ganzes Sortiment fallen solle, wenn ihr auch nur eine einzige jener Eigenschaften fehle; welche Herabsetzung von Electa zur Prima doch einen zu gewaltigen Nachtheil des Producenten sowohl als des Wollhändlers veranlassen würde. Bei ihm würden jetzt nicht mehrere Sortimente wie vormals, nämlich Electa, Prima, Secunda u. s. w. gemacht.

Andere waren aber der Meinung, daß nach Hrn. Leidenfrost Annahme mehrere Sortimentsklassen gemacht würden und gemacht werden müßten, be-

sonders von der Electa und Prima. Wenn auch manche Wollhandlungen es so genau nicht nähmen, so würde die schönere Electa doch immer mehr gesucht und theuerer bezahlt als die schlechtere. Und für den Züchter sey die höchste Genauigkeit wegen der Wahl der Zuchtthiere nöthig, weil sie von den wichtigsten Folgen für die Zukunft wäre, wogegen bei dem Wollhändler die Sache mit einem Male abgethan würde. (Um so mehr für die Zukunft, weil, so wie sich mittlere Electa vermehrt, man immer stärkere Anforderungen machen wird.)

Es kamen nun die Vorzüge der kurzgestapelten vor der hochgestapelten Merinowolle besonders zur Sprache. Nachdem diese in der schriftlichen Mittheilung des Hrn. Leidenfrost in Bezug auf die Manufaktur auseinandergesetzt waren und das, was in einer andern Schrift zur Vertheidigung der langgewachsenen, besonders hinsichtlich ihres größeren Ertrages, gesagt worden, widerlegt war, sprachen sich die meisten zu Gunsten der kurzen Stapel aus. Doch meinte Einer, es könnten alle Vortheile der kurzen Wolle bei der Fabrikation gewalkter Zeuge der langen mittelst des Durchschneidens auch gegeben werden, die aber von Andern widersprochen wurde. Ich verweise meine Leser, die sich von den hier geäußerten Meinungen unterrichten wollen, auf jene Verhandlungen selbst, da ein Auszug nicht wohl möglich ist.

Digitized by Google

(Meiner Ansicht nach ist es nicht die Kürze des Wollhaars selbst, welche der kurz und gedrängt gestapelten Wolle den jetzt wohl allgemein anerkannten Vorzug giebt. Denn das Wollhaar eines kurzgewachsenen Stapels ist bei seiner Entkräuselung oft eben so lang, als das eines hochgewachsenen. Jenes verlängert sich um die Hälfte, ja wohl um drei Viertheile und nach der Wäsche ums Doppelte, dieses oft kaum um ein Viertheil. Aber der kurze, stumpfe, cylindrische Stapel, der das gedrängte, geschlossene, auf der Oberfläche ebene, sanft gerauhete Vließ bildet, hat andere Vorzüge. Er beweiset eine große Ausgeglichenheit und Treue des Haars, denn von ungleichen Haaren bildet sich dieser Wuchs nicht. Daher ist der innere Bau sehr klar und die Biegungen jedes Haars laufen parallel. Jedes Haar hat einen hohen und gleichen Grad der krimpenden Elasticität. Die Spitzen schlagen in der Feinheit und Geschmeidigkeit wenig zurück, denn sonst erfolgt kein solcher Schluß des Stapels. Die Gedrängtheit des Vließes hält die schädlichen Einwirkungen von Außen auf das Innere der Wolle ab. Nur bei Vließen dieser Art findet sich die möglichste Ausgeglichenheit auf allen Theilen des Körpers und der beste Wollkenner wird oft nicht angeben können, von welchem Theile eine Flocke genommen worden. Die Stapel dieser Art sind auch nicht immer so sehr kurz; wenn sie nur cylindrisch, oben stumpf sind und

ein geschlossenes, gedrängtes Vließ ohne hervorstehende Spitzen bilden, so erfüllen sie die Forderungen, die man an diese Wollart macht, und man wird den Stapel von zwei Zoll Höhe nicht tadeln. Nur findet sich bei höher gewachsenen Stapeln seltener die Gedrängtheit und die Dichtheit der Haare auf der Haut, wie bei kürzeren. Wie sehr dichtes Getreide selten hoch wird, so ist es auch mit der Wolle der Fall. Was den Wollreichthum oder das Gewicht der Schur betrifft, so läßt es sich bei langgestapelten durch starke Futterung höher treiben — ob mit reinem Vortheil, ist die Frage. — Denn bei kurzgestapelten hat dies längere Auswachsen eine engere Gränze. Es setzen sich bei übermäßig mastiger Fütterung nur Fettklumpen hinein, und die Wolle verliert ihre Klarheit, verfilzt sich gewissermaaßen, ohne viel länger zu werden. Bei der zu langem Wuchse geneigten kann man ihn sehr weit treiben, ohne daß sie in ihren Qualitäten verliert. Aber mit einer gegebenen Quantität Futter wird man, wie ich glaube, nicht mehr lange als kurze Wolle von gleicher Zartheit hervorbringen.)

Ich übergehe manches andre, was zur Erläuterung der obigen Charakterisirung höherer Electoralwolle sehr sinnvoll gesagt wurde. Ueber den Begriff des Ausdrucks teigig von Boden konnte man sich nicht verständigen, bis Hr. Speck es sinnlich in seinen mitgebrachten Muster-Vließen darstellte. Es

wird der lockere Zusammenhang der Stapel des ganzen Vließes an der inneren, unteren Seite darunter verstanden, die sich auf der äußeren Seite gar nicht verbinden müssen. Dieser Zusammenhang des Vließes wird durch einzelne Haare bewirkt, welche die zunächststehenden Stapel gleich beim ersten Austritt aus der Haut vom Grunde der andern anziehen und in sich aufnehmen, so daß die Haare nun mit diesen fortwachsen, aber doch die Verbindung mit dem Grunde, woraus sie entsprangen, behalten. Wenn das Vließ, die äußere Seite oben, ausgebreitet und etwas auseinander gezogen wird, so siehet man diese Wollhaare sich netzförmig durchkreutzen und die Verbindung der Stapel am Grunde erhalten, wenn diese oberwärts ganz getrennt sind und hier gar keine Haare einander abgeben. So muß es wenigstens bei tadelloser Wolle seyn. Warum man übrigens diese Beschaffenheit teigigt nennt, kann keinen andern Grund haben, als daß das am Boden mit jenen Stapeln und Bündelchen locker zusammenhangende Vließ einen Anblick giebt, der mit dem eines gut aufgegangenen Brodteigs einige Aehnlichkeit hat.

Ueber das Zwirnen der Wolle und seine Entstehung wurden verschiedene Meinungen geäußert, aber allgemein anerkannt, daß es ein großer Fehler sey, der von allen Feintuch-Fabrikanten ungemein gescheuet werde, weil er die Verarbeitung auf der Krempel nicht nur sehr erschwere (dieses Werkzeug

sehr angreift), sondern auch immer fehlerhafte Garnfaden gebe und Streifen im Tuche veranlasse. (Im schwächeren Grade ist er der Fabrikation so nachtheilig nicht und setzt die Wolle als Waare auch nicht herab. Aber weil er sich durch Vererbung so leicht in einem Stamme verbreitet und verschlimmert, so scheuet man mit Recht Sprungböcke, die ihn auch nur in niedrigem Grade und an einer kleinen Stelle, auf dem Widerrist, anzeigen. Bei einem Mutterschaafe kann er in diesem geringen Grade ganz übersehen werden und ist ohne Folgen, wenn man ihm nur einen Bock von tadellosem Stapelbau giebt.)

Auf Veranlassung eines früher eingegangenen und schon abgedruckten Aufsatzes, der fast keinen andern Unterschied zwischen den Merinorassen annehmen zu wollen scheint, als den zwischen echten und Mestizen, ward manches über letztere gesprochen. Hr. Speck schien letztere vertheidigen zu wollen, indem es in Sachsen Bauerheerden gebe, welche $\frac{1}{4}$ Electoral, $\frac{1}{2}$ Prima und $\frac{1}{4}$ Secunda enthielten. (Aber diese Schäfereien brauchen doch immer noch Böcke aus echten Stämmen.) „Seit mehreren Jahren hätten die Schaafzüchter aus den preußischen Staaten in Sachsen jedes Schaaf, unbekümmert aus welcher Heerde, wenn es nur feine, edle, ausgeglichene Wolle trug, gekauft; und welches Nachbarland habe wohl in so kurzer Zeit größere Fortschritte in der Veredlung gemacht, als eben dieses?“

(Dies ist wohl keineswegs das Princip aller preußischen Schaafzüchter gewesen. Sehr viele haben bei ihrem Ankauf mehr Rücksicht auf den Ursprung, den Ruf als Zuchtschäfereien und die Ausgeglichenheit der Generationen in den Heerden, woraus sie kauften, genommen, als auf die Individualität der Thiere, die ihnen zum Kauf gestellt worden. Und nur diese sind es, welche es zu einer Constanz, zu einem festen und sichern Erbschlags-Charakter gebracht haben; wogegen andere, die nach Hrn. Specks Angabe verfuhren, sich bald überzeugten, daß sie ihre Böcke aus Rasse-Schäfereien nehmen müßten, wenn sie nicht sehr schnell zurückfallen wollten.)

Ueber die Erkenntniß der künftigen Eigenschaften des Schaafes im Lamme ward verschiedenes gesagt und auf Hrn. Perault de Jotemps Beobachtungen hingewiesen. (Ungeachtet bei mir haarige Lämmer gar nicht mehr fallen, so wird doch alles, was eine Anzeige geben könnte, von meinem jetzigen Schäferei-Vorsteher, Hrn. Kisting, so genau beachtet, daß ich ein bestimmtes Resultat davon erwarte. Ein gewisser Unterschied in dem Bau und der Stellung der Stapel zeigt sich am deutlichsten gleich nach der Geburt, nachdem das Lamm gehörig geleckt worden. Auch fällt dann ein merklicher Unterschied im Gefühle der Sanftheit auf. Späterhin scheint der Unterschied weniger auffallend und trüglicher zu werden.)

Digitized by Google

Nach geschlossener Sitzung legte Hr. Speck der Versammlung eine Folge von gewaschenen Vließen verschiedener Eigenschaften vor und erläuterte ihre preiswürdigen und tadelhaften Eigenthümlichkeiten, was ohne Zweifel sehr belehrend gewesen ist. Dann wurden noch mehrere Stapelproben und Musterkarten untersucht.

Die ganze Sitzung scheint mit vieler Ordnung, Freimüthigkeit und Offenheit des Urtheils und der Meinungen, ohne Empfindlichkeit gegen Widerspruch durchgeführt zu seyn; was man dem thätigen, umsichtigen und gewandten Benehmen des Hrn. Secretairs wohl besonders zu verdanken hat.

Zu bedauern war es allerdings, das von den eingeladenen, zahlreichen Fabrikanten dieser wichtigen Manufakturstadt am ersten Tage nur einige, am zweiten gar keine erschienen. Auch ist nicht bemerkt worden, daß irgend einer seine Meinung über irgend einen Gegenstand ausgesprochen hätte. Sollten diese Männer so wenig von den Vortheilen einer vervollkommneten Wollproduktion für ihr Gewerbe überzeugt seyn, oder welche andre Ursach kann diese Untheilnahme haben?

Digitized by Google

XV.

Aufforderung an die Freunde der Landwirthschaft, vergleichende Versuche über den positiven Werth des Düngers anzustellen.

Von

der Landwirthschafts-Gesellschaft in Steyermark.

Die Landwirthschaft ist ein Gewerbe, das, gleich jedem anderen, zu seinem Betriebe drei Arten von Capitalien nöthig hat: eines, das im Grunde und Boden, und in den Wirthschafts- oder Fabriksgebäuden liegt; eines, das in den Geräthen enthalten ist, wohin bei der Landwirthschaft auch das Vieh und das zu seinem Unterhalte nöthige Futter gezählt werden muß; und eines, das im steten Umlaufe sich befindet, und womit die Ernährung und Belohnung der Arbeiter, die Steuern, die Geräthausbesserungen u. s. w. bestritten werden. — Von der verhältnißmäßigen Größe und zweckmäßigen Verwendung der

Digitized by Google

zwei letzten Capitalien zum ersten hängt die Größe des reinen Ertrages des Betriebes ab; weil eine weite Fläche Landes für sich keinen Nutzen abwirft, wenn man nicht Thiere und Menschen genug hat, um die natürlichen Erzeugnisse des Bodens zu Nutzen zu bringen, oder aus seinem Schooße Ernten hervorgehen zu machen: so wie ein Fabriksgebäude keinen Ertrag liefert, wenn man nicht die Geräthe und die zu verarbeitenden Stoffe anschafft, und Menschen zu Gebote hat, welche die Stoffe zu verarbeiten kundig sind.

Zwischen diesen drei Capitalien besteht überall ein gewisses Verhältniß, das ohne Nachtheil nicht verändert werden kann, und nur da, wo es den Zeit- und Ortsumständen völlig angemessen ist, wird der Betrieb des Gewerbes den größten reinen Ertrag abwerfen. — Wer z. B. 100 Joch Aecker mit 10 Pferden ohne alles andere Nutzvieh bewirthschaften wollte, würde, vorausgesetzt, daß er nicht aufgeschwemmten und noch nicht entkräfteten Boden besäße, so magere Ernten von demselben beziehen, daß er anstatt Vortheil, nur Nachtheil davon hätte, und wer auf 10 Joch Aecker, nebst dem Nutzvieh, 4 Ochsen bloß zu ihrer Bearbeitung das ganze Jahr halten wollte, würde einen großen Theil des Nutzens, den er sonst aus dieser Wirthschaft zöge, dadurch wieder einbüßen. Im ersten Falle ist das Inventarialcapital zu klein gegen das Grundcapital, und im zweiten

ten zu groß. — Wenn man im ersten Falle noch 50 auf dem Stalle gefütterte Kühe hielte, und im letzten 2 Ochsen abschaffte, würde der reine Ertrag dieser Wirthschaft bedeutend erhöhet.

Das Arbeitsvieh kann auch bei der reichsten Fütterung und Streu nicht so viel Dünger hervorbringen, als der Ackerbau benöthiget, weil man nur wenig desselben bedarf, und weil es den größten Theil des Tages außer dem Stalle zubringt, weßwegen man immer noch Nutzvieh dabei halten muß, das man aber nicht bloß um der Düngererzeugung willen ernähret, sondern des Nutzens wegen, den es für sich gewähret. Man will durch diese Thiere sein Futter in thierische Materie verwandeln, und der abfallende Dünger soll uns nichts, oder so wenig als möglich kosten.

Da in der Landwirthschaft die Wirkung wieder zur Ursache wird, und eine große Düngermasse, verständig benutzt, wieder eine große, ja wohl noch größere Düngermasse hervorbringt, und da die Größe der Ernten, bei gleichen übrigen Umständen, immer von der Größe der zu ihrer Hervorbringung verwendeten Düngermaterie abhängt: so erhellet, daß wir durch die verständige Verwendung der uns zu Gebote stehenden Düngermasse den reinen Ertrag unserer Aecker auf eine zweifache Art zu vermehren vermögen: einmal, negativ, durch Verminderung der Ausgaben, indem wir eine kleinere Fläche unter dem

Pfluge halten, und die Gesammtmasse des Düngers dieser kleineren Fläche zuwenden, und dann positiv, indem diese kleinere Fläche einen größeren Rohertrag hervorbringt, wie früher die größere Fläche.

Es dürfte Manchem die Behauptung paradox klingen, daß, wenn er von den 100 Joch Aeckern, die er gegenwärtig unter dem Pfluge hält, 25 zu Wiesen und Weiden niederlegte und nur 75 behielte, die er mit den ihm zu Gebote stehenden Hülfsmitteln bearbeitete, er einen größeren reinen Ertrag vom Gute beziehen würde, wie früher, und doch ist es nicht schwer, dieß a priori einleuchtend zu machen. Denn, wenn er jetzt bei der Fruchtwechselwirthschaft 10 Pferde zur Arbeit bedarf, und als Nutzvieh nur 20 Kühe zu ernähren vermag: so braucht er künftig nur 7 Pferde und erspart daher den Aufwand von 3 Pferden und $1\frac{1}{2}$ Knechten; und weil er durch die Verkleinerung des Ackerlandes 25 Joch Wiesen und Weiden mehr hat, als früher, so kann er wohl 30 Kühe, oder 20 Kühe und 100 Schaafe halten, welche die Einnahme bedeutend vermehren; und da er jetzt nicht mehr 100, sondern nur 75 Joch, folglich um $\frac{1}{4}$ weniger zu bedüngen hat, und da sich die Menge des düngererzeugenden Viehes fast um $\frac{1}{4}$ vermehrt hat, so erhellet, daß er dieselbe Fläche um die Hälfte stärker zu düngen vermögend ist, und, wenn die Größe der Ernte bis auf ein gewisses Maaß in einem gleichen Verhältnisse zur Größe der Düngung

steigt, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß die künftigen Ernten sich zu den vorhergehenden verhalten müssen, wie $112\frac{1}{2}$ zu 100; denn 100 Joch geben mit x Düngung einen Ertrag von 100 y; 75 Joch mit $1\frac{1}{2}$ x Düngung, $75 + 37\frac{1}{2} = 112\frac{1}{2}$ y. Rechnet man zu diesen $12\frac{1}{2}$ y des größeren Rohertrages die kleineren Culturkosten und den Gewinn aus dem vermehrten Viehstande, so erhellet der große Vortheil dieses Verfahrens und der Nachtheil, den sich Jene verursachen, die ein weitläuftiges Ackerland mit unverhältnißmäßig kleinen Kräften bearbeiten wollen, und ihren Ertrag zu vermehren vermeinen, wenn sie ihre Felder erweitern, statt daß sie ihn vergrößert haben würden, wenn sie den cultivirten Raum beschränkt hätten.

So klar dieser Gegenstand dem denkenden Landwirthe auch immer seyn mag, so fehlen doch bis jetzt noch comparative Versuche, welche die Wirkung einer gegebenen Menge und Art von Dünger auf die Hervorbringung von Pflanzen, unter gegebenen Verhältnissen, klar anzeigten, und die Frage lösten: wie viel von der Ernte einer gegebenen Menge von Dünger zugeschrieben werden müsse, und in welchem Verhältnisse die Ernte sich vergrößere, als man mehr Dünger auf dieselbe Oberfläche bringt?

Diesem Umstande muß es zugeschrieben werden, daß man keine klaren Begriffe von dem Werthe des Düngers hat, und nur so im Allgemeinen weiß, daß

er zur Erhaltung der Fruchtbarkeit der Felder nothwendig sey, und daß Jene mehr ernten, die ihre Aecker öfter und stärker düngen, als Andere, welche selten und schwach düngen, ohne daß man aber anzugeben vermag, wie viel von der Ernte einer Rotation dem Dünger ganz allein, und wie viel davon dem ältern Humus und der Cultur zugeschrieben werden müsse. Indessen gesteht Jedermann, daß gewöhnliche Aecker, die alljährlich gepflügt und besäet werden, sich mittlerweile erschöpfen, und bei der sorgfältigsten Bearbeitung des Bodens kaum mehr als den Saamen wiedergeben, ohne doch die nothwendig sich ergebende Schlußfolgerung zu ziehen, daß demnach der ganze Ertrag der gedüngten Aecker, den sie über den Saamen abwerfen, einzig und allein nur von dem Dünger herrühre, der ihnen zugeführt worden ist; da alle Bedingungen, unter denen das Wachsthum vorging, sich in beiden Fällen gleich blieben, und nur allein die Düngung in dem einen Falle den größeren Ertrag bewirken mußte.

Man sollte denken, daß ein so hochwichtiger Gegenstand der theoretischen sowohl als praktischen Landwirthschaft: das Verhältniß der Menge und Art der Düngung zur Größe der Erzeugung der verschiedenen Pflanzen unter bestimmten Verhältnissen, längst schon vollkommen erörtert worden seyn sollte, daß man auf den mancherlei Experimentalwirthschaften eine Reihe comparativer Versuche hierüber angestellt,

und daß die landwirthschaftlichen Gesellschaften ihn zu einer Preisfrage gewählt haben würden; und fühlt sich unangenehm überrascht, zu finden, daß von allen dem nichts geschehen ist, und daß, während die unwichtigsten Gegenstände mit der größten Genauigkeit untersucht worden sind, man diesen ganz vernachlässigt habe, der wichtiger ist, als irgend einer im ganzen Gebiete der praktischen Landwirthschaft.

Man sieht wohl in der Nähe solcher Städte, wo Handelspflanzen gebaut werden, daß man den Dünger zu einem bedeutenden Preise bezahlt, und da man wahrnimmt, daß Jene, die am meisten Dünger kaufen, die Wohlhabendsten sind, oder es bald werden, so ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß Jene ihr Gewerbe am besten verstehen, die ihre Aecker verhältnißmäßig stärker düngen, wie ihre Nachbarn, und daß da der Geldwerth des Düngers zum Geldwerthe der Produkte noch nicht zu hoch gestiegen ist; allein wie hoch man ein Fuder Dünger anschlagen dürfe, weiß noch Niemand.

Thaer setzt (Landw. Gewerbslehre S. 125.) ein Fuder Stallmist von 1872 Pfd. W. G. gleich 1,32 Metzen W. M. Roggen; 100 Pfd. Dünger = 0,070 Metzen Roggen. Wenn der Metzen Roggen zu 2 fl. veranschlagt wird, so kostet der Centner Dünger 8,4 Kreuzer. Dagegen behauptet Gasparin (Memoire sur la culture de l'olivier. Bibl. univ. 1822), daß er durch mehrere genaue Versuche

und Vergleichungen gefunden habe, daß man 100 Pfd. Dünger 0,128 Metzen Weitzen im Werthe gleich setzen könne, wodurch sie, den Metzen Weitzen zu 3 fl. 20 kr. angenommen, einen Geldwerth von 25,4 kr. bekämen. Allein Beide beweisen ihre Behauptungen nicht, und berufen sich nur auf ihre individuellen Ueberzeugungen, die aber auf unrichtigen Vordersätzen beruhen können. Denn es däucht uns der Unterschied, der zwischen beiden Annahmen obwaltet, gar zu groß, wenn wir auch darauf Rücksicht nehmen, daß im brandenburgischen Sandboden, wo nur Roggen und Hafer gedeiht, der Dünger nicht nur einen geringeren Geldwerth hat, sondern auch weniger producirt, wie im südlichen Frankreich, wo Klima und Boden dem Weitzen und Mais, der Weintraube und dem Oelbaume zusagt, wo die Bodenprodukte einen höheren Geldwerth haben, und der Dünger eine größere Wirkung hervorbringt. Wahrscheinlich hatte Gasparin die Verwendung des Düngers zur Oelproduktion in Gedanken, wenn er dem Dünger einen so hohen Geldwerth zuschreibt, der jenen weit übertrifft, der in anderen Städten von Frankreich gezahlt wird, wo er zur Cultur der Handelspflanzen verwendet wird; denn nach seiner Versicherung wird der Centner Dünger zu Avignon, wo man Krapp, und zu Straßburg, wo man Taback baut, um 15$\frac{2}{3}$ kr., zu Marseille um 13$\frac{1}{3}$ kr., und zu Tarraskon im Mittel gar nur

um $9\frac{1}{8}$ kr. gezahlt. Zur Düngung der Oelbäume gewährt er den größten Vortheil, und da diese von Gasparin angestellten, oder anderswo beobachteten Versuche die einzigen sind, die zeigen, in welchem Verhältniß eine gegebene Menge von Dünger die Erzeugung vermehrt hat, so verlohnt es sich, sie hier aufzuführen:

„Der Durchschnittsertrag von 7 Jahren eines Oelgartens von 1600 jungen Bäumen, die nicht gedüngt wurden, war 651 Pfund Oel. (Ein junger Baum gab jährlich 0,40 Pfd.) Eine gleiche Anzahl ähnlicher Bäume, die aber alle 3 Jahre zusammen 840 Centner Dünger erhielten, gab jährlich 1497 Pfd. Oel. (Ein Baum 0,93 Pfd.) Ein Centner Dünger hat daher 3 Pfd. Oel hervorgebracht. Der Dünger ist Pferdemist."

„Das Erträgniß der großen Bäume wurde durch den Dünger in demselben Verhältnisse erhöht. Dreißigjährige, seit langen Jahren nicht gedüngte Bäume gaben $3\frac{1}{4}$ Pfd. Oel, während jene, die jährlich 168 Pfd. Dünger erhielten, im Mitteldurchschnitte 8,14 Pfund Oel ertrugen. Ein Centner Dünger vermehrte das Oelerträgniß um 2,91 Pfd. Jemand düngte alljährlich seine Oliven, und gelangte dahin, den Mittelertrag funfzehnjähriger Bäume auf $4\frac{1}{3}$ Pfund Oel zu bringen. Die dem Hause zunächst gelegenen Bäume, die jährlich 2 Ctr. Dünger erhielten, brachten 10 Pfd. Oel hervor."

Das Resultat dieser Versuche und Beobachtungen muß auf die Cultur des Oelbaumes im südlichen Europa von einem nicht berechenbaren Einflusse seyn; denn es werden sich die Besitzer überzeugen, daß sie ihren Dünger nirgendwo besser anwenden, als zu ihren Oelbäumen, und sie werden Alles aufbieten, die Fläche ihrer Futterfelder zu vermehren, oder ihren Ertrag zu erhöhen, um mehr Dünger aufzubringen, der sich in der Oelcultur höher rentirt, als man es sich je vorzustellen gewagt hätte.

Was hier von den Oelbäumen gesagt wird, gilt von den Weinreben, Obstbäumen und den Ackerfrüchten. Nur wird sich der Dünger, der in die Aecker geführt wird, nicht so hoch bezahlen, als den man in die Weingärten verwendet; denn der jährliche rohe Ertrag eines gut gepflegten Joch Weingartens hat einen höhern Geldwerth, als der eines Joch gut gepflegten Ackers, und man sollte daher denken, daß da, wo die Weingärten den wesentlichsten Ertrag der Güter ausmachen, man auf die Erzeugung des Düngers den größten Fleiß verwenden, und Alles aufbieten werde, die größte Menge von Dünger aufzubringen, und doch sieht man da nichts so sehr vernachläßigt, als die Düngererzeugung. — So wie man sich darin gefällt, die größte Fläche Ackerlandes zu besäen, unbekümmert, ob die weit entfernten, ungedüngten, oder sonst unfruchtbaren Felder die Culturkosten lohnen, oder nicht, so sieht

man auch bei der Cultur der Reben die größten Weingärten entweder ohne allen Dünger, oder mit einer so geringen Menge desselben bestellen, daß von ihm kaum mehr erwartet werden darf, als daß er das schmachtende Leben der Reben erhält. Daher findet man solche Weingärten sparsam mit Stöcken besetzt, weil die schwächlichen Pflanzen den widrigen meteorischen Einflüssen leicht unterliegen; man bemerkt, daß die Stöcke dünner sind, und schwache Triebe machen, daß sie wenig aufsetzen, und nach der Blüthe leicht wieder die Beeren verlieren, aus keiner andern Ursache, als, weil so schwächliche Pflanzen nicht Säfte genug haben, große Sommertriebe zu machen, und Früchte zu entwickeln und zur Vollkommenheit zu bringen, was nur jene vermögen, die reichlich genährt und wohl gepflegt sind.

In Hinsicht des Ernährungsprozesses giebt es keinen wesentlichen Unterschied zwischen Thieren und Pflanzen, und, wenn die Pflanzen auch einen größeren Theil ihrer Nahrung aus der Atmosphäre ziehen, wie die Thiere, so muß man dafür wieder in Betrachtung ziehen, daß ein großer Theil der ihnen zugedachten Nahrung nutzlos durch den Fäulnißprozeß verloren geht. Beim Ackerbau, noch mehr in der Gartencultur ist man hievon auch wohl überzeugt, und gesteht, daß man es beklage, nicht mehr Dünger verwenden zu können, obgleich das Mittel zur Hand liegt, nämlich: die gegebene Menge des

Düngers einer kleineren Fläche zuzuwenden; aber bei der Weincultur meint man, daß der Düngermangel von geringerem Nachtheile sey, und tröstet sich über den kleinen Ertrag der Weingärten mit der besseren Eigenschaft des Weines, die man nur von kümmernden Stöcken erhalten zu können glaubt, was aber aller Erfahrung, bei uns sowohl als anderswo, widerspricht. Nur dann, wenn man die Rebenstöcke zu dicht an einander setzt, so, daß sich der Boden zwischen ihnen nicht gehörig erwärmen kann, und wenn man dann solche dichte Rebenstöcke zu stark düngt, erhält man einen zu wässerigen Traubensaft, der schlechten Wein liefert; allein, wer sieht hier nicht, daß nur die Extreme schaden, und daß es gleich thöricht ist, die Stöcke zu weit, als wie sie zu eng zu setzen, und den Weingarten fast gar nicht, oder zu übermäßig zu düngen? Das Wahre liegt überall in der Mitte, und eine Düngung der Weingärten, welche gegen die jetzige noch einmal so stark wäre, würde die Qualität des Weines sicher nicht verderben, und würde die Quantität desselben, wenn auch nicht um das Doppelte, doch um einen sehr bedeutenden Theil vermehren.

Wüßte man mit Sicherheit, um wie viel im Durchschnitte der Jahre, unter gegebenen Umständen, der Ertrag der verschiedenen Feldfrüchte erhöht wird, wenn zur gewöhnlichen Düngung eine bestimmte Ver-

mehrung derselben hinzugethan wird, so würde die Landwirthschaft eine ganz andere Gestalt erhalten; denn bei der Ueberzeugung, die man dadurch erhielte, daß die Menge und Güte der Bodenerzeugnisse, bei gleichen übrigen Bedingungen, in einem geraden Verhältnisse mit der Menge und Güte der dem Boden zugeführten pflanzennährenden Materien stehe, würde man überall, wo die Mittel zum Zwecke nicht zureichen, einen Theil der Aecker und Weingärten in Wiesen und Weiden umwandeln, die Zahl des Zugviehes und der davon abhängenden Dienstboten vermindern, die Zahl des Nutzviehes aber vermehren, und durch Verminderung der Ausgaben und Vermehrung der Einnahmen den Betrieb der Landwirthschaft wieder nutzbringend machen, der in früheren günstigen Jahren nur gering sich lohnend jetzt schon seit mehreren Jahren passiv ist.

Aus Diesem geht hervor, daß es in landwirthschaftlicher sowohl als staatswirthschaftlicher Hinsicht von der größten Wichtigkeit sey, den positiven Werth des Düngers unter gegebenen Umständen genau zu kennen, oder, mit anderen Worten, zu wissen: wie viel von der Bodenerzeugung ganz allein einem bestimmten Maaße oder Gewichte des Düngers zugeschrieben werden muß, und in welchem Verhältnisse die Erzeugung sich vermehret, als dergleichen Fläche mehr Dünger zugeführt wird?

Hiezu gelangt man aber in wenigen Jahren und ohne bedeutende Kosten durch comparative Versuche, die auf folgende Art angestellt werden.

Irgend ein ausgetragener, und so eben zur Düngung bestimmter Acker oder Weingarten (denn für Wiesen haben diese Versuche weniger Interesse), der in seiner Grundmischung und Lage keine bemerkliche Verschiedenheit zeigt, und bisher gleichförmig benutzt und behandelt worden ist, wird in drei oder mehrere gleiche Theile abgetheilt und die Pflöcke oder Furchen sichtlich gemacht.

Dieses zum Versuche ausgewählte Grundstück wird ganz gleichförmig als eine einzige Parcelle behandelt; nur allein in der Quantität der Düngung werden die drei Theile, in die es abgetheilt ist, unter einander nicht gleich gehalten: der Theil A wird nämlich nicht gedüngt, der Theil B erhält die bisher übliche Düngung, und der Theil C bekömmt entweder anderthalbmal oder doppelt so viel Dünger, wie B.

Da alle drei Theile des Grundstückes, wenn es ein Acker ist, mit einer und derselben Frucht bestellt, zur selben Zeit gepflügt, besäet und in jeder andern Hinsicht gleichförmig behandelt werden, und ebenso, wenn es ein Weingarten ist, gleichfalls auf dieselbe Art bearbeitet und benutzt werden: so ist die Verschiedenheit des Ertrages der Theile B und C

gegen A einzig und allein nur der Düngung zuzuschreiben, und, da der Versuch 3 oder 4 Jahre währt, so lange nämlich der gewöhnliche Turnus oder Fruchtwechsel dauert, oder, bei den Weingärten von einer Düngung zur andern: so zeigt am Ende dieser Periode das mehrere Erträgniß in B gegen A den Naturalienwerth eines Fuders Dünger bei der gewöhnlichen Düngung an, und in C zeigt das mehrere Erzeugniß gegen B, in welchem Verhältnisse die Erzeugung auf der gleichen Fläche vermehret wird, wenn ihr eine bestimmte größere Düngung zugeführt wird.

Die Anstellung dieser Versuche erfordert nichts, als Genauigkeit in der Theilung des zur Probe bestimmten Feldes oder Weingartens, und im Aufmerken der Größe der verwendeten Düngung und der davon erhaltenen Ernten oder Lesen; und das ganze Opfer, welches der Beobachter für die ihm zu Theile gewordene Kenntniß des wahren Werthes des Düngers bringt, besteht in dem geringeren Ertrage der Abtheilung A, welche ungedüngt bleibt, und doch gleich den Theilen B und C bestellt und benutzt wird.

Die k. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Steyermark fordert ihre Mitglieder und alle Freunde der Landwirthschaft auf, über diesen Gegenstand Versuche zu machen, sie durch die Jahre 1826, 27, 28 und 29 fortzusetzen, und ihr die Resultate derselben einzusenden.

Sie wird Sorge tragen, daß die ihr mitgetheilten Beobachtungen nach Culturarten, Früchten, Klima und Bodenarten zusammengestellt und bekannt gemacht werden, und hofft der Landwirthschaft aller Länder einen wesentlichen Dienst zu leisten, daß sie die zur Lösung der Frage über den Werth des Düngers erforderlichen Experimente veranlaßte, und sie am Ende so ordnet, daß allgemein gültige Folgerungen davon abgezogen werden können.

Zu diesem Behufe ist es aber nothwendig, daß von jeder Beobachtung angegeben seyen: die Erdart des Bodens, die physische Lage des zum Versuche gewählten Grundstückes (Acker oder Weingarten), das Klima des Ortes, welches aus der mittleren Zeit des Reifwerdens der Wintersaaten genügend erhellet, wann und wie stark das Grundstück vor dem Versuche gedüngt worden ist, und wie stark es jetzt in der Abtheilung B und C oder D, wenn noch eine solche Statt hat, gedüngt worden, wobei es erforderlich ist, die Anzahl der Fuder, und das wirkliche oder wahrscheinliche Gewicht eines solchen Fuders anzugeben, von welchen Thierarten der Dünger herrührt, welche Streumittel dazu verwendet worden sind, und in welchem Zustande der Zersetzung er sich befunden habe, als er ausgeführt ward. Dann folgt eine erzählende Beschreibung der jährlichen Bestellung oder Bearbeitung des Grundstückes mit der Bemerkung,

ob selbe mit eigenem Gesinde und Vieh, oder mittelst der Robath *), oder durch gedungene Arbeitskräfte verrichtet worden, endlich eine genaue Angabe, wie viel jede der Abtheilungen des zum Versuche bestimmten Feldes oder Weingartens in jedem Jahre an Ertrag mit oder ohne Abzug des Zehents abgeworfen habe, wobei vom Weine besonders dessen Qualität zu bemerken kömmt, bei den Getreidearten aber erforderlich ist, nicht sowohl die verschiedene Anzahl der Schöber, sondern auch ihr Erträgniß an Körnern und Stroh in Maaß und Gewicht anzugeben, weil die Ausgiebigkeit der Schöber nicht gleichförmig in diesen Abtheilungen ist, und Körner und Stroh vollkommener sind, je weniger es den Pflanzen an Nahrung gemangelt hat.

Auf die Frage: wie der Landwirthschaft zu helfen sey, und wie man es anzufangen habe, bei dem niedrigen Preise der Produkte ihrem Betriebe doch einigen Nutzen abzugewinnen, giebt es kaum einen befriedigernden Rath, als daß man die Extension seiner Wirthschaft beschränken, und die zu Gebote stehenden Hülfsmittel einem angemessenen, viel kleineren Raume zuwenden müsse.

Es ist dieß ein Rath, den Jeder befolgen kann; denn er bedarf keiner Vorauslage, die der Landwirth

---

*) Frohndienste, Hofdienste.

gegenwärtig theils nicht machen kann, theils nicht machen will, und, da er noch überdieß die bestehenden Auslagen auf Arbeit zu beschränken, oder wenigstens nicht zu vermehren befiehlt: so scheint er in der Gegenwart von vorzüglichem Werthe zu seyn, indem nur ein solches Verfahren der Landwirthschaft ersprießlich seyn kann, welches lehret, mit geringeren Hülfsmitteln zu produciren, da der Unwerth der Produkte, und die zu deren Werthe unverhältnißmäßigen Produktionskosten und übrigen Auslagen den Betrieb des Gewerbes überall passiv machen, wo er größtentheils im Körnerbau besteht, und der Boden nicht von vorzüglicher Fruchtbarkeit ist.

Aber auch für die Zukunft und für immer wird die Lösung der Frage über den positiven Werth des Düngers für den Betrieb der Landwirthschaft von den wichtigsten Folgen seyn. Man wird zwar vorerst die große Ausdehnung der Aecker und Weingärten sich verkleinern sehen, wird aber wahrnehmen, daß mehr Nutzvieh und weniger Zugvieh vorhanden seyn wird, und daß sich allgemach, so wie durch die vermehrte Menge des Nutzviehes wieder mehr Dünger erzeuget wird, auch die Größe der Aecker und Weingärten in dem Maaße wieder vermehret, als es die Vergrößerung der Bevölkerung erheischen wird. Immer wird in der Folge ein gerechteres Verhältniß zwischen der disponiblen Quantität des Düngers

und

und der damit zu befruchtenden Erdoberfläche bestehen, wie jetzt, weil man wissen wird, wieviel ein Fuder Dünger im Durchschnitt der Jahre unter gegebenen Verhältnissen auf einem Joche producirt, und wie stark man den Acker düngen dürfe, um mit dem kleinsten Aufwande von Kräften das größte Produkt hervorzubringen.

Grätz am 22. Sept. 1825.

XVI.

Ueber die Mittel, sich als Landwirth unter diesen für den ländlichen Betrieb zerstörenden Zeitumständen erhalten zu können, in einem praktischen Beispiel dargestellt.

Vom

Herrn v. Holle auf Lunau.

Vorwort.

Es liegt in dem Menschen, vermöge seiner natürlichen Anlagen, und besonders vermöge seiner Perfektibilität, der Grund und der Trieb, sich über den ganzen Erdboden zu verbreiten, sich seinen Besonderheiten anzuschmiegen, und überall Vortheile und Vervollkommnung seiner selbst zu suchen, worin die Natur seinen Bestrebungen nicht nur nichts entgegensetzt, sondern solche stets zu begünstigen scheint.

Hieraus folgere ich, daß, da der Landbau mehr als alle anderen Gewerbe und Beschäftigungen, welche

wegen eines Vortheils betrieben werden, mit den Naturkräften vertraut seyn muß, die Intelligenz im Allgemeinen so wie in besonderen Fällen sich da am meisten heben, am muthvollsten hervortreten wird, wo die meisten natürlichen, oder auch künstlichen und blos zufälligen Hindernisse den gewünschten Zwecken entgegen sind.

Wir finden ferner eine planvolle Einrichtung in der Welt, welche das Band der Nationen enger verbindet, und in der Verschiedenheit der Produkte der Länder, so wie in derjenigen ihrer geographischen Länge, der Genußweise ihrer Bewohner, ihrer Anlagen, Geschicklichkeiten u. s. w. gegründet ist! Hieraus sind seit jeher große Handels- und Gewerbsspekulationen hervorgegangen, welche, da sie in der Natur der Dinge selbst gegründet waren, nichts anders, als sehr wesentliche und erfreuliche Erfolge hervorbringen mußten.

Diese letzteren werden durch Krieg und zuweilen durch Gesetzgebung hintertrieben, so daß nunmehr eine Hemmung der natürlichen Verbindung der Dinge entsteht, woraus eine gänzliche Umwälzung der vorhin bestandenen Verhältnisse mit allen ihren Folgen hervorgehen, und mannigfaltiges Uebel begründen wird.

Die Gesetzgebung, in Bezug auf Handel und Gewerbe, so einleuchtend ihre Zwecke in vielen Fällen der Vernunftmäßigkeit sich darbieten, kann —

ob zwar sehr heilbringend auf die Verhältnisse der Zeitgenossen einwirken, spätteren Generationen Erfolge zuführen, die dem vorgesetzten Zwecke geradezu widersprechen. — Dieses Irrthümliche, selbst in den weisesten Einrichtungen, liegt offenbar in dem Widerstreben des allgemeinen Flusses menschlicher Verhältnisse und Bestrebungen in ihrer Gesammtheit, gegen einen besondern temporairen Impuls, welchen man ihm zu geben gedachte, und der nie so naturgemäß fortwirken kann, als jener.

So ist es der englischen Gesetzgebung mit den Armentaxen ergangen, vielleicht trifft dieses Schicksal auch die Kornbill.

Eben so naturgemäß ist ein Gleichgewicht des relativen Werths der Dinge, welches sich, wenn es durch besondere Einwirkungen vorrückt und aus seinem bisherigen Gleise gebracht worden, gewiß — wenn auch viel später, als es zu erwarten stände, — wieder herstellen und in seine vorige Ordnung wiederum festsetzen würde.

Wir können dem zu Folge mit Recht erwarten, daß die Klasse der Tagelöhner, welche gegen die Grundbesitzer in unerhörtem Vortheile stehen würden, wenn hinlänglich Capitalien vorhanden wären, um ihnen nach wie vor Verdienst zu geben, ihre Forderungen bedeutend nachlassen, oder kleine Erpachtsbesitzungen nachsuchen werden, weil nunmehr die Taglohn ersparende Schaafzucht einen großen

Theil der Ackerbestellungskosten entbehrlich machen wird.

Und dies ist es, was unser hochverehrte Thaer Band 1. Seite 100. seiner rationellen Landwirthschaft in einem sehr folgereichen Satze also ausdrückt:

„Daher ist in cultivirten und bevölkerten Gegenden im Durchschnitt der Jahre ein festistehendes Verhältniß oder Gleichgewicht zwischen dem Preise des Grund und Bodens, der Arbeit und der Produkte entstanden, welches, wenn es durch Zufälligkeiten gestört wird, sich doch bald wieder herstellt."

Ich folgere hieraus, daß bei jeder landwirthschaftlichen Operation, wo Intelligenz — viele und gute Arbeit, eine besondere Auswahl des Bodens, und ein Mitwirken der Naturkräfte vorausgesetzt wird, ein verhältnißmäßig höherer Preis gegen andere Resultate der Anstrengung, wo diese Potenzen nicht mitwirkend gewesen, erwartet werden muß; die Zeitumstände seyen noch so schlecht, und bei übrigens ganz gleichen Umständen.

Denn es scheint eine Kraft in der Anordnung der menschlichen Verhältnisse vorherrschend zu seyn, welche nach ewig weisen Gesetzen, Maaß und Ziel jedem Dinge in seinen unzuberechnendsten Beziehungen, nach unzuverrückenden Regeln festsetzt, dabei das freie Walten der Kräfte durchaus nicht beschränkt, und über alle spaltenden Hindernisse die Menschheit hinwegführend, einen festen Gang in der

Erreichung allgemein gewünschter Zwecke unstreitig offenbart.

In dieser Ansicht liegt meines Dafürhaltens viel Trostreiches, daher ich es für Pflicht halte, solche meinen Mitbrüdern ans Herz zu legen.

Aber es ist auch außerdem von Wichtigkeit, die Würde und das Erfolgreiche des Landbaues, so anerkannt es immer seyn mag, zu einer Zeit öffentlich zu verlautbaren, wo man bereits anfängt, ein Mißtrauen in die Erfolge der Intelligenz des ackerbauenden Publikums zu setzen, und darin so weit geht, die hoffentlichen Erträge der Landgüter selbst unter dasjenige zu schätzen, was wir bisher noch immer davon erhalten. Man hält dafür, daß ein allgemeines Sinken aller ländlichen Vermögensumstände beinahe unvermeidlich ist, und daß für den Staat auch hieraus kein besonders nachtheiliger Schaden entspringt, weil die neuen Aquirenten der Landgüter, die zu unerhört niedrigen Preisen sich in Besitzstand versetzen, nunmehr nur allein im Stande wären, den Landbau vortheilhaft zu betreiben.

Der preußische Staat, welches ein Staat der Vernunft ist, theilt (wie uns Erfahrung belehrt) keinesweges diese Ansicht, sondern ist vielmehr bemüht, die gesunkene Hauptkraft der Nation, die in dem Landbau besteht, so viel zu heben, als es gegenwärtig menschlichen Kräften nur zulässig ist. Was ist es auch andres, was unsrem ruhmvollen Heere

seine größte Kraft giebt, als das kräftigere Landvolk, welches an Mühen des Körpers und Geistes von Jugend auf gewöhnt, diejenige Beharrlichkeit im vorzüglichen Maaße zeigt, welche die schönste Eigenschaft des Soldaten stets ausmachen wird.

Aber nicht vom Staate allein müssen wir Abhülfen erwarten, die in gegenwärtigen übergroßen Drangsalen, welchen die solidesten Vermögensumstände des Landbauers kaum zu widerstehen vermögen, beinahe unmöglich sind, — wir müssen uns selbst entschließen, mit muthvoller Hand in das Rad des Schicksals zu greifen, und unsre Verhältnisse von Grund aus anders zu basiren bestrebt seyn.

Wie ich dieses in meinem besondern Fall zu machen gedenke, will ich jetzt der öffentlichen Prüfung vorstellen, vorher aber eine kurze Beschreibung der wesentlichsten Umstände und Einrichtungen meines hiesigen Landgutes, als zum bessern Verständnisse nothwendig, einschalten. —

1) Beschreibung meines hiesigen Landgutes.

Mein hiesiges Landgut besteht aus drei durch den dazu gehörenden Wald abgesonderten Wirthschaften, welche insgesammt seit 8 Jahren, mehr oder weniger nach den Regeln des Fruchtwechsels, wie folgt, cultivirt werden.

Lunau, welches ich bewohne, enthält 8 Schläge von der geringen Größe zu 4 bis 5 Morgen culmisch

Maaß, 3 Außenfelder und 12 Morgen Wiesen, übrigens eine halbe Hufe Müllerland.

Die Fruchtfolge tritt mit dem diesjährig gedüngten Schlage in die zweite Rotation. Solche ist 1) Kartoffeln, stark gedüngt und gepferdehackt, 2) große Gerste mit Klee, 3) und 4) Klee zur Math, 5) Hafer, zweijährig, 6) Wicken zu grün Futter, ungedüngt, 7) Weitzen, 8) Hafer oder Erbsen.

Der Acker besteht aus lehmigem Sandboden, zuweilen auch aus noch leichterm; er enthält zum Theil eine Unterlage von Ortstein, durch dessen Verwitterung seine rothe Farbe herrührt, und ist durch Auffahren eines humosen Thonmergels größtentheils veredelt.

Ueber die Außenfelder werde ich mich *später* mittheilen.

Da das nachfolgend zu beschreibende Vorwerk von hier aus mit den Pferden bewirthschaftet wird, werden hieselbst 12 Pferde gehalten. Demnächst 16 Stück Kühe mit dem Stier, so daß bisher wegen diesem Umstande keine Stallfütterung mit den Kühen (die jedoch sehr gute Weide haben) betrieben werden konnte.

Das Vorwerk Zalesch enthält 210 Morgen überhaupt, worunter 6 Morgen Wiesen; es hat mitunter eine bergigte Lage und zeigt eine dreifache Verschiedenheit seiner Oberfläche, nämlich 1) Klayboden zu ungefähr 15 Schfl. Weitzen Aussaat, 2) an 50

Morgen sandigen Lehmboden mit Uebergängen zu gewöhnlichem Lehm und mehreren ausbrennenden Lehmkuppen. 3) Das übrige besteht aus lehmigem Sandboden mit Uebergängen zu ganz leichtem Lande, welches jedoch früher durch Moder und Unterpflügen grüner Saaten, besonders durch Hordenschlag, verbessert worden.

Hier sind keine Außenfelder, und das Ganze wird in folgender Art bewirthschaftet.

1) Gedüngte, zum Theil gehordete Brache, mit Wickengemenge und Buchweitzen zu Heu und grün Futter, 2) Winterung, 3) reine Brache, 4) Winterung, 5) 6) und 7) natürliche Weide, 8) Dreeschhafer.

Die klayartigen Antheile haben dagegen Bohnen in Reihen getragen, und sind alsdann mit Weitzen und Klee benutzt worden. Der übrige Acker hat nur Klee ausnahmsweise getragen.

Ich baue hier keine Kartoffeln, weil ich des starken Düngers zu diesem Bau bis jetzt entbehre, indem ich hier nur circa 10 Fuder Wiesenheu baue, und das künstliche Futter zur Unterhaltung von 200 Stück in der Veredlung begriffnen Schaafe des Winters verbrauche, dem zu Folge also nur wenig zum grün Futter verbrauchen darf.

Alljährig entsteht aber ein Umtausch zwischen diesem Vorwerke und Lunau, in Stroh und Mist bestehend, jedoch gewinnt Ersteres an dem erhaltnen

Mist, obgleich ich gestehe, daß diese Einrichtung etwas Mangelhaftes hat.

Das Vorwerk Paparzyn ist unter diesen drei Arealen das bei weitem bedeutendste, indem es 25 Hufen überhaupt enthält. Dessen Acker wechselt nicht grell und zeigt deutlich folgende drei Abstufungen:

1) Lettigen Boden, zum Theil kalkgründig.

2) Guten sandigen Lehmboden, mit mergligtem Lehm zum Untergrunde.

3) Lehmigen Sandboden, welcher theils eine sehr kalte Beschaffenheit hat, (Seegrund oder stauberdigt) theils in geringerem Antheile in Sandboden übergeht.

Er ward bisher, in 8 Haupt- und 6 Außenschläge, wie folgt bewirthschaftet.

a. Die Hauptschläge.

1) Brache von ungefähr 80 Schfl. Winterungsaussaat im Durchschnitt, gedüngt, gehordet und gemodert. — Wo kein Schaafmist hinkommt, mit Wicken und Gemengen, übrigens in starkem Dünger mit 150 Schfl. blauen Kartoffeln und einigen Morgen Kohl und Kohlrüben bestellt.

2) Winterung und große Gerste nach Wurzelgewächsen mit übergesäetem rothen Klee über beides. 3) Klee zur Math, auch wohl zum Theil zur Weide, 4) zur Weide, 5) reine Brache, 6) Winterung, 7) Erbsen, Buchweitzen, 8) Hafer.

Die sechs Außenschläge zu 36 Schfl. Winterung

Aussaat im Durchschnitt, wovon deren viere erst kürzlich aus Birkengrund gerissen und zwei aus altem Weidelande bestehen, enthalten lettigen, etwas kalten Boden und tragen bisher aus der Ruhe, nach dieser Folge: 1) schwarze Brache, 2) Weitzen, 3), 4) und 5) Klee zur Weide, 6) Hafer 3fährig.

Dieses Vorwerk giebt im Durchschnitt 50 Fuder Heu; es werden daselbst 800 Stück mitunter hoch veredelte Schaafe gehalten, und außerdem 3 Gespann Pferde, 15 bis 18 junge Pferde, 24 Zugochsen, 15 Stück Kühe und etwa 20 Stück Jungvieh.

Die Ochsen arbeiten zu zwei im Wechsel vor der Zagge, wobei verheirathete Deputanten angestellt sind.

Es ist nachzutragen, daß dieselbe Einrichtung mit den Ochsen auf dem Vorwerke Zalesch statt findet, wo deren 8 und 2 überzählige gehalten werden.

Das Tagelohn und die Kosten der Wirthschaft belaufen sich, wegen der angrenzenden Niederung, hoch. Eben so sind die Abgaben hoch, wozu ein ansehnlicher Canon kommt, weil dieses Gut früher Erbpachtsgut war und späterhin zu adlichen Rechten mit dessen Beibehaltung erhoben wurde.

Den vorausgeschickten Mittheilungen zu Folge, kann ich nun gleich zur Haupsache übergehen.

2) Ueber meinen neuen Wirthschaftsplan.

Nach einer in diesem Jahre angestellten Berech-

nung, hatte ich in dem gedüngten Schlage meines Vorwerks Zalesch (18 Morgen groß) einen Ertrag von 445 Schfl., von 23 Schfl. Staudenroggen Einfall. Die Kostenberechnung, bei welcher ich jedoch einen Rthlr. pro Morgen Landrente annahm, war übrigens den hiesigen Verhältnissen angemessen, und ergab, daß mir der Schfl. Roggen, des hohen Ertrages ungeachtet, $11\frac{2}{3}$ sgr. kostete; welches mich auf eine sehr unangenehme Weise überraschte.

Da wir in unserer Gegend den Schfl. Roggen, seit der vorigen Ernte, höchstens mit 15 sgr. und jetzt nur mit 12 sgr. bezahlt erhalten, so ist selbst bei diesem Bau kein Vortheil gewesen, und der Schade würde bedeutend seyn, wenn man statt dem vorerwähnten Ertrage von 25 Schfl. vom Morgen, etwa 18 erhalten haben würde, was man noch immer eine gute Ernte nennen dürfte.

Es hört demnach der Roggen auf, als verkäufliche Waare ein lohnendes Produkt zu seyn.

Mein Vornehmen war gleich gefaßt, ihn in dieser Beziehung durch Weitzen zu ersetzen, und zwar durch weißen, welcher in unsrer Gegend in der Regel mit 10 sgr. höher als der bunte bezahlt worden.

Der weiße Weitzen hängt aber, selbst bei einer vorzüglich günstigen Auswahl des Ackers, auch von Mitwirkungen der Natur ab, erfordert übrigens Beachtsamkeit in der Erhaltung seiner Art, und wird demnach einen fortdauernd verhältnißmäßig hohen

Preis gegen andern haben, die Zeitumstände mögen werden, welche sie auch wollen. (Siehe den aufgestellten Satz in meinem Vorworte.)

Meine Hauptumwandlungen betreffen das Vorwerk Paparzyn, worin mein hauptsächliches Grundvermögen besteht. Sie sind folgende.

In der Eintheilung der Schläge finde ich mich nicht veranlaßt, Veränderungen einzugehen, weil solche meinen Zwecken nicht widersprechen, aber wohl hauptsächlich in dem Verhältniß der Schaafwirthschaft gegen eigentlichen Ackerbau.

Die daselbst befindliche Schäferei, obgleich ihr in dem Jahre 1822 ein bedeutendes Unglück durch Fäulischwerden betroffen, fängt an meinen Erwartungen zu entsprechen. Jedoch hält der Futterbau mit der Vermehrung der Schaafe kaum Schritt.

Ich habe nämlich da, wo in der gedüngten Brache Schaafmist hinkam (siehe weiter zurück), bisher keine Wicken gebaut, nicht, daß ich nicht gewußt hätte, diesen sonst trefflichen Mist durch Aufgießen mit Jauche (was immer geschehen und wozu die beste Gelegenheit vorhanden) zu veredeln, sondern ich kam mit der früheren Ausfuhr desselben nicht zurecht, weil diese sonst immer nur in der Zeit der Wollschur geschah, wenn die Schaafe in die Horden kamen. Ich werde diesem Uebelstande jetzt abhelfen und den Bau der Wicken (mit welchem es mir anfangs keineswegs glückte), des Wickengemen-

ges ꝛc. sehr erweitern, so wie auch den mehreren Arten von Wurzelgewächsen, welche auf diesem Vorwerke stets ein sehr gutes Gedeihen haben.

Nach diesem werde ich nach gehöriger Prädisposition des mißlich scheinenden Ackers überall in einem solchen Brachschlage, wo grün Futter gewesen, weißen Weitzen, und nach den Unterfrüchten, wie bisher, große Gerste folgen lassen, worüber weiter rother Klee gesäet wird.

Dieser Klee bleibt vier Jahre zur Nutzung, und zwar das erste Jahr zur Math, 3 Jahre zur Weide, jedoch mit dem Unterschiede im dritten Weidejahre, daß gerade die kräftigsten Theile des Schlages alsdann zum Rapsbau vorbereitet werden, um solchen vor Winter ohne weiteren Dünger eindrillen und einmal behacken zu können.

Der übrige Theil des Schlages wird vor Winters zuerst gestürzt, um nach Bewandniß der Umstände mit Hanf, Lein, Mohn in Reihen, so wie auch Bohnen und Mays gleichfalls in Reihen bestellt und gepferdehackt zu werden.

In dem Abtrageschlage wird Roggen bestellt, jedoch nur größtentheils zur Fütterung der Schaafe.

Ich habe mich nämlich besonders kürzlich vollkommen überzeugt, daß nichts so sehr den Mangel einer reichlichen Fütterung mit Heu bei den Schaafen ersetzt, und solche selbst bei mäßigem Gebrauch

in Kraft erhält, als diese Fütterung mit Roggengarben.

Da ich meinen dortigen Schaafen in diesem Jahre nur 56 Fuder Kleeheu und 1200 Schfl. Kartoffeln bestimmen konnte, so wären sie, ohne diesen Zusatz an Roggen, gewiß nicht in dem guten Zustande, in welchen ich solche größtentheils hierdurch versetzt habe.

In der Benutzung der Außenschläge finde ich mich keinesweges veranlaßt, etwas zu ändern.

Diese Schäferei hoffe ich schon im künftigen Jahre mit 1200 Stück gut einzuwintern, da das diesjährige Lammen vorzüglich von statten geht.

Man wird mir hierauf entgegnen, daß 1) das Gerathen des Klees, in einer so fortgesetzten Folge, mißlich seyn könnte. Aber mein dortiger Boden hat die Eigenschaft, daß sich, bei einigermaaßen fruchtbarem Wetter, ein dichter Ueberzug von weißem Klee darauf erzeugt, so daß ich in diesem Falle (welcher beiläufig gesagt, die Regel ausmacht) den rothen Klee als Accidenz betrachten kann, obgleich ich sehr bemüht seyn werde, sein öfteres Wiedererscheinen thätig zu begründen.

2) Wird man mir einwenden, daß der Raps und die anderen genannten Handelsgewächse ohne frische Gaile nicht gerathen würden.

Wegen dem Mohn auf warmem, kurzem Rasen-

boden, den man freilich schon von Jacobi ab bis zum Winter prädisponiren muß, bin ich unbesorgt. Hanf und vielleicht auch Kümmel würde ich nur da bauen, wo ich gewisse Rechnung auf dessen Gerathen machen dürfte. Aber auch wegen dem Raps dächte ich unbesorgt seyn zu können. Ein Versuch, solchen in 3jähriger Kleestoppel ohne Dünger zu bauen, ist ganz gut abgelaufen, und obgleich ich anfangs genöthigt seyn werde, solchen etwa mit Horden zu unterstützen, so glaube ich für die Folge dabei sicher fahren zu können.

Sämmtlich gewonnener Raps, so wie auch der Lein, werden auf einer Oelmühle, die ich anlegen lasse, Behufs der besseren Schaafpflege, vermahlen. Diese Operation kann unmöglich gewinnlos ausfallen.

Durch diese Bewirthschaftungsart erspare ich auf diesem Vorwerke 1 Gespann Pferde und 2 Wechselochsen-Gespanne, welches schon bedeutend ist. Indem der Roggen ferner nach Vorfrüchten gebaut wird, und keine Landrente zu bezahlen hat, wird er mir selbst weniger kostbar. Es wird ferner für mich nutzbar, die verheiratheten Deputanten abzuschaffen, und statt deren junge Leute zu miethen, welche im Winter die Arbeiten des Dreschers verrichten können. Hieraus muß aber ein Plus in der Einnahme entstehen, welches gleich vortheilhaft für den Grundherrn und seine Einsassen zu Verbesserungen angelegt werden kann.

Ein

Ein bedeutender Nebenzweig, welchen mein Umwälzungsplan begreift, ist die Veredlung der Pferdezucht, worin ich bereits einen Anfang gemacht habe. Die weitläuftigen Weideräume der Außenschläge machen diese nicht nur möglich, sondern auch sehr vortheilhaft, indem zugleich durch die Verwendung des Roggens zu Futter für die Arbeitspferde, diesen, der in den Außenschlägen gewonnene Hafer bestimmt werden kann, welcher mehr als hinreichend ist, um zwischen 20 bis 30 junge Pferde durch den Winter reichlich zu unterhalten.

Wenn aber hiervon jährlich 10 Stück zu einem Mittelpreise von 50 Rthlr. verkauft werden können, so sind 1) die Kosten gedeckt, und ließe sich 2) aus dem Ueberschusse derjenige Nachtheil mehr als hinlänglich decken, den ich durch 1000 Schfl. nicht verkauften Roggen haben könnte, weil Gewinn beim Roggenverkauf ganz andere Conjunkturen erheischt, als die jetzigen es sind.

Der Durchschnittsertrag des Heues beträgt hier an 50 Fuder. Mit diesem denke ich diesen jungen Pferden nicht nur, sondern auch noch 15 bis 18 Kühen aufhelfen zu können; welche Letztern mit den Arbeitspferden, wegen des wohlfeil zu erwartenden Stalldüngers, durchaus des Sommers auf dem Stalle gehalten werden müssen.

Einen dritten Zweck erreiche ich durch Verpachtung eines von den Hauptschlägen abgenommenen,

theils leichten, theils kalten Bodens, in kleinen Nahrungen von 1½ zu 3 Morgen. Die Sucht, sich anzukaufen, ist bei den kleinen Leuten, welche in der Nähe der Stromniederungen leben, noch immer sehr groß, und ich hoffe, aus 36 Morgen, welche ich auf diese Weise überlasse, einen Gewinn zu ziehen, den mir hier den Weitzenbau, wenn er auch anders häufig vorkommend möglich wäre, nicht geben würde.

Endlich vereinige ich mit diesen wesentlichen Operationen eine erweiterte Obstbaum- und Bienenzucht, wozu meine Oertlichkeit die größten Veranlassungen darbietet, und extendire diese Erweiterung auch auf die Schweinezucht, obgleich ich gestehe, daß ich früher zu diesem Erwerbszweige nie besondere Lust hatte.

Mit dem Vorwerke Zalesch bleibt es noch beim alten, außer daß ich dort die Wechselochsen abschaffe, und sämmtliche Gespannarbeiten mit den hiesigen Pferden verrichten werde, indem ich diesen Thieren durch bedeutende Körnerzulage in wohlfeilem Roggen diejenige Kraftanstrengung, welche sie mehr gebrauchen werden, leicht ersetzen kann.

Meine hiesige Fruchtwechselwirthschaft ist mir aber, nach genau darüber angestellten Berechnungen, zu vortheilhaft, um darin eine Abänderung treffen zu wollen. Ich habe das Vergnügen ihrer speciellen Leitung, da sie wenig mehr, als eine Bauernwirthschaft ausmacht. Indessen widerspricht das

Digitized by Google

meinen Grundsätzen keinesweges, indem der große Düngungsstand mir noch Lagerweitzen in der 6ten Folge nach Kartoffeln giebt und ich genöthigt bin, Mais nach Hafer in Reihen zu bestellen, um diesem Uebelstande vorzubeugen.

Was die hiesigen Außenfelder anbetrifft, so habe ich es sehr vortheilhaft gefunden, Land miethweise zu Kartoffeln auszuthun, wozu sich in dieser sehr bevölkerten Gegend eine Menge von Competenten findet. Ich kaufe nach diesem Dünger, um diesem Lande die verlorne Kraft wiederum zurückzugeben.

Diesem Plane ist für mein Vorwerk Paparzyn bereits vorgearbeitet worden, und kommt solcher im Verlaufe dieses und des zukünftigen Jahres ganz in Ausübung. Ich hoffe durch die angegebnen Hülfsmittel mich im Verlaufe von 3 bis spätestens 4 Jahren von einem noch so starken Sinken der Fruchtpreise unabhängiger gemacht zu haben.

XVII.

Ueber die Vorzüglichkeit der Erntemethode in Mecklenburg und Holstein.

Vom

Herrn Binder zu Wulfersdorf.

Unter allen landwirthschaftlichen Geschäften ist ohne allen Zweifel das der Ernte mit eins der wichtigsten, und doch beachtet man es oft so wenig, daß nicht selten durch fehlerhafte Methoden bedeutender Schaden verursacht wird. Fünf und zwanzigjährige Beobachtung, nahe und fern, über diesen Gegenstand, haben mich von der Wahrheit des so eben Gesagten überzeugt, und ich halte es daher für keine unnütze Arbeit, meine Ansichten über die Erntemethode, welche in Mecklenburg und Holstein üblich ist, hier mitzutheilen. Zwar ist im märkischen ökonomischen Wochenblatte dieses schon, ohne mein Wissen, vor einigen Jahren geschehen, wo es von dem früher be-

Digitized by Google

standenen Frankfurter ökonomischen Vereine, in welchem ich meine Ansichten vortrug, entstellt und falsch mitgetheilt worden ist. Da diese in jenen Blättern befindliche Darstellung sehr leicht die, welche danach arbeiten wollen, zu Irrthümern verleiten kann, ich deshalb vielfältig angesprochen bin, die genaue Beschreibung jener Methode öffentlich mitzutheilen, so erfülle ich hiermit um so lieber diesen Wunsch, als ich wahrgenommen habe, daß man hin und wieder die von mir empfohlene Methode zur Zufriedenheit angewandt, und als die letztverflossene Ernte wieder gezeigt hat, wie sehr wichtig diejenige Methode ist, bei welcher der Landwirth der unstäten Witterung am meisten trotzen kann.

Der Hauptunterschied dieser Methode, auf welchem auch der größte Vortheil beruhet, ist, daß das Wintergetreide, Roggen und Weitzen, unmittelbar hinter der Sense geharkt, gebunden, aufgesetzt (gehockt), und mit dem Abfahren des Getreides in die Scheune nicht eher angefangen wird, als bis das ganze Feld aufgesetzt ist. — Bei der Sommerung findet die Abweichung statt, daß der Harker dem Mäher nicht unmittelbar folgt, weil eine Person keine volle Beschäftigung hinter einem Mäher findet. — Ferner werden in Mecklenburg nie Strohbänder angewandt, sondern jede Getreideart wird in kleine Garben mit Bändern gebunden, die auf eine ganz eigene Art von dem Getreide selbst gemacht worden

sind. — Endlich ist auch die Form, wie die Garben in Haufen aufgestellt werden, von der gewöhnlich gebräuchlichen eben so verschieden als sie zweckmäßiger ist.

Die wesentlichen Vortheile dieser Erntemethode sind:

1) das ganze Geschäft wird sehr beschleunigt und daher mittel- und unmittelbar weniger kostspielig;
2) bei ungünstiger Erntewitterung ist diese Methode zweckmäßiger;
3) nicht nur die Qualität der Körner gewinnt dabei, sondern auch der Ausfall derselben wird dadurch sehr gemindert.

1) Wenn es gewiß ist, daß jede Arbeit um so mehr beschleunigt wird, je mehr die ganze zu Gebote stehende Kraft auf einen Punkt concentrirt und jeder Theil derselben an dem ihm angemessenen Platze angestellt ist, so muß nach Art der Mecklenburger das Erntegeschäft ungemein beschleunigt werden. Ist die Reife des Getreides eingetreten, so werden die gesammten disponibeln Händekräfte eines Gutes in Thätigkeit gesetzt. Von dem alten Invaliden bis zu den Jünglingen, männlichen und weiblichen Geschlechts, ist man auf alle mögliche Weise bedacht, einem jeden eine ihm passende Anstellung bei der Ernte zu geben. Der Hofmeier, oder wie man ihn dort nennt, der Stadthalter, mähet vor, diesem fol-

gen die Knechte, diesen die Deputanten und Tagelöhner. Jeder Mäher bringt seinen Harker bei der Winterung mit, welcher ihm stets auf dem Fuße folgt. So viel Knechte daher der Herr zum Mähen schickt, eben so viel Mädchen als Harkerinnen müssen folgen. Auf 4 Mäher und 4 Harkerinnen rechnet man einen Aufsetzer oder Hocker. In diesem Falle müssen aber die Hocker tüchtige und kräftige Männer seyn, sind es schwächere Personen, etwa Knaben oder Mädchen, so darf man auf einen Hocker nur drei Harker, oder wohl gar nur fünf Harker auf zwei Hocker geben, denn auf die Tüchtigkeit dieser Arbeit kömmt bei ungünstiger Witterung außerordentlich viel an. Um das Geschäft noch mehr zu beschleunigen, wird nicht rein geharkt, sondern von dem Harker nichts als das Schwad aufgenommen. Das Nachharken mit der sogenannten Hungerharke geschieht gleich mit dem Anfange der Arbeit, und zwar durch alte Invaliden mit Hülfe von Pferden. Das zusammengeharkte Gerisse wird in der Regel einen Tag vor dem Einfahren an die Hocken gebracht, und wenn es nicht für den Schaafstall bestimmt ist, mit den Garben zugleich aufgeladen *). Auf diese Art ist nun Jeder seinen Kräften

*) Daß das Nachharken mit der Hungerharke so besonders zu empfehlen sey, will ich nicht behaupten. Wo Menschen genug sind, hat das unmittelbare Nach-

angemessen angestellt. — Im Allgemeinen beginnt die Arbeit um 6 Uhr, dann darf aber Niemand vor Sonnenuntergang daheim kehren. Alles Essen und Trinken muß für den ganzen Tag am Morgen mitgenommen werden, und selbst der Aufseher der Leute, welcher nicht selten das Geschäft eines Hockers übernimmt, muß an Ort und Stelle verbleiben, damit, wenn die eine Mittagsstunde verflossen ist, alles sogleich wieder an die Arbeit geht. Ist nun das ganze Winterfeld, Roggen und Weitzen, in Hocken aufgesetzt, welches selbst auf sehr bedeutenden Gütern gewöhnlich in 3 bis 4 Tagen beschafft wird; dann wird alle Anstalt zum Einfahren gemacht. Die nun ausgeruheten Pferde erlauben es mit Nachdruck zu betreiben, was denn auch mitunter in dem Maaße geschiehet, daß die Pferde sichtbar abgetrieben werden, denn oft läßt man ihnen nicht die gehörige Zeit zum Fressen. Auch beim Einfahren wird dadurch, daß die sämmtlichen Kräfte nur an zwei Stellen arbeiten, beim Wagen und in der Scheune, die Arbeit bedeutend befördert. Eine ungemein löbliche Einrichtung habe ich in Mecklenburg beim Einfah-

---

harken mit der kleinen Harke unbedenklich Vorzüge. Allein der Mecklenburger hat, besonders seines großen Menschenmangels wegen, immer nöthig, auf alles aufmerksam zu seyn, wo Hände erspart werden können. d. V.

ren allgemein angetroffen, wodurch mehrere Menschen erspart werden. Es werden nämlich gleich viel Arbeiter auf das Feld und in die Scheune gestellt, so daß also zum Aufladen eben so viel Hände bereit sind, als zum Abladen. Die letztern theilen sich in zwei gleiche Theile, wovon sich der eine mit dem andern Theile bei jedem Fuder abwechselt, so daß wenn die eine Hälfte abladet, die andere Hälfte das Einfahren befördert, die Wagen vom anhängenden Getreide rein macht, sie aus der Scheune herausstößt, umkehrt u. s. w. Da die Arbeit der letztern ungleich leichter ist, als das Abladen, so ruhen sich diese aus, und es kommen bei jedem Fuder Ablader mit erneuerten Kräften zur Arbeit, ein Umstand, der in den heißen Erntetagen bei der Arbeit in der Scheune und bei der anhaltenden Zufuhr sehr wohl zu berücksichtigen ist. Es müssen auf diese Weise halb so viel Arbeiter das abladen, was die doppelte Anzahl aufladet, eine Forderung, die in vielen Gegenden für höchst unbillig gehalten werden wird, es aber nicht ist, wenn man bedenkt, daß der Wagen im Felde beim Aufladen immer von einer Mandel oder Hocke zur andern fahren muß, daß das Abladen gegen das Aufladen bedeutend leichter ist, und daß sich die Ablader abwechselnd ruhen. Beim Tassen oder Bansen bedient man sich der kleinen sogenannten zweizinkigen Schüttgabeln, welches ohne allen Zweifel die Arbeit sehr befördert und das

by Google

Zerreißen der Garben hindert. Der Hintermann fängt von seinem Vordermann die Garbe auf, von ersterm wird sie wieder durch seinen Hintermann aufgefangen, und so wandert die Garbe über die Köpfe der Ablader, bis zu der Stelle, wo sie liegen bleiben soll, fort. Wie sehr dieses gegen die gewöhnliche Art, wo ein Tasser die Garbe vor die Füße des andern legt, dieser sich bücken, die Garbe aufheben und wieder niederlegen muß, die Arbeit fördert, ist gewiß Jedem klar. Ueberdies kann die Entfernung, in welcher die Tasser stehen, bei dem Gebrauche der Gabeln ungleich größer seyn, denn man kann mit diesen bedeutend weiter reichen als mit den Armen, und es müssen auch hier Arbeiter, folglich auch Kosten gespart werden. Daß, beiläufig gesagt, die treffliche Einrichtung der mecklenburgischen und holsteinischen Scheunen, mit Längenfluren, einen wesentlichen Einfluß auf die Beschleunigung des Erntegeschäftes hat, wird denen am klarsten seyn, welche selbst in Scheunen dieser Art eingeerntet haben. Die Erforderniß an Tassern ist gleichmäßiger, die Scheunen können von einem Ende bis zum andern vollgebaut werden, und der Längenflur bietet die beste Gelegenheit dar, noch spät am Abend, wenn man auf dem Taß nicht mehr sehen kann, alle beladenen Wagen, einen hinter dem andern, aufzufahren und gegen Regen und Unwetter zu sichern. —

Ich kehre nun wieder zum Harken und Bin-

den zurück. So unbezweifelt es ist, daß das Binden des Wintergetreides in Getreidebänder die Arbeit befördert, so hat man dieser Methode dennoch den Vorwurf gemacht, daß ein großer Ausfall von Körnern dabei statt fände. Allein man kann in dieser Hinsicht ganz unbesorgt seyn, wenn nur das Bandmachen und Binden auf eine zweckmäßige und verständige Art geschiehet, und wenn das Getreide nicht zu reif gemähet wird. Die Art des Bindens und Bandmachens ist sehr schwer, vollkommen deutlich zu beschreiben und dieses ist auch wohl der Grund, warum diese so Gewinn bringende Methode sich so langsam verbreitet. Kleine Garben zu binden ist nun die erste Bedingung, denn sie lassen sich besser handhaben, und trocknen auch bei etwa einfallendem Regen ungleich leichter aus, als die in manchen Gegenden gebräuchlichen, unverhältnißmäßig großen Garben. Man braucht, hinsichtlich der Größe der Garben, nicht ängstlich zu seyn, denn sie wird durch die Länge der Bänder und die Art des Bindens bestimmt. Beides, Bänder zu machen und zu binden, ist aber nun unbedingt nothwendig, den Leuten vor der Ernte so zu lehren, daß sie es vollkommen begriffen und sich eine gewisse Fertigkeit erworben haben. Am besten geschiehet dieses auf dem Hofe, wo man Stroh statt Getreide nimmt. So habe ich es auf großen Gütern gemacht, und kann versichern, daß ich in einer Stunde 30 Menschen so weit brachte, daß ich vom

guten Fortgange auf dem Felde selbst überrascht wurde. — Hat der Harker eine Lage Getreide zusammengeharkt, etwa die Hälfte von dem, was man zusammenzuharken pflegt, wenn zwei Lagen in ein Strohband kommen, so legt die Harkerin ihre Harke links, ganz nahe hinter sich nieder, ergreift mit der rechten Hand ein kleine Hand voll Getreide und hält diese mit der linken Hand, ganz nahe unter den Aehren, so daß diese unberührt bleiben, fest. Mit der rechten Hand theilt sie nun die Hand voll Getreide in zwei gleiche Theile, biegt mit derselben Hand die vorderste Hälfte links, ganz nahe unter der linken, vollen Hand zurück und legt nun diese Hälfte kurz anziehend, oben einmal um die Aehren; so wie der Umschlag gemacht, hält der Daumen der rechten Hand, ganz nahe unter den Aehren, an das umgeschlagene Seil fest und die linke Hand läßt nun das Band fahren. Da auf keine Art ein Knoten gemacht wird, so hat die rechte Hand, besonders vermittelst des rechten Daumens, das Schloß, welches die Stelle des Knotens vertritt, fest zu halten, bis, daß das Band auf die Art um die Lage Getreide gelegt ist, daß die rechte Hand mit dem ganzen Bande von oben, und die freie linke von unten, alles umfaßt und mit dieser nun das Band fest zusammenzieht. So wie man tüchtig angezogen hat, kann die rechte Hand das Schloß loslassen und das Band am Stoppelende anfassen. Würde man die rechte Hand eher

loslassen, als man angezogen hat, so würde der Schrank, wie die Mecklenburger das Schloß nennen, wieder auseinander gehen und ein neues Band angefertigt werden müssen. Wird das Seil vorschriftsmäßig gemacht, so zerreißt ein solches eher bei den Aehren, als es losläßt und es bleibt, hinsichtlich der Haltbarkeit des Bandes, nichts zu wünschen übrig. Das Zuknüpfen der Garben geschiehet nun gleichfalls auf eine Art, welche an Schnelligkeit das in vielen Gegenden gebräuchliche Zudrehen und Knebeln weit übertrifft. Das eine Stoppelende des Bandes wird mit der rechten, das andere mit der linken Hand gefaßt, beide Enden ein Mal umgedreht und dann mit dem Daumen der linken Hand untergesteckt; während dieses geschiehet, drückt der Binder, mit Hülfe des rechten Knies, das Gelege noch recht zusammen, wodurch die Garbe die gehörige Festigkeit erhält. Daß die Zweckmäßigkeit dieser Art zu binden nur durch die kleinen Garben bedingt wird, gebe ich zu. Uebrigens muß man dieses sehen, um überzeugt zu werden, daß auf diese Art eher 3 Garben gebunden werden, als eine auf die gewöhnliche Art in Strohbänder oder in gedrehete Getreidebänder gebunden wird. Sobald die Aehren bei dem Bande ganz frei bleiben, was Regel ist, so wird nicht nur kein Korn aus der Aehre herausgeknotet, sondern die Bänder erhalten stets eine gleiche Länge, und durch diese die Garben eine gleiche Größe. Allgemein kann die

Größe einer ganzen Mandel Wintergetreide zu 8 Berliner Metzen lohnend angenommen werden, welches Verhältniß auch in der Sommerung anzunehmen ist.

2) Ich sehe und höre schon im Geiste die Bedenklichkeiten, welche mancher Landwirth bei ungünstiger Erntewitterung, gegen meine vorgeschlagene Methode hegt. Allein ich werde zeigen, daß gerade ungünstiges Erntewetter meiner Methode weniger nachtheilig ist, und zwar in Verhältniß zu andern Methoden um so weniger nachtheilig, um so ungünstiger die Witterung ist; ja man kann behaupten, daß die mecklenburgische Erntemethode gerade bei sehr ungünstigem Erntewetter ihre Vorzüge beurkundet und feststellt. Bei vollkommen gutem Wetter hat die gewöhnliche märksche Erntemethode gegen die vorgeschlagene folgende Nachtheile: 1) wird das wichtige Geschäft der Ernte immer um einige Tage verspätet, indem nicht alle Händekräfte das Werk auf einmal beginnen, sondern alle weibliche Personen, so wie die, welche zum Mähen unbrauchbar sind, erst einige Tage nach dem Anfange des Mähens zum Harken und Sammeln angestellt werden können. 2) Ist der Ausfall an Körnern ungleich größer, und zwar im Verhältniß der größern oder mindern Dürre, welche gleich nach dem Mähen eintritt, bald bedeutender bald unbedeutender. Wird das Getreide gleich nach dem Mähen, wo das Saamenkorn noch aufgequollen in

seinen Spelzen fest gehalten wird, zusammengebunden, aufgesetzt und dann bis zum Einfahren nicht wieder angerührt, so kann es unmöglich durch Ausfall der Körner so leiden, als wenn es auf Schwaden geworfen wird, hier austrocknet, der Saamen also zusammenschrumpft, daher in seinen Spelzen lokker liegt, und nun durch Harken, Binden, Aufsetzen u. s. w. hin und her gerissen wird. — So groß schon diese Vortheile sind, welche die vorgeschlagene Methode vor der in der Mark gebräuchlichen hat, um so größer sind die, welche sie dem Landwirthe bei sehr ungünstiger Witterung gewährt. Vor allem muß ich zuerst die Art, wie die Mecklenburger ihre Hocken setzen, beschreiben. Der Hocker, der wie schon vorn angezeigt, 4 Mähern und 4 Harkern folgt, darf im Allgemeinen unter jeden Arm nur eine Garbe nehmen. Bisweilen werden mehrere genommen, thätige, kräftige Burschen nehmen wohl vier solche, unter jedem Arm zwei und in jede Hand noch eine, allein räthlich zu thun ist dieses nicht, am wenigsten bei Getreide, welches etwas zu reif geworden ist, indem bei so vielen Garben mehr ein Schleppen derselben statt findet als ein wahres Tragen, daher es auch nicht fehlen kann, daß dabei mehr oder weniger Korn ausfällt und verloren geht. Ueberdies aber wird, was der Hocker bei der Mehrzahl der Garben, welche er trägt, gewinnt, wieder dadurch verloren, daß er nun beim Aufsetzen der Garben diese

erst niederlegen, dann jede einzeln wieder aufheben und feststauchen muß. Am zweckmäßigsten ist es daher, daß der Hocker nur 2 Garben nimmt. So wie derselbe sich auf der Stelle befindet, wo die Hocke stehen soll, was immer so nahe als möglich hinter den Mähern ist, ergreift er die unter jedem Arme haltende Garbe mit voller Hand oben in die Aehren und staucht sie tüchtig mit Kraft zur Erde, so, daß die beiden Garben unten auf dem Boden, beinahe drei Fuß von einander abstehen, oben aber mit den Aehren sich fest zusammenschließen und hier ungefähr einen Winkel von 35 bis 40 Grad machen. Auf das tüchtige Aufsetzen der zwei ersten Garben einer jeden Hocke kommt sehr viel an, alle übrigen Garben, welche an die ersten angesetzt werden, stehen, in sofern diese gut gesetzt sind, ohnehin leichter fest und zweckmäßig. An diese beiden ersten, dachförmig gesetzten Garben werden nun alle noch zu einer Hocke bestimmten angesetzt und zwar auf das nämliche Schwad, in der Richtung als die Mäher mähen und möglichst fest aneinander. Mancher Landwirth könnte hier leicht in Versuchung kommen, die Garben, damit sie leichter trockneten, recht luftig und nicht möglichst fest zusammenzusetzen, allein man sey hierbei ohne Sorgen, selbst wenn die Garben feucht oder mit Gras durchwachsen wären. Werden die Garben nicht möglichst fest aneinander gestellt, so haben sie in der Regel, wenn sie einige Tage gestanden haben, mehr

eine

eine liegende als stehende Lage; Wind und Wetter kann mehr einwirken, und der Regen mehr eindringen. Sollen die Hocken normalmäßig gesetzt seyn, so muß man, selbst wenn es sehr stark regnet, unter ihnen, gleich wie in der Strohhütte, auch nicht die mindeste Nässe verspüren, und der Regen muß, wie an einem Dache, ablaufen. Die Größe der Hocken ist sehr verschieden und richtet sich nach der Stärke des Getreides. Sehr selten werden in Mecklenburg die Garben zu einer Hocke gezählt, sondern große und kleine Hocken untereinander gesetzt. Ob nun gleich dieses Verfahren die Uebersicht über das Geerntete sehr erschwert, so sucht man dieses einigermaaßen durch möglichst gleichmäßige Fuder wieder gut zu machen. Man beachtet nämlich genau die Schichten über den Leitern. Zu bewerken ist noch, daß in Mecklenburg immer mit einem Bindebaum geladen wird und daß, da die Knechte diese Arbeit mit ungemeiner Gewandtheit und Schnelligkeit verrichten, nicht wie einige Landwirthe glauben, die dieses noch nicht gesehen haben, dadurch die Arbeit aufgehalten, sondern vielmehr in sofern befördert wird, als man mit einem gebundenen Fuder rascher fahren kann und viel weniger dem Verschütten ausgesetzt ist. Ich habe in dieser Beziehung oft zu meinem Erstaunen, in sonst sehr geregelten Wirthschaften gesehen, daß von dem Schlage, von welchem abgefahren wurde, bis zur Scheune, eine förmliche

Straße durch verschüttete Garben bezeichnet war, und daß eine nicht unbedeutende Menge von Getreide dadurch verloren ging. — Doch ich kehre zu den Hoken zurück; sind diese zweckmäßig gesetzt, so muß es ein sehr auffallender Regen seyn, wenn er tief in das Innere der Garben eindringen soll; und gesetzt, dieses wäre geschehen, so trocknet, da die Garben klein sind, der Luftzug von oben und unten statt finden kann, und die Stoppelenden nur mit der feuchten Erde in Berührung sind, das Getreide unglaublich leicht aus. Ja ich habe nicht selten gesehen, daß das Getreide feucht gemähet, geharkt, gebunden und in kleinen Garben dem Himmel zum Trocknen überlassen wurde. Vier und zwanzigstündiges, gutes Wetter genügte oft, um vollkommen trocknes Getreide einfahren zu können. Man kann daher ohne alle Aengstlichkeit das Erntegeschäft selbst bei mäßigem Regen fortsetzen. Ereignet es sich, daß während dem Einfahren Regen eintritt, der jedoch nicht anhaltend ist, so lasse man sich nicht so schnell von dieser Arbeit verscheuchen. Sehr oft ist bei windigem Wetter alles in einer Stunde wieder trocken, und sehr häufig habe ich dieses mit allen Arbeitern und Gespann an Ort und Stelle abgewartet. — Wie so ganz anders ist es nun da, wo das Getreide auf Schwade gemähet und nicht eher geharkt wird, als bis es eingefahren werden kann. Wie wird hier das Getreide bis zum Einfahren hin und her gerissen,

wie dringt hier der Regen so leicht durch die Schwaden, wie schwer hält es, daß das Getreide wieder trocknet, da dasselbe seiner ganzen Länge nach auf dem feuchten Erdboden liegt. Die schweren Aehren werden immer mehr und mehr, je feuchter sie werden, an, ja selbst in die Erde gedrückt, und je sandiger der Boden ist, um so mehr werden die Aehren mit Erde verunreinigt und hierdurch das Auswachsen begünstigt. Nur fleißiges Lüften und Wenden, welches eine große Menge von Menschenkräften, oft zur sehr ungelegenen Zeit, in Anspruch nimmt, kann bei solchen Umständen nutzen und helfen. Bei jedem, auch dem keinsten Regen muß man zu harken aufhören, weil jeder Halm Getreide naß wird und in Garben gebunden, die in Gegenden, wo diese Methode gebräuchlich ist, ohnehin sehr stark gebunden werden, verderben würde. Sehr häufig ist man der Meinung, daß die mecklenburgsche Art zu ernten keinesweges da zweckmäßig anzuwenden sey, wo das Getreide viel Gras hat. Allein ich kann es aus vieljähriger Erfahrung bestätigen, daß es nur selten Ausnahmen giebt, wo man nicht unbedenklich Getreide, unter welchem viel Gras vorkommt, gleich nach der Sense aufbinden konnte, und wenn das Gras selbst die Hälfte des Getreides betrüge. Man berücksichtige in dieser Beziehung nur, daß das Gras selten die Höhe erlangt, daß es mit unter das Band kommt, daß die Garben klein sind und daß der Luft-

zug von allen Seiten austrocknen kann. Nach drei Tagen untersuche man Hocken und Garben von graswüchsigem Getreide und man wird finden, wie vortrefflich es als Viehnahrung ist, wie selten man es kräftiger antrifft, und daß man es selten längere Zeit stehen zu lassen Veranlassung haben wird. — Bei Klee unter dem Getreide treten Ausnahmen ein. Wo nämlich der Klee das Getreide überwächst, versteht es sich von selbst, daß hier jeder verständige Landwirth eine Ausnahme machen und das Getreide auf Schwade werfen lassen muß. Allein auch in diesem Falle wird, wenn kleine Garben gebunden und die Hocken nach der angezeigten Art aufgesetzt werden, das Getreide in kürzerer Zeit zum Einfahren geeignet seyn, als wenn es auf die in der Mark gewöhnliche Art behandelt wäre. — Daß man, so wie in Mecklenburg und Holstein, die ganze Winterung mähen und harken läßt, ehe man zum Einfahren schreitet, kann ich in den Marken nicht anrathen. Hier überwiegt die Winterung in der Regel die Sommerung, und der geharkte Roggen würde oft zu lange auf dem Felde stehen müssen und mancherlei Unfällen, Mäusefraß und dgl. ausgesetzt seyn, wenn er länger als 3 bis 4 Tage in Hocken stände. Ich habe daher seit 20 Jahren zu meiner völligen Zufriedenheit nur die Hälfte der Winterung mähen uud einhocken lassen, und dann mit dem Einfahren angefangen. War alles beendet, so wurde die andere

Hälfte auf eben die Weise behandelt. Diesem meinem Vorschlage sind auch mehrere meiner Bekannten gefolgt; sie haben das Verfahren trefflich und zweckmäßig gefunden, daher ich es auch um so mehr empfehlen kann, und 3) ein sehr wichtiger Vortheil ist endlich noch der schon im Allgemeinen berührte geringere Ausfall der Körner. Die Gründe, aus welchen bei der mecklenburger Methode weniger Ausfall seyn muß als bei der in der Mark gebräuchlichen, habe ich schon weiter vorn angeführt; denn bei jener wird das Getreide nur beim Mähen, also zur Zeit, wo das Korn noch festsitzt, und zwar auch dann nur ein Mal gehandhabt, während es bei der letztern zu mehreren Malen hin und her gerissen wird und obendrein oft zu einer Zeit, wo abwechselnder Regen mit starker Hitze und Dürre das Korn in seinen Spelzen so locker gemacht hat, daß es beim leisesten Berühren herausfällt. Es ist mir ein Beispiel aus meiner Nachbarschaft noch immer im frischen Andenken, wo mir ein fleißiger Landwirth versicherte, daß er bei ungünstiger Witterung, Regen und abwechselnder Dürre, durch Ausfallen der Körner einen Schaden gehabt habe, welchen er, gering angeschlagen, zu 20 Wispel schätzen müsse, und welchen er gewiß hätte verhindern können, wenn er, statt der märkschen Erntemethode, die mecklenburgsche angewandt hätte. Auch der Hagelschlag verursacht bei dem in Hocken stehenden Getreide viel we-

niger Schaden, als bei dem auf Schwaden liegenden, wovon ich gleichfalls durch Erfahrung in meiner Nachbarschaft vollkommen überzeugt worden bin. —

So vortrefflich mehrere meiner Freunde und Bekannten die vorgeschlagene Erntemethode gefunden, und sie deshalb auch auf mehreren großen Gütern eingeführt haben, so sind mir doch im Gegentheile auch Wirthschaften bekannt, wo diese Methode eingeführt werden sollte, wirklich damit angefangen, aber auch bald wieder bei Seite gelegt wurde. Die Ursach, daß diese Methode nicht zur Zufriedenheit ausfiel, war, daß man große Garben gebunden, und Getreidebänder gemacht hatte, die geknotet waren. Ungünstige Witterung machte, daß die Garben durch und durch eingenäßt wurden und nun der Stärke wegen nicht austrocknen konnten, sondern aufgebunden und das Getreide ausgebreitet werden mußte, allerdings Umstände, welche die vorgeschlagene Methode nicht empfehlen konnten. Ohne daß man die Ursach zu ergründen suchte, schüttete man das Kind mit dem Bade aus, und die Art der mecklenburger Erntemethode wurde als nicht zweckmäßig verschrieen und war nun gleichsam in der ganzen Umgegend verpönt und geächtet. Ich wiederhole daher hier zum Schlusse, daß, wenn die Erntemethode der Mecklenburger alle die Vortheile gewähren soll, welche sie unbezweifelt vor allen übri-

gen Methoden hat, folgende Hauptmomente nicht aus den Augen gelassen werden dürfen:

1) kleine Garben,
2) Bänder, auf die angezeigte Weise gemacht,
3) Hocken, so wie gesagt worden ist, gesetzt und
4) alle Händekräfte möglichst auf einen Punkt zu concentriren.

XVIII.

Ueber die Wichtigkeit brauchbarer landwirthschaftlicher Maschinen.

Von

W. A. Kreyssig.

Gute landwirthschaftliche Maschinen, welche Menschenkraft bedeutend ersparen, den Zweck möglichst vollkommen erfüllen und dabei so einfach und fest sind, daß sie durch die auf dem Lande schon anzutreffenden guten Schirrarbeiter im Stande erhalten, auch nicht leicht wandelbar werden, möchten wohl zu den nützlichsten und wirksamsten Hülfsmitteln gehören, den Landbau emporzubringen und einträglicher zu machen. Sie ersetzen dann fehlende Menschenkraft, indem sie die Wirkung der vorhandenen vermehrfachen; sie können überdies der arbeitenden Klasse, indem sie ihr die schwersten und angreifendsten Arbeiten abnehmen, ihre Existenz erleichtern und sie mehr von dem traurigen und abstumpfenden Zu-

by Google

stande eines Lastthieres entfernen, und, indem sie also dem ländlichen Producenten sein Wirken und Streben lohnender und wohlfeiler machen, werden sie zugleich zum Wohlthäter für seine Arbeiter.

Da es bekannt ist, daß die Engländer durch ihr ausgedehntes so sehr entwickeltes Maschinenwesen besonders in den Manufakturen Dinge machen und sich zu einem Umfange ihrer diesfälligen Produktion emporgeschwungen haben, den man vorher kaum als möglich ahnden konnte, demnächst aber in diesem Lande mehr, als irgend sonst wo der traurige und jeden Menschenfreund niederschlagende Fall eintritt, daß die arbeitende Klasse in die gräßlichste Noth geräth, so hat man hin und wieder sich verleiten lassen, jenes Unheil der arbeitenden Klasse in England dem dort vorherrschenden Maschinenwesen zuzuschreiben, und man könnte daher auch wohl die Beförderung nützlicher Maschinen bei uns als eine Unternehmung gegen den Wohlstand unserer arbeitenden Klasse ansehen. Daß dieses nun der Einführung jener Hülfsmittel in Gegenden, wo sie noch fast ganz fremd sind, entschieden hinderlich seyn müßte, ist wohl vorauszusetzen, und aus diesem Grunde kann es für den Zweck dieser Zeilen nicht unnütz seyn, jenen Verdacht gegen die Wirkung des Maschinenwesens in seiner Wichtigkeit aufzustellen.

Daß nun das englische Maschinenwesen die dabei in Anwendung kommende Menschenkraft verviel-

facht und im Durchschnitt dabei ein Mensch ohne große Kraftanstrengung mehr leistet, als mit Handarbeit vielleicht ihrer zehen nicht können, ist Thatsache. Nicht so kann man aber annehmen, daß in Ermangelung der Maschinen zehnmal mehr Menschen in ihrer Stelle Verdienst und Unterhalt finden würden. Denn der Mensch kann nicht so wohlfeil arbeiten als die Maschinen, und doch dabei sein Auskommen haben. Wenn es also auch in England möglich wäre, so viel Menschenhände aufzutreiben, als zur gegenwärtigen technischen Produktion dieses Landes ohne den Gebrauch der Maschinen nöthig wären, so wären die Fabrikenbesitzer doch nicht im Stande, ihre Waaren so wohlfeil zu liefern wie jetzt. Diese Wohlfeilheit ist es aber wesentlich, was den Absatz der englischen Erzeugnisse in alle Welttheile möglich macht und diese überall umdrängt, wo man nicht eben so wohlfeil bei gleicher Güte der Waare produciren kann. Ohne diese Wohlfeilheit, und ohne den sie möglich machenden Gebrauch der Maschinen würde also der ungeheure Absatz der englischen Manufakturen gar nicht entstanden seyn, und die Produktion selbst müßte daher auf einer viel niedrigern Stufe geblieben seyn.

Wenn nun die englische arbeitende Volksklasse so zahlreich wäre, daß sie auch ohne Maschinen die gegenwärtige Produktion der dortigen Manufakturen erzwingen könnte, dann müßte sie nothwendig in

immerwährender Noth seyn, weil sie nicht den großen Absatz ihrer Erzeugnisse erzwingen könnte, und das Unheil, was jetzt zuweilen periodisch einen Arbeiter drückt, würde weit öfter, vielleicht immerwährend bei Zehnen für Einen bestehen. Noch schlimmer aber wäre es, wenn, wie doch im Lauf der Dinge nicht ganz zu vermeiden ist, einmal durch Kriege und Handelssperren der bis dahin im Gange gewesene große Absatz stockt. Denn in diesem Falle stehen doch jetzt nur die Maschinen still, welche nicht nach Brod schreien, in jenem als Gegensatz aufgestellten Falle stünden aber Menschenkräfte still, die täglich Brod haben wollen, und wo bei den Maschinen ein Mensch in Noth käme, kämen, ohne selbige, Zehen in denselben Fall.

Die Maschinen, welche Menschenkraft ersparen, werden also nie der arbeitenden Klasse einer Nation das Brod benehmen können, sondern sie erleichtern nur ihre Kraftanstrengung und vermehrfachen ihre Wirkung, indem doch auch die Maschinen nicht ohne menschliche Bedienung wirken können. Sie verdrängen also nicht sowohl die vorhandenen Arbeiter, als sie nur fehlende Menschenhände ersetzen. Hiedurch schaffen sie wohlfeile Erzeugnisse, und durch die Wohlfeilheit dieser Absatz nach allen Gegenden, wo man in der Produktion noch zurück ist; und diese fremden Länder trifft dann nur die nachtheilige Wirkung auf die arbeitende Klasse, daß sie dieser das Brod

benimmt. Dieſes haben alle Fabrikarbeiter des europäiſchen Feſtlandes von den engliſchen Maſchinen mehr und weniger empfunden, und nur durch Maſchinen gelingt es ihnen nach und nach, ſich dieſem Uebel zu entziehen; dieſes empfinden jetzt ohne Rettung die indiſchen Frauen, die ſich früher von der Weberei nährten, durch die Einfuhr engliſcher Zeuge, weil der dort herrſchende Kaſtengeiſt ihnen Raffinement und Uebergang zu anderweitigen Beſchäftigungen verbietet. Mit Menſchenkraft läßt ſich aber dieſem Uebel nicht entgegenwirken, weil ſolche ohne eben ſo gute Maſchinen nicht ſo wohlfeil produciren kann.

Die Engländer ſetzen alſo durch ihr Maſchinenweſen nicht ihre eigene arbeitende Klaſſe in Noth, weil ſie gerade dieſer bei ihren Maſchinen erleichterte Arbeit geben und mit letztern nicht weiter gehen können, als ſie Menſchen zu ihrer Bedienung haben. Die Bevölkerung Englands iſt auch aus dieſer Urſache geſtiegen, weil ihr Maſchinenweſen immer mehr vervollkommnet und ausgedehnt wurde, immer mehr Menſchen dabei Beſchäftigung und Brod fanden, und ſie mit jedem Jahre fähiger wurden, andere Länder durch die Wohlfeilheit und Vollkommenheit ihrer gelieferten Waare mit dieſer zu überſchwemmen. Ihre Maſchinen greifen daher nur die Fabriken und die ſich dabei ernährenden Arbeiter anderer Nationen an, und nur dieſe empfinden daher

eine nachtheilige Wirkung davon so lange, als sie sich nicht mit gleichen Waffen wehren, oder die Regierungen anderer Länder die englischen Waaren zulassen.

Die zuweilen eintretende Noth der arbeitenden Klasse in England wird daher andere Quellen haben, an denen die Maschinen unschuldig sind; und wenn ich nicht irre, so möchten folgende Ursachen dabei am wirksamsten seyn.

Das Monopolsystem dieser Nation, Hinsichts des Handels mit Lebensmitteln, findet dort seine feste Stütze in dem Interesse der großen Gutsbesitzer, die zugleich als Parlamentsglieder die Gesetze des Handels lenken. Der produktive Grund und Boden ist in ihren Händen, und so erfordert ihre Hab- und Genußsucht hohe Geldpreise der Bodenprodukte, von denen der Arbeiter lebt, um ihren Gütern hohe Revenüen zu sichern.

Von der andern Seite wirken die großen Kapitalisten als Fabrikeninhaber in einem wüthenden Kampf nach steigendem Absatz ihrer Fabrikate auf verminderte Produktionskosten derselben, durch möglichst herabgesetzten Lohn ihrer Arbeiter, und so kommt dieser mit seinem Verdienst so zu stehen, daß er für die theuer zu bezahlenden Lebensmittel ihn so weggeben muß, wie er ihn bekömmt; und an einen Nothgroschen für Unglücksfälle, für Krankheit, Alter oder eine vergrößerte Familie ist nicht zu denken. In

allen diesen Nothfällen, oder wenn auswärtige Conjunkturen den Absatz der Fabrikate hemmen und denn auch die Fabriken periodisch stille stehen, muß dann ein großer Theil der englischen Arbeiter entweder verhungern, oder in Hospitälern verpflegt werden.

Hätte nun die arbeitende Klasse in England größtentheils einen ernährenden Landbesitz, wie es z. B. in Deutschland und in Preußen der Fall ist, dann hinge seine Subsistenz von jenem Kampf des Geldes mit dem Grundbesitz nicht so ganz ab; er hätte einen Rückhalt und Mittel, sich zu weit gehenden Wirkungen jenes Kampfes zu entziehen, und so wäre sein Auskommen gesichert. Jetzt aber unterliegt sie dem vorherrschenden Streben der Gutsbesitzer und der Kapitalisten ihrer Nation; sie scheint dieses auch einzusehen und daher der auch stete Kampf des großen Haufens mit dem begüterten Theil der Nation, der früher oder später wohl zu großem Unheil führen kann; daher die vielen Verbrechen in England und das wachsende Raffinement der Räuber und Taschendiebe.

Bei allen andern Nationen, wo dem arbeitenden Theil der Nation ein kleiner zum Unterhalt zureichender Landbesitz möglich bleibt, kann es hiezu nicht kommen. Weit entfernt also, daß größere Verbreitung des Maschinenwesens, welches selbst in England an der Noth der arbeitenden Klasse unschuldig ist, unserer arbeitenden Klasse irgend einen Nachtheil

by Google

zufügen könnte, ist es vielmehr zur Abwehrung der um sich fressenden Wirkung des englischen, durch Maschinen vorherrschend gewordenen Fabrikenwesens durchaus nöthig. Denn wenn auch Erwiederung der Handelsbeschränkungen Englands von Seiten unserer Regierungen jenen verzehrenden Wirkungen Einhalt thun kann, so ist dieses doch nicht vollkommen und stets erreichbar, auch als ein Nothbehelf nicht auf immer zu wünschen. Denn nur ein freier Verkehr aller Nationen kann die möglichste Entwickelung der Kräfte aller Nationen herbeiführen, und es ist daher für jede Nation wichtig, sich solchen baldmöglichst unschädlich zu machen, d. h. in ihrer Produktion dahin zu kommen, daß sie die Concurrenz der Engländer aushalten kann, ohne ihr Geld und ihren Verdienst zu verlieren. Bis dieses Ziel erlangt ist, wird es nun allerdings nöthig seyn, die englische Zufuhr eben so zu verhindern und zu belasten, wie diese Nation es mit den Erzeugnissen anderer Völker macht; allein dieses ist doch immer nur ein Gängelband, dem wir mit allen Kräften uns sobald als möglich entziehen müssen.

Hiezu ist nun Vervollkommnung und Ausdehnung des Maschinenwesens unerläßlich, weil hier Gleiches mit Gleichem zu bekämpfen ist, und die englische Produktion nur durch ihr Maschinenwesen dominirt. Man hat dieses auch wohl überall eingesehen, und so ist in den Fabriken mancherlei Art auch

die Vervollkommnung und Verbreitung des Maschinenwesens nicht zurückgeblieben, sondern wohl in lebendigem Steigen, und mehrere Zweige unserer Fabrikation beweisen es, daß wir im Stande sind, uns der aussaugenden Wirkung des englischen Maschinenwesens zu entziehen.

Nicht dasselbe kann man vom Betriebe unserer Landwirthschaft sagen. Sehr wenig und an wenigen Orten geschiehet bei uns durch Maschinen. Die schwersten, anstrengendsten Arbeiten der landwirthschaftlichen Gewerbe liegen mit ihrer ganzen Last auf den Schultern unserer Arbeiter; diese sind dadurch nicht nur schwerer und kostspieliger zu unterhalten, sondern ihre Leistungen langen auch in den meisten Fällen nicht zu, um mit Sicherheit sich auf einen naturgemäßen und einträglichern Betrieb des Feldbaues einzulassen, und was in dieser Hinsicht sich noch hin und wieder thun läßt, so lange nur einzelne Wirthschaften unter vielen damit vorgehen, wird unausführbar, wenn ein besserer Betrieb des Feldbaues allgemeiner ergriffen werden wird, weil es dann in den meisten Fällen an Menschenhänden fehlen möchte, die Sache mit Erfolg durchzusetzen. Also auch hier sind durch Maschinen blos fehlende Menschenhände zu ersetzen, nicht aber können solche den vorhandenen Arbeitern das Brod benehmen. Diese werden vielmehr durch selbige sich nur von den

anstrengendsten Arbeiten befreit sehen und können dafür, außer der Bedienung der Maschinen, andere Arbeiten, zu denen jetzt Menschenhände fehlen, übernehmen und ihr Brod auf eine nicht so abstumpfende Weise verdienen, der ländliche Producent dagegen wird mehr und wohlfeiler produciren und daher ebenfalls seine Umstände verbessern können.

XIX.

Ueber die vorjährige schlechte Roggenernte, deren Ursachen und etwanige Folgen.

Vom

Herrn Kammerrath Dr. Zimmermann.

Alle Nachrichten aus dem nördlichen Deutschland, mit Inbegriff von Mecklenburg, Hinterpommern und Thüringen, stimmen darin überein, daß die vorjährige Roggenernte geringer als mittelmäßig ausgefallen ist, mithin unbedenklich mit dem Prädikat einer schlechten belegt werden könne. Nur die Zeitungsnachrichten aus den südlichen Rheingegenden sprechen von einer sehr gesegneten Ernte aller Getreidearten; da dergleichen allgemeine Zeitungsnachrichten aber wohl nicht als gehörig verbürgt zu betrachten sind, so bedürfen dieselben wohl noch einer näheren Bestätigung und zwar um so mehr, da die dieser Gegend näher gelegenen Länder, z. B. das ge-

dachte Thüringen, sich eines gleichen Segens nicht erfreuen kann; denn nach der Versicherung der Fuhrleute aus der dortigen Gegend ist die Roggenernte daselbst eben so schlecht ausgefallen, und der Preis desselben von 20 sgr. bis auf 1 Rthlr. 10 sgr. in die Höhe gegangen. Die vorjährige Ernte ist in dem obgedachten Bezirk nicht nur in Ansehung der Quantität und Qualität des Korns, sondern auch des Strohes sehr schlecht ausgefallen. Anstatt, daß man bei einer gewöhnlichen Mittelernte von 20 Garben einen Schfl. Roggen drischt — 1824 gab er wohl $\frac{5}{4}$ — erhält man jetzt wenig mehr als die Hälfte und obendrein noch sehr magern und unvollkommnen Roggen. Die Körner sind um $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$, ja hin und wieder um die Hälfte kleiner, wie im Jahre 1824, und enthalten wenig Mehl- und Zuckerstoff: den größern Theil derselben macht die faserige Hülse aus. Von einer gleichen Beschaffenheit ist das eingeerntete Stroh. Vor der Ernte hatte es den Anschein, als wenn wenigstens eine reichliche Strohernte eintreten würde: allein dieselbe ist im Allgemeinen wohl um $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ geringer ausgefallen, wie im Jahre 1824. Dabei aber ist das Stroh auch noch von schlechter Beschaffenheit: es hat wenig Saft und Kraft, und ist hin und wieder, ohne daß dasselbe sich gelagert hatte, so mürbe ausgefallen, daß es nicht einmal zum Strohband die gehörige Festigkeit hat. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß demselben ebenso, wie dem

Korn, ein Theil seiner gewöhnlichen Bestandtheile abgeht.

Als bloßer Empyriker halte ich mich nicht dazu geeignet, diese, sowohl in Ansehung des innern Gehalts des Korns, als auch des Strohes aufgestellte, und auf einen bloßen äußern Anschein gebaute Vermuthung näher zu bestätigen und aufzuklären: allein ich halte mich überzeugt, daß dieselbe durch eine nähere chemische Analyse die gehörige Bestätigung erhalten werde, und kann daher, da dieser Gegenstand für die rationelle Landwirthschaft nicht ohne Interesse ist, als ein Freund derselben, den Wunsch nicht unterdrücken, daß es irgend einem geschickten Chemiker, z. B. dem Hrn. Geheimen Rath Hermbstädt, dem Hrn. Professor Körte oder dem Hrn. Apotheker Grischow gefallen möge, eine solche chemische Vergleichung zwischen dem Roggen und Stroh von 1824 mit dem vorjährigen Erzeugnisse an selbigen anzustellen. Alle Freunde der höhern Landwirthschaft würden eine solche Bemühung gewiß dankbar erkennen. Sowohl nach dem allgemeinen Grundsatz, daß die Wirkungen von einer und derselben Ursache nach den verschiedenen Verhältnissen der Gegenwirkung verschieden sind, als auch nach früheren Erfahrungen, sollte man wohl eigentlich vermuthen, daß der vorjährige Ausfall an Roggen und Stroh, nach der großen Verschiedenheit des Ackers und dessen Bestandtheile, seiner Temperatur, seiner Lage, seines Düngerzustandes und

seiner Bestellungsart, gar sehr verschiedenartig ausgefallen seyn müsse; allein derselbe ist unter allen solchen Verhältnissen so ziemlich gleich und die Verschiedenheit, in Ansehung des Ertrages, ist bei weitem nicht so groß, als sie in den gedachten verschiedenen Beziehungen und ganz verschiedenen Verhältnissen wohl seyn sollten. Der Roggen ist beinahe überall ziemlich gleichartig, derselbe mag auf warmem oder kaltem, starkem oder leichtem, magerm oder gedüngtem Boden, und in Koppel- oder Dreifeldern gestanden haben. So versicherte mich neulich, vor wenig Tagen noch, ein glaubhafter Landwirth, aus der Gegend von Jarmen an der Peene, einer kalten und niedrigen Gegend, daß man in selbiger, selbst auf alten Koppelfeldern, von 36 bis 38 Garben nur einen Schfl. dresche. Nach dem sehr heißen und trokkenen Sommer zu urtheilen, hätte man auf allem kalten und niedrigen Boden gerade eine ganz vorzügliche Roggenernte erwarten sollen. Auf ganz leichten Feldern ist derselbe hin und wieder ganz verschienen, ohne Körner und mit mürbem Stroh. Frühe und späte Saat machen auch keinen Unterschied. Jedoch scheint der Kornroggen, auf sogenannten sicherm Mittelboden, wenn gleich dem Korne nach etwas klein, dennoch in Ansehung des inneren Gehalts ganz vollständig zu seyn. Nur allein der Sommerstaudenroggen hat nicht gelitten, und sowohl an Körnern als an Stroh einen sehr guten Ertrag gegeben. Er-

stere sind größer wie im Jahre 1824 die Körner des besten Winterroggens. Daß es überall keine allgemeine Regeln ohne irgend eine Ausnahme gebe, bedarf wohl keiner Bemerkung.

An und für sich sind schlechte Roggenernten eben keine auffallende und ganz seltene Erscheinung, im Gegentheil ereignete sich in den früheren Zeiten, im Verlauf von 7 Jahren, wenigstens eine derselben: allein unter den statt gefundenen Verhältnissen ist die gegenwärtige es allerdings. Schlechte Roggenernten sind gewöhnlich der Erfolg einer schlechten Saat, einer ungünstigen Saatzeit im Herbst, eines abwechselnden Winters, oder eines nassen und kalten Frühlings und aussohrender Ostwinde in selbigem; von allen diesen ungünstigen Ereignissen hat aber keine einzige statt gefunden, im Gegentheil, der Saamen war der vollständigste, welchen man sich wünschen konnte, der Winter war so gelinde, daß der Roggen in selbigem nicht einmal seine Herbstblätter verloren hat, welches die Ergiebigkeit so sehr befördert und wohl die Haupturſache des hohen Ertrages von 1824 war. Der Frühling war zwar ein wenig kalt, aber dennoch nicht nachtheilig: dagegen aber hatte der Roggen eine außerordentlich günstige Zeit der Blüthe. Die Monate Junius und Julius waren, bis auf die Mitte des ersteren — wo einige kalte Tage eintraten und in der Gegend von Stettin, in den Niederungen sogar Bohnen und Gurken

erfroren — trocken und heiß, der Regel nach ist aber eine solche Witterung dem Roggen nichts weniger als nachtheilig, im Gegentheil haben wir früherhin bei selbiger immer die reichlichsten Ernten gehabt, wenn auch hin und wieder auf heißen Stellen einiger Roggen verschien. Nach diesen früheren Erfahrungen hätte man also auch eines gleichen Erfolges gewärtig seyn können. Beinahe niemals pflegen sich die schlechten Ernten auf alle Arten von Äcker und alle Düngerverhältnisse zu erstrecken. Der wohl gedüngte und zeitig bestellte Mittelboden pflegt, selbst bei einer allgemein schlechten Ernte, nicht leicht zurückzuschlagen. Selbst, wenn der Roggen wegen einer schlechten Blüthezeit auch nicht ganz gut geräth und schartig wird, so pflegt dennoch das Korn seine gehörige Vollkommenheit zu bekommen und das Stroh nicht von schlechterer Beschaffenheit auszufallen. Letzteres ist nur eine Erscheinung bei einer Lagerung des Getreides oder bei immerwährendem Regen, hierdurch ist aber im vorigen Jahre kein Stroh verdorben. In dem ganzen, weiter unten näher bezeichneten Zeitraum von 16 Jahren, in welchem die Ernten nur mittelmäßig, zum Theil ebenfalls schlecht waren, wie schon allein aus dem Durchschnittspreise des Roggens in selbigem erhellet, welcher circa 2 Rthlr. 15 sgr. pro Schfl. betrug, war vielleicht kein einziges Jahr, welches mit dem vergangenen verglichen werden könnte.

Die vorjährige schlechte Roggenernte ist also im-

mer eine von dem gewöhnlichen Gange der Natur abweichende Erscheinung, welche wohl eine nähere Betrachtung verdient, und zwar sowohl in Hinsicht der eigentlichen Ursache dieser besonderen Erscheinung, als auch in Ansehung der Folgen, welche sowohl in landwirthschaftlicher als merkantilischer Hinsicht davon zu erwarten sind.

Wenn gleich die eigentliche Ursache einer solchen schlechten Ernte außer dem Bereich der menschlichen Hülfe liegt und die eigentliche Kenntniß derselben in dieser Hinsicht wohl keinen praktischen Nutzen gewähren kann, so ist und bleibt dieselbe dennoch immer von wissenschaftlichem Interesse. Ja dieselbe kann auch selbst von praktischem Nutzen bei ähnlichen Ereignissen der Zukunft seyn, wenn die von mir angegebenen Ursachen oder Krankheitssymptome richtig sind; denn in diesem Falle läßt sich über den zukünftigen Ausfall der Ernte, bereits 4 bis 6 Wochen vor selbiger, ein ziemlich zuverlässiges Urtheil fällen. Ich erwarte daher, daß die nachstehende Mittheilung über die wahrscheinliche Ursache der vorjährigen schlechten Ernte dem ökonomischen Publiko nicht unlieb seyn werde. Wenn gleich meine darin vorgelegte Ansicht sich auf mehrere unzweifelhafte Beobachtungen, während eines Zeitraums von beinahe einem halben Jahrhundert, gründet, so gebe ich sie dennoch, in Beziehung auf die vorjährige Ernte, für nichts weiter, als eine individuelle Vermuthung aus,

deren nähere Würdigung ich der anderweitigen Prüfung anderer aufmerksamer und einsichtsvoller Wirthe anheimstelle. Die vorjährige schlechte Roggenernte, sowohl in Hinsicht der Quantität als der Qualität, ist wohl unbezweifelt eine Folge eines vorhergegangenen Krankheitszustandes der Roggenpflanze, und so wie alle Krankheiten der organischen Wesen theils aus entfernteren, theils aus näheren Ursachen, theils aber auch aus dem Zusammenwirken beider entstehen, so kann und muß man auch wohl ähnliche Ursachen und Veranlassungen bei dem vorjährigen Mißrathen des Roggens annehmen.

Eine nähere, einigermaaßen zuverlässige Ausmittelung der eigentlichen Einwirkung einer jeden Art dieser verschiedenen Ursachen ist aber äußerst schwer, ja wohl unmöglich, zumal da der Unterschied zwischen wirklichen Ursachen und bloßen Symptomen oft sehr schwierig ist. Diese Schwierigkeit waltet wahrscheinlich im vorliegenden Fall ob. Ich maaße mir daher durchaus keine Bestreitung der in den Mögl. Annalen aufgestellten Vermuthung an, daß die Ursache der jüngsten schlechten Roggenernte in der ungünstigen Witterung des vorigen Frühlings zu suchen sey, indem die Pflanzen in selbigem in eine Art von Kränklichkeit verfallen sind, welche sie in der folgenden Vegetationsperiode nicht wieder überwinden können, sondern erlaube mir dieserhalb blos die individuelle Bemerkung, daß nach meiner unmaaßgeblichen

individuellen Ansicht die quästionirte Kränklichkeit erst in der Mitte des Juni- oder dem Anfange des Julimonats entstanden sey, und daß ich dieselbe dem unter dem Namen des gefallenen Honigthaues bekannten Ausschwitzen gewisser edlerer Pflanzensäfte, insbesondere aber des Zuckersaftes beimesse. Manchen Landwirthen wird diese Aeußerung vielleicht wie eine terra incognita auffallen, denn ich erinnere mich noch sehr gut, wie ich vor 25 Jahren die Nachricht mittheilte, daß auf den Roggen Honigthau gefallen sey und derselbe nicht lohnen würde, daß ich damit von zwei gegenwärtigen alten, sehr tüchtigen Landwirthen beinahe verlacht worden wäre, allein man spotte über diese Bemerkung nicht eher, als bis man sich von der wirklichen Existenz solcher Erscheinungen eine nähere Ueberzeugung verschafft hat. Es fehlt nämlich nicht an Landwirthen, welche dieselben im Verlauf einer längeren Reihe von Jahren bemerkt und die Erfahrung gleichfalls abstrahirt haben, daß der Roggen bei gewissen Constellationen der Witterung, insbesondere aber bei einer nach kalter Witterung plötzlich eintretenden Hitze und ausdörrenden Luft, eben so gut wie viele übrigen Gewächse, z. B. die Pflaumen- und Lindenbäume, die Erbsen u. s. w. von dem sogenannten Honigthau befallen wird, und daß derselbe durch den dabei erlittenen Verlust seiner edleren Nahrungssäfte in einen gewissen Kränklichkeitszustand versetzt werde, wonach gewöhnlich eine

schlechte Ernte erfolgt. Dem Anscheine nach besteht dieser ausgedünstete Saft vorzüglich in Zuckerstoff, denn er ist klebrigt wie Honig und schmeckt wie selbiger. Eine solche Aushauchung des Zuckerstoffs ist gewöhnlich nur schwach und wenig bemerkbar, allenfalls kann man sie an den sich in den Aehren eingefundenen Blattläusen bemerken; allein in gewissen Jahren ist dieselbe auch so stark und auffallend, daß die Roggenähren glänzen und so klebrigt anzufühlen sind, als wenn sie mit Honig überstrichen wären, und daß man an selbigen manchmal sogar förmliche kleine Kugeln von Honig, in der Größe der Hirsekörner, erblicken kann. Wie oft sich diese Erscheinung in einem gewissen Zeitraume ereignet, läßt sich nicht bestimmen; allein ich weiß mich sehr gut zu erinnern, daß ich im Verlauf von 30 bis 40 Jahren dieselbe wenigstens viermal bemerkt habe, und bin auch der Meinung, daß ein solches Befallen des Roggens vom Honigthau die vorzüglichste Ursache des Mißrathens des Roggens ist. Ob derselbe nun die eigentliche Ursache desselben oder nur blos eine Folge einer vorhergegangenen Krankheit sey, muß ich dahin gestellt seyn lassen.

Eine nähere physische Erörterung der Materie vom Honigthau und dessen Entstehung gehört nicht zum Zweck der gegenwärtigen Abhandlung und auch nicht zu meiner Competenz, indem ich blos als empyrischer Beobachter spreche.

Die Wahrscheinlichkeitsgründe, auf welche ich meine gegenwärtige Vermuthung baue, sind folgende:

1) Der gedachte ähnliche Vorgang, im Ausgang des vorigen und Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, bei wenigstens 4 ähnlichen Fällen. Die Jahre dieser Erscheinungen kann ich nicht genau angeben, indem ich nichts darüber niedergeschrieben habe: allein das Allgemeine dieser Thatsachen ist mir noch sehr lebhaft erinnerlich. Nur von der schlechten Beschaffenheit des Strohes habe ich früherhin nichts vernommen.

2) Die Existenz des in diesem Sommer gleich nach der Setzzeit des Roggens gefallenen Honigthaues. Ich habe denselben zwar nicht in der obgedachten auffallenden Art bemerkt, indessen waren dennoch hin und wieder auf den Aehren Blattläuse bemerkbar. Die Aehren hatten auch nach der Setzzeit ganz das früherhin bemerkte schlaffe Aeußere.

3) Die ganze Beschaffenheit des Roggens und die wohl nicht inconcludente Folgerung, daß wenn ein Zuckerstoff enthaltender Saamen dessen beraubt wird, dessen Körner nur unvollständig bleiben können.

4) Die dem Ausschwitzen des Zuckerstoffs so günstige Witterung. Die Witterung war so heiß und trocken, daß dieselbe, wie die wässerigten dünneren Theile verflüchtiget waren, auch die zäheren zuckerartigen angriff.

5) Der an und für sich dem Roggen nicht un-

Digitized by Google

günstige Winter und Frühling. Beide waren demselben eben so günstig, wie im Jahre 1824. Derselbe hatte sich im vorigen Jahre zwar nicht so gut bestaudet wie damals, allein eine geringere Bestaudung ist eben kein Zeichen einer Schwächlichkeit der Pflanze. Der Roggen versprach seinem Aeußeren nach, bis nach der Blüthezeit, eine sehr gute Ernte, denn auch die Blüthezeit war so gut, wie man sie nur wünschen konnte. Nur zur Zeit des Setzens bemerkte man zuerst eine Art von Irregularität in der Vegetation. Man bemerkte nämlich nicht nur, daß der Roggen nicht vollständig zusagte, sondern konnte auch bereits wahrnehmen, daß das Korn nicht gehörig anschwoll und groß wurde. Der schartige Zustand der Aehren ist zwar eine gewöhnliche Folge einer schlechten Blüthezeit, derselbe hat aber übrigens selten einen nachtheiligen Einfluß auf die Qualität des Korns selbst. Im vorigen Jahre hat die Blüthezeit aber keinen Einfluß auf das Setzen haben können.

6) Der angenommene, aber allerdings durch eine chemische Analyse noch näher zu erweisende und auszumittelnde Mangel des gehörigen Zuckerstoffs, sowohl im Korn als im Stroh.

7) Der Umstand, daß man bis zur Setzzeit durchaus keine Kränklichkeit am Roggen wahrnehmen konnte.

8) Die Abwesenheit anderer genügender Er-

klärungsgründe. Ob übrigens dieser angenommene Verlust des Zuckerstoffs durch den Honigthau ein bloßes Symptom einer bereits vorhandenen Kränklichkeit gewesen sey, oder ob derselbe ursprünglich durch die obgedachte Witterung veranlaßt worden, mithin der Verlust am Zuckerstoff die eigentliche Ursache der vorliegenden Erscheinung sey, muß ich, wie gesagt, dahin gestellt seyn lassen. Es ist leicht möglich, daß die Krankheiten der Pflanzen auch ihre Krisen haben und selbige sich durch den Verlust einiger Säfte äußern.

Daß der vorjährige Roggen mit dem in sehr nassen Jahren gebauten von ziemlich gleicher Beschaffenheit sey, läßt sich füglich erklären, wenn man annimmt, daß zu viel Regen dieselben Theile auswäscht, welche die zu große Dürre und Hitze verdünstet oder austreibt.

Die mancherlei Folgen der befraglichen Mißernte des Roggens sind unstreitig von größerem Interesse als die Ursachen derselben. Einige Hindeutungen auf selbige werden also hoffentlich den Lesern dieses Aufsatzes ebenfalls nicht mißfällig seyn. Man hält dieselben gewöhnlich für unwichtiger, als sie vielleicht sind und seyn können.

Die Folgen derselben lassen sich wohl in drei verschiedene Klassen eintheilen, nämlich in die gewissen, in die wahrscheinlichen und in die problematischen.

by Google

In die erstere Klasse sind alle gewöhnlichen und bekannten Folgen der nicht zweifelhaften schlechten Beschaffenheit des Roggenkorns und des Strohes zu rechnen. Dahin gehören unter andern: der Roggen wird weniger und schlechteres Mehl und Brodt, auch wenigeren Branntwein geben. Er wird in der Mastung von geringerer Wirkung seyn. Er wird schwerlich zum Aufschütten für die Zukunft tauglich seyn. Das saft- und kraftlose Stroh aber wird dem Viehe wenig Nahrung gewähren, wer also auf selbiges bei der Fütterung der Schaafe die gewöhnliche Rechnung macht, wird sich täuschen. Dasselbe wird sogar ein schlechteres Material zur Bedachung abgeben. Ja ich möchte beinahe die Behauptung aufstellen, daß dasselbe selbst ein leicht verschwindendes und schlechteres Düngermaterial abgeben werde, denn es fehlt dem Stroh ein sehr wesentlicher Bestandtheil der eigentlichen Pflanzennahrung. Ist die von mir aufgestellte Hypothese richtig, so folgt daraus eine Verschlechterung des Düngers in allen Jahren, in welchen der Roggen mit Honigthau befallen wird, und es würde sich daraus auch die Folge mehrerer schlechter Roggenernten erklären lassen — nämlich zunächst der in der schlechteren Beschaffenheit des Saamens liegenden Ursache — welche gewöhnlich hinter einander folgen, indem das Roggenstroh gewöhnlich das Hauptmaterial des Düngers ist.

Zu den wahrscheinlichen Folgen rechne ich die

wahrscheinliche Aussicht auf eine und mehrere ebenfalls nicht günstige folgende Ernten. Diese Vermuthung wird sowohl durch die frühere Erfahrung als auch die schlechte Beschaffenheit des Saatkorns motiviret. So weit nämlich die Rückerinnerung reicht, ist, nach einer solchen ersten Mißernte, gewöhnlich eine zweite und auch mehrere gefolgt. Der Grund davon ist bereits angedeutet, denn ein unvollständiger Saamen erzeugt gewöhnlich wiederum eine unvollkommene Pflanze. Bei einer ungünstigen Witterung zur Saatzeit oder im Winter und Frühling, wird die folgende Ernte oft noch schlechter wie die vorhergehende. Nur unter sehr günstigen Witterungsverhältnissen erholen sich die Pflanzen wiederum von ihrer schwachen Constitution und geben wiederum vollständigen Saamen. Nicht zu verkennende Belege gewährt die ganze Reihe von theils schlechten, theils mittelmäßigen Roggenernten, von 1798 bis 1808 und von 1814 bis 1818, in welchen der Roggen in den meisten Gegenden im Durchschnitt über 2 Rthlr. 15 sgr. galt.

Durch eine sorgfältige Auswahl des Saamens und eine frühe Saatzeit lassen sich diese Unfälle zwar verhindern und vermindern, allein nicht alle Landleute nehmen darauf gehörigen Bedacht und dieselben können auch selbst bei der klarsten Kenntniß des bessern keinen vollständigen Saamen anschaffen, theils weil oft in ganzen Distrikten keiner zu haben ist,

theils

theils aber auch, weil es, zumal in den gegenwärtigen Zeiten, an den erforderlichen Geldmitteln gebricht. Im vorigen Herbste bezahlte man für guten Saatroggen 25 bis 30 pro 100 mehr, als der an und für sich bessere alte Roggen von 1824 gilt. Man mißt gewöhnlich die Schuld der schlechten Ernten der ungünstigen Witterung bei, allein dieselbe ist wohl mehrentheils in der schlechten Beschaffenheit des Saamens und in einer unangemessenen Bestellung zu suchen, denn ein gut bestellter vollständiger Roggen bietet einer jeden ungünstigen Witterung Trotz, bis auf den sehr dick fallenden und langsam wegschmelzenden Schnee. Nach meiner Ueberzeugung wird der Roggen in der gedachten Art öfter als wir es glauben vom Honigthau befallen, und ich halte denselben für die vorzüglichste Ursache des Mißrathens desselben. Man bemerkt ihn nur selten, weil er nur in den kühleren Nächten entsteht und von der früh erscheinenden Sonne wiederum in Dünste verwandelt wird. Daß der Roggen eine besondere Disposition zu einer solchen Kränklichkeit habe oder bekommen könne, will ich eben nicht behaupten, allein für unmöglich kann man dasselbe wohl eben nicht halten. Uebrigens scheint dieses Uebel in den Niederungen und auf sehr kraftvollen Aeckern öfter wie auf Höhen und mageren Feldern zu erscheinen, welches auch der Grund ist, weshalb der Roggen von letzteren gewöhnlich besser zur Saat ist und das Aus-

schwitzen ist oft so stark, daß die Aehren überall kein Korn ansetzen.

Daß der Ausfall der vorjährigen schlechten Ernte eine Steigerung der Preise zur Folge haben werde, ist sehr wahrscheinlich; die vorjährige Roggenernte liefert nämlich, dem Anschein nach, kaum den einländischen Bedarf, allein sehr problematisch ist es, ob die Preise diejenige Höhe erreichen werden, welche dieselben in früheren Zeiten bei einem gleichen Ausfall erreichten und nach dem Hergange der Jahre 1798 bis 1808 und 1814 bis 1818 eigentlich erklimmen sollten; denn es ist unmöglich, mit einiger Wahrscheinlichkeit zu bestimmen, wie sehr der allgemein herrschende Glaube an große alte Vorräthe, der allenthalben gestörte Getreidehandel, die vermehrte Produktion der Kartoffeln, der herrschende Geldmangel im kleinen Verkehr und die vorjährige günstige Ernte der übrigen Getreidearten auf die Ermäßigung der Roggenpreise einwirken werden. Eine zweite ähnliche schlechte Ernte könnte aber wohl die hohen Preise der vorgedachten Periode zurückführen.

Die ziemlich allgemein herrschende Vorstellung, als wenn überall keine schlechten Ernten mehr eintreten würden und statt haben könnten, kann also wohl nicht als gehörig begründet betrachtet werden. Naturam quam vis expellas furca, tamen redibit.

XX.

Bemerkungen wegen der Bekanntmachung No. II. in den Mögl. Annalen der Landwirthschaft, 17ten Bandes 1stes Stück, unter der Aufschrift: Ueber die Traberkrankheit in Frankenfelde u. s. w., vom Königl. Landrathe Strigauschen Kreises und Direktor der ökonomisch-patriotischen Gesellschaft der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer ꝛc., auf Barzdorf u. m. a. Güter Freiherrn, v. Richthofen.

Auszug des Schreibens des Frhrn. v. Richthofen an den Staatsrath Thaer.

Mit vielem Vergnügen habe ich Ew. Hochwohlgeboren so gelungene Vertheidigung eines von Seiten des Freiherrn von Ehrenfels gegen Dieselben gerichteten Angriffs in dem neuesten Stück der Möglinschen Annalen der Landwirthschaft gelesen, die meinen ganzen Beifall gehabt hat und die wohl hinreichen wird, um den Freiherrn von

Ehrenfels deshalb zum Schweigen zu bringen. Aufsätze wie dieser und der nachfolgende über Traberkrankheit, zeugen von einer fast jugendlichen Lebendigkeit in Folge noch reich vorhandener Lebenskraft, die — wie ich recht sehr wünsche — uns Ew. Hochwohlgeboren noch lange erhalten möge.

Indeß gestehe ich, daß ich dem gedachten zweiten Aufsatze meine Zustimmung aus den in beigelegten Bemerkungen — welche ich Ew Hochwohlgeboren in Folge Dero Aufforderung S. 77. 78. des gedachten Heftes der Annalen zu überreichen die Ehre habe — angegebenen Ursachen versagen muß; zumal da ich seit 24 Jahren bereits mit dem Uebel der Traberkrankheit zu thun gehabt, solches daher auf einem meiner Güter insbesondere genau kennen gelernt habe, daher auch wohl eine Stimme dabei zu haben glaube.

Diesen Aufsatz überlasse ich nun ganz zu Ew. Hochwohlgeboren gefällig beliebigen Gebrauch, indem ich theuer versichern kann, daß es in keinem Falle meine Absicht seyn konnte, Ew. Hochwohlgeboren dadurch irgend zu nahe treten zu wollen. Denn daß ich Dieselben wahrhaft verehre und hochschätze, dies werden Ew. Hochwohlgeboren hoffentlich nicht bezweifeln.

Barzdorf bei Strigau in Schlesien, d. 14. März 1826.

Freiherr v. Richthofen.

Wenn ein auf offnem Meere durch irgend eine Veranlassung leck gewordenes und in Gefahr dabei gerathenes Schiff plötzlich, indem es einem sicheren Landungsplatze sich zu nähern schien, dessen Steuermann durch den diesfällig hoffenden Anblick bewo-

gen, aus voller Kehle den Freudensruf: Land! Land! ertönen ließ, während dem dieser vermeintlich sichere Landungsplatz in der That doch nichts weiter war, als leider! — eine Sandbank, auf der dieses leck gewordene Schiff noch erst scheitern sollte: so glaubt Verfasser dieses dadurch eine genau und anpassend entworfene bildliche Darstellung von der bedrängten Lage, in welcher die königl. Stammschäferei zu Frankenfelde wegen der Traberkrankheit daselbst sich befindet, und zwar in Folge der in vorliegender Bekanntmachung enthaltenen Aufforderung — S. 77. und 78. — hiermit getreu gezeichnet und dargestellt zu haben. Mit aller gebührenden Hochachtung für den verehrten Herrn Urheber dieser Bekanntmachung, den königl. Staatsrath und General-Intendanten der preußischen Staats-Stammschäfereien, Herrn D. A. Thaer auf Möglin, siehet sich jedoch Verfasser der hier vorliegenden Bemerkungen ꝛc. genöthigt, dabei vorläufig gestehen zu müssen: wie Behufs der diesfälligen Bekanntmachung zu genauerer Erörterung dieser Krankheit selbst, es unstreitig zweckmäßiger gewesen seyn dürfte, jenen Freudenruf: Land! — in sofern es erlaubt seyn möchte, dieser Metapher sich noch einmal hier zu bedienen — noch nicht sobald, oder dann erst mittelst der Presse öffentlich bekannt werden zu lassen, wenn mit sachkundigen, in der Traberkrankheit besser unterrichteten, vorzüglich aber praktischen Landwirthschafts-Verständigen sich

deshalb zuvor besonders berathen worden war. Unter letzteren aber schien — wie Verfasser dieses däuchte — der hier namhaft gemachte Amtsrath Hr. Uebel um so weniger dabei hier übergangen werden zu können, als der Hr. Staatsrath ihm doch wohl den gegenwärtigen Reinigkeitszustand der so schönen Möglinschen Muster-Stammheerde — Gottlob! — allem Anscheine nach, allein mit zu verdanken hat. Denn daß, ohne die dringende Warnung des Hrn. Amtsraths Uebel, die Möglinsche Musterheerde in gleicher Lage wie die in Frankenfelde, Hinsichts der hier ausgebrochenen Traberkrankheit, gegenwärtig sich befinden müßte, darin wird hoffentlich jeder unbefangene Sachkundige — und wahrscheinlich noch der Herr Staatsrath zuletzt selbst — dem Verfasser dieser Bemerkungen beistimmen. Letzterer, der übrigens und bei dem Empfange der Möglinschen hier in Rede gestellten Bekanntmachung, den Entwurf einer eigends deshalb ausführlicheren Schrift über die Traberkrankheit, bereits ausgearbeitet, vor sich liegen sah, und zwar auf nähere Mitveranlassung des Hrn. Staatsrathes laut dessen erhaltener verehrlicher Antwort, Dato Möglin vom 8ten December 1824 selbst *), glaubte daher und den diesfälligen Umständen gemäß hierbei nicht stillschweigen, vielmehr jener neueren

*) Man sehe die Verhandlungen und Arbeiten der ökonomisch-patriotischen Gesellschaft

Aufforderung im Allgemeinen, wie billig, auch zugleich Folge leisten zu müssen.

Gern gesteht übrigens Verfasser dieses dabei, wie ihm diese Bekanntmachung in sofern selbst lehrreich geworden sey, als er der diesfälligen Mittheilung so eben noch zu bedürfen schien, damit die von ihm, wie gedacht, ausgearbeitete Schrift noch sorgfältiger vorher geprüft, von mehr Seiten her beleuchtet und nur um desto klarer und vollständiger gefaßt, öffentlich erscheine. Und da der Herr Staatsrath vorläufig selbst bereits S. 76. B. t. erklärt hat, „wie er glaube, daß ihm Sachkenntniß zwar, aber nicht Untrüglichkeit beiwohne," so glaubte Verfasser dieses, daß es wohl um so mehr hier zu wagen sey, seine Gegenbemerkungen deshalb zu Tage vorläufig fördern zu können, als er seinerseits dem Herrn Staatsrath öffentlich das Zeugniß geben muß, wie früher ihm Beweise deshalb schon geworden waren: wie so gern der Herr Staatsrath der Wahrheit die Ehre gebe, in sofern nur irgend gründliche Veranlassung hierzu von selbst sich ihm darbietet *). Al-

---

der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer v. J. 1825 S. 34. deshalb nach, als wo auch ein Auszug aus diesem Schreiben mit abgedruckt sich befindet.

*) Man sehe die Möglinschen Annalen der Landwirthschaft, Berlin 1818 Nr. IV. zweiten Bandes zweites Stück, unter dem Titel: Ueber den Entwurf einer Ackerbau-

lerdings auffallend aber scheint die Erörterung dieses Streitpunktes in der Beziehung zu seyn, als der Ausspruch deshalb, wie gedacht, nur einseitig gegeben und gefaßt worden zu seyn scheint. So wenig aber Verfasser dieser Bemerkungen geneigt seyn möchte, dem bekannten Ausspruche des vox populi vox dei — und bei der gegenwärtig scheinbar noch fortbestehenden Ungewißheit unseres unglücklichen Umwälzungszeitalters am allerwenigsten — überall und allein beipflichten zu wollen, so glaubte derselbe doch, daß hier, und zwar in einer an sich rein landwirthschaftlichen oder vielmehr Schaafzüchter-Angelegenheit, eine billige Ausnahme wohl selbst sollte statt finden können. Ist aber die allgemeine Stimme traberkrankheitskundiger Landwirthe, wie doch der Herr Staatsrath S. 38. und 41. der Bekanntmachung selbst bekundet, für die Erblichkeit dieser Krankheit allgemein, so läßt sich auch wohl schwer einsehen, wozu diese Behauptung der Nichterblichkeit allein und für sich, alles Widerspruches traberkrankheitskundiger Landwirthe, der diesfalls ältern und mithin auch bewährteren Erfahrung ungeachtet, von Einfluß seyn und wozu sie nützen oder dienen soll. Denn da eben jede Art von Gemeingeist zur Ausmittelung der Wahr-

---

Theorie, von dem Verfasser vorliegender Bemerkungen, Leipzig 1801 von A. Thaer und als Belag der Richtigkeit von vorstehend angeregten Behauptung.

by Google

heit, Hinsichts der Frage über Erblichkeit oder Nicht-erblichkeit, als erstes Erforderniß dabei betrachtet werden zu können scheint, so ist auch ein Verfahren, was diesem Gemeingeiste und der längst abgegebnen Erklärung traberkrankheitskundiger alter erfahrner Landwirthe deshalb geradezu widerspricht, durchaus der Lage und dem wissenschaftlichen Standpunkte sogar in dieser Angelegenheit keinesweges angemessen.

Auch in sofern aber glaubte Verfasser dieser Bemerkungen seine Gegenpartheinahme zugleich gründlich erörtern und motiviren zu können, als die in dieser Krankheits-Angelegenheit noch immer bis jetzt vorherrschend befundene gänzliche Unkunde des eigentlichen Sitzes, der Ursachen und der Heilart, dieser Erbkrankheit sogar in thierärztlicher Rücksicht — s. S. 36. der Bekanntmachung ꝛc. — zugleich eine der auffälligsten Erscheinungen unsers in jedweder Beziehung doch für so aufgeklärt sich ausgebenden Zeitalters, an sich ist und seyn muß. Demnach aber glaubte Verfasser dieser Bemerkungen, daß unter pathognomisch-richtiger Ausmittelung dieser Krankheit, des dabei verschiedentlich beobachteten Ausbruchs und anderen periodischen Zufällen, eben so wie dem doch wohl denkbar angemessenen Heilverfahren — von welchem namentlich jetzt und zwar aus zu großer Vorliebe für allerlei eigne, unrichtig sich ausgedachte Hypothesen, durchaus Niemand nichts hören und wissen will — billig eine größere Aufmerksamkeit als

bisher zu schenken sey; statt dessen, daß alle früher gemachte Erfahrungen nicht allein für nichts geachtet, sondern auch ohne Grund überhört oder vorworfen blieben.

Diese Betrachtung aber erhält ein noch größeres Gewicht, wenn man zugleich erwägt: wie nach bewährteren und während der langen Dauer deshalb angestellten Beobachtungen, mittelst der Erfahrung, die Nachtheile dieser Traberkrankheit keinesweges so unbedeutend und geringe geschätzt werden können, als sie dafür aus Unkunde und Mangel an Aufklärung insgemein immer und oft geflissentlich einseitig gehalten und daher auch falsch beurtheilt worden sind. Da im Gegentheile, und wie der Verfasser dieser Bemerkungen versichern kann, daraus allein größere und unübersteigliche Hindernisse für feinwollige Schaafzucht von Jahr zu Jahr nothwendig immer mehr entstehen müssen, weshalb er alle hinreichend in dieser Traberkrankheitssache erfahrene alte Schaafzüchter und Landwirthe öffentlich zu Zeugen deshalb aufzufordern, durchaus nicht anstehen kann, und zwar unter Aufstellung der Frage: ob sich nicht alles hierbei, wie gesagt, verhalte? Und ob diese Traberkrankheit nicht dergestalt unter der Hand immer mehr um sich gegriffen habe, auch als erstes unübersteigliches Hinderniß aller feinwolligen Schaafzucht dergestalt feindlich der letzteren bereits gegenüberstehe: so daß es bereits gesetzlicher Einschreitungen und Anordnun-

Digitized by Google

gen von Seiten des Staats polizeilich, selbst dringend bedarf; im Falle anders jene Hindernisse ganz beseitiget, der feinwolligen Schaafzucht aber diejenige Hülfe noch zu rechter Zeit zukommen soll, die ihr doch so nöthig ist, um ihre dem Landanbau gegenwärtig doch so unentbehrlich gewordenen Fortschritte dabei nicht unterdrückt, vielmehr ihnen ferner fortgeholfen zu sehen? Und wenn auch nicht allen feinwolligen Schäfereien diese Krankheit und in sofern selbst keinesweges so sehr schaden kann, als sie früher schon — wie u. a. auch in Frankenfelde der Fall eintrat — in der Woll-Veredlung bereits ansehnliche Fortschritte machten, so ist doch die Mehrheit aller Schäfereien hierbei vorzugsweise zu berücksichtigen, die in dieser Veredlung noch nicht so stark fortschritten, daß sie durch diese Krankheitsübertragung auf ihre früher immer rein erhaltenen Schaafheerden nicht auf gedoppelte Weise zugleich sich gehindert sähen; nämlich einmal durch die dabei gehemmte Veredlung, wenn das jüngste und beste Vieh von 1 bis $2\frac{1}{2}$ Jahren an dieser Krankheit meist dahin fällt; das zweitemal aber durch die eintretende Unmöglichkeit, seinen Schaafstand dabei, der Zahl nach, selbst vermehren und auch in dieser Beziehung größere Einkünfte davon beziehen zu können. Denn ohne Anstand vermag Verfasser vorliegender Bemerkungen zu behaupten, daß diese Krankheit dergestalt in vielen Gegenden unter der Hand bereits fortgeschritten

ſey, ſo daß unter wohl zwanzig Heerden vielleicht kaum zwei noch im Durchſchnitt ſich befinden dürften, welche von dieſem Erbübel ganz frei und rein ſich zu erhalten wußten; indeß auch keinesweges ſchwer fallen kann, es einzuſehen, daß wenn dieſes Traber-Unweſen mehr und mehr und von Jahr zu Jahr, wie gegenwärtig immer geſchehen, ohne Anſtand größeren Umfang gewinnen und über alle feinwolligen Heerden meiſt zugleich ungehindert ſich weiter verbreiten kann, dadurch die Unkunde und gefliſſentliche Verheimlichung, aller dagegen ſprechenden Thatſachen ungeachtet, ein immer größeres Intereſſe aller Theilnehmer dafür erregt und ſogar Sache des einſeitigen Privatvortheiles und Parteigeiſtes allein alsdann werden zu wollen ſcheint. Wie aber dieſe gemeinſam beabſichtigte Verdunkelung des eigentlichen Weſens dieſer Krankheit unter Entfernung ihre nähere Ergründung und zugleich behinderte Anwendung der dagegen anzuwendenden Heilmethode, mit dem veredelten Sinn und Geiſt wahrhaft wiſſenſchaftlich forſchender Landwirthe nur einigermaaßen verträglich ſich gedacht werden könne? darüber enthält ſich Verfaſſer dieſer Bemerkungen alles Urtheils! Wenigſtens würde die Aufſtellung der Frage, wozu und für welchen Zweck man hierbei im Gegentheile thätig habe ſeyn wollen, wohl ſchwerlich zur Genüge zu beantworten ſeyn, beſonders auch in ſofern nicht, als Anſprüche hierbei unſtreitig keinesweges ausblei-

ben dürften, damit, was bisher, und zwar aus wahrer Unkunde über diese Krankheitssache zufällig, allerdings heimlich und unter der Hand einseitig immerfort blos geschehen durfte, dahingegen nunmehr und auch vorsätzlich öffentlich und zwar zu Gunsten dieser Verdunkelung überall frei und ungehindert sich aussprechen zu dürfen, irgend einiges Bedenken weiter nicht obwalten kann, als einer unserer berühmtesten Schriftsteller, Verterom, über Landwirthschaft und Schaafzucht zugleich hierzu die Bahn selbst gegenwärtig vorbereiten zu wollen schien *).

Da es jedoch dem Verfasser dieser Bemerkungen allein darum zu thun ist, daß die Wahrheit deshalb an den Tag komme, so kann er auch und bei vorstehend aufgestellten Gegenbehauptungen und veränderten Ansichten auch keinesweges anstehen, sich

---

*) Bei dem Wiederdurchlesen dieser Stelle findet sich jedoch Verfasser dieser Bemerkungen genöthigt, zu erklären, wie wahrscheinlich doch wohl sein Urtheil hierin zu übereilt und strenge war. Denn in jedem Falle scheint es für die Sache selbst ein Vortheil zu seyn, wenn nur das in dieser Krankheits-Angelegenheit zeither beobachtete Stillschweigen gebrochen und öffentlich discutirt werde. Daß aber dadurch die gute Sache nur gewinnen, niemals aber verlieren könne, dessen bescheidet sich unter Milderung der hier von ihm zuerst dargelegten Ansicht entschuldigend, als vielleicht zu übereilt im ersten Eifer gesprochen, recht gern der Verfasser.

dahin zu erklären, daß wenn er und wider Vermuthen eines anderen hiebei überzeugt werden sollte, er vielmehr sein Unrecht bekennen und sich selbst freuen würde, sagen zu müssen, daß er allein es war, der deshalb in Irrthum sich befand.

Doch diese Ausmittelung indeß hier bei Seite gesetzt, so glaubte Verfasser dieser Bemerkungen, wie es für jetzt und der Hauptsache nach blos darauf nur noch ankommen könne, die in vorliegender Bekanntmachung enthaltenen Urtheile und angeblich vermeintlich aufgestellten Grundsätze, an den Prüfestein einer vier und zwanzigjährigen gereifteren Erfahrung und desfalls forschenden Beobachtung gehalten, mit den Urtheilen letzterer in Vergleich gestellt zu sehen.

Daher hier und im Allgemeinen

zu S. 37., 38., 39. und 41. nur zu bemerken seyn dürfte: wie die hier angezeigten Stellen vielmehr dem hinterher bestrittenen Krankheits-Erblichkeitspunkte — man sage dagegen auch was man wolle — das Wort zu reden schienen. Dergestalt stellt sich auch dabei der von allen mit dieser Krankheit aus früheren Erfahrungen bekannten Landwirthen angenommene Grundsatz der Erblichkeit vielmehr außer allem Zweifel, und dies zwar nach den eigenen Angaben des Herrn Staatsraths selbst, theils wenn derselbe anzeigt, was er zu Sittigenbach bei dem Herrn Oberamtmann Morgenstern zuerst deshalb in Erfahrung brachte, theils was derselbe in Be-

gleitung des Herrn Amtsraths Uebel in der Schäferei zu Winrmelburg beobachtete und wobei, Hinsichts der daselbst dennoch angekauften Jährlings-Zibben, derselbe insbesondere erzählt: „Ich freute mich sehr, wie der Besitzer derselben von seinen schönen Jährlings-Zibben welche zu verkaufen geneigt war. Herr Amtsrath Uebel zog mich freundschaftlich zur Seite und stellte mir das Unheil vor, welches ich dadurch meiner Schäferei zuzöge u. s. w.“ Der Herr Staatsrath gesteht aber früher bereits selbst ein: „Bei keinem der Landwirthe, welche diese Krankheit in ihrer Heerde geständlich hatten und nicht hatten, fand ich einen Zweifel über die Erblichkeit derselben.“ In Beziehung auf die vorstehend zu Wimmelburg angekauften Jährlings-Zibben zeigt aber der Herr Staatsrath auf eine die Erblichkeit vorzugsweise bestätigende Voraussetzung (S. 38.) zugleich auch an: „wie hiervon fünf Stück in einem Alter von zwei ein halb Jahr an dieser Krankheit zu Möglin wirklich gestorben wären, wovon indeß funfzehn Stück noch zurückgebliebene Schaafe zuletzt auf den Andrang der Offizianten und Schäfer des Herrn Staatsraths, aus Furcht der Erbkrankheit wegen, wären geschlachtet worden.“ Glücklicherweise, daß dieses geschehen konnte, außerdem die so schöne Möglinsche Musterheerde unstreitig mit der königl. Stammheerde zu Frankenfelde, wie gedacht, einem und demselben Schick-

sal gegenwärtig unterliegen müßte. Sodann wird auch (S. 39.) die Erblichkeit dieser Krankheit nach vorhin angezeigten Angaben ausdrücklich nachgegeben. Eben so wie (S. 40.) der Erblichkeit dieser Krankheit wegen sich noch die besondere Anzeige des Herrn Staatsraths vorfindet, in den Worten: „obwohl nun die Meinung, daß diese Krankheit erblich sey und in der Regel nur durch Vererbung entstehe, auch jetzt noch in beiden Sachsen und im Anhaltschen so allgemein verbreitet sey, daß die meisten erfahrenen Schaafzüchter denjenigen mit Verwunderung ansähen, der nur den geringsten Zweifel deshalb äußere und ich selbst anderer Meinung zu seyn keinen Grund hatte u. s. w." Das Wahre, was an der Sache ist, läßt sich daher auch keinen Augenblick noch länger bezweifeln. „Dessen ungeachtet — fährt der Herr Staatsrath weiter fort — bewog mich der Vorfall in Frankenfelde, mein Urtheil hierüber zu suspendiren. Jetzt aber, wo ich mich von dem Hergange der Sache genauer unterrichtete, erkläre ich freimüthig, daß ich jene Meinung von der Erblichkeit — entschieden bezweifeln müsse u. s. w."

Der Herr Staatsrath wird aber den Verfasser vorliegender Bemerkungen entschuldigen, wenn er ihm geradezu entgegen behaupten muß, wie er seinerseits die deshalb wegen des Vorfalls in Frankenfelde aufgenommenen Schlüsse und Behauptungen für ganz unfolgerecht, mithin als ganz von allem zureichenden

Grunde

Grunde entblößt betrachten muß, und zwar theils weil die Möglichkeit der Erblichkeitsbehauptung durch zufällig erfolgte Ansteckung dabei und nach der zu S. 66. noch näher zu gebenden Auseinandersetzung der Sache selbst wohl keinem Zweifel unterliegen kann; theils aber auch, weil die hier zu Frankenfelde angestellten Erfahrungen über Traberkrankheit noch viel zu neu und aus zu großer Vorliebe für diese Stammschäferei viel zu befangen waren, als daß von älteren, mit der Traberkrankheit und ihren Eigenheiten besonders bekannten Landwirthen nur irgend einiger Werth darauf selbst gelegt werden konnte. Aber auch die alte Erfahrung, daß Niemand der Arzt seiner eigenen Leiden und Krankheiten seyn könne, scheint sich hier neuerdings bestätigen zu sollen; daher denn auch jeder erfahrne Schaafzüchter und Landwirth zwar die wohlgemeinte Absicht des Herrn Staatsraths hierbei keinesweges bezweifeln wird, ohne indeß das Mißlingen der hierbei völlig verfehlten, eigenen Ausführung nur irgend verkennen zu können. Daß aber der Geschichtserzähler, Herr Oberamtmann Lezius, mit seinen Bemerkungen viel zu frühzeitig dieses zu thun selbst gedrungen worden war, gereicht ihm wohl zu seiner Entschuldigung; da derselbe S. 59. selbst versichert: „Er habe gewünscht, diesen Gegenstand durch mehrere Versuche, wo möglich, zur entschiedenen Gewißheit zu bringen und dann vollkommner darzulegen, allein er sey getrieben,

dies eilig und schon jetzt zu thun.“ Indem man nun die eigentliche Beschaffenheit dieses Erbübels und in Folge künstlich dabei sich ausgedachter Hypothesen auf den Grund des Widerspruchs allen älteren deshalb vorfindlichen allgemeinen Erfahrungen der Erblichkeit entgegen und diese mißkennend, letztere im gänzlich vorfindlichen Mangel an Kenntniß dieser Krankheit einseitig und ohne hinreichenden Grund dennoch bestreiten zu können glaubte, so irrte man auch und zwar, indem man sich von dem richtigen Wege zur Wahrheit immer mehr zu entfernen schien. Einer der größten Fehler übrigens bei der diesfälligen Beurtheilung scheint Verfasser dieses vorzugsweise dadurch entstanden zu seyn, daß man dem Begriffe der allgemeinen und unbedingten Erblichkeit dabei früher und auf eine so strenge Weise allein blos gefolgt zu seyn scheint, dergestalt, daß daraus Mißgriffe nothwendig zugleich entstehen mußten. Denn mit dem Begriffe der blos möglichen Vererbung reicht man hier nicht aus, um diese Krankheit und deren Ursachen gehörig ergründen zu können, wenn man nicht auch zugleich den Begriff möglicher Ansteckung auf irgend eine Weise und zwar so damit verbindet, daß man annimmt, auch dieser Ansteckung folge die Erblichkeit und auf dem Fuße sogleich nach. Verfährt man hierbei aber anders, so begreift wenigstens Verfasser dieses nicht, was daraus anders wohl folgen könne, als Verwirrung in

Digitized by Google

den diesfälligen Ansichten unmittelbar. Legt man aber demgemäß der weiteren Verbreitung dieser Traberkrankheit nicht blos die Vererbung streng genommen und an sich allein zum Grunde, indem man zugleich mittelst der erfolgten Ansteckung — namentlich zwischen reinem und unreinem Viehe bei der Begattung insbesondere — die dieser Ansteckung sodann immer nachfolgende Vererbung dabei niemals und ohne Grund wegleugnen zu können glaubt, so kommt man auch und schon dadurch der Wahrheit merklich näher.

Eben so fehlte man zeither in sofern, indem man von der ganz falschen Ansicht zugleich ausging, ein von Geburt an zu der Krankheit sich hinneigender Traberbock müsse auch zugleich äußere Krankheitskennzeichen jederzeit äußern; indeß die Wahrheit jedoch allein darin besteht, daß ein Traberbock schon der hier erwähnten Erblichkeit wegen, Traber-Nachkommen in der Regel erzeugen werde, so wie auch, daß es keiner äußeren Krankheitskennzeichen deshalb bedürfe, um Hinsichts traberkrank gewordener Nachkommen als Traberbock selbst sogleich in Anspruch genommen werden zu können. Umgekehrt lehrte indeß die Erfahrung, daß ein Traberbock, von Geburt an unter reine Mutterschaafe gethan, zwar nicht selbst krank wurde, vielmehr immer äußerlich gesund erschien, während dem indeß ein anderer, von Geburt an reiner Sprungbock, in Vereinigung mit jenem, dem Tra-

berbocke, bei dem Sprunggeschäft angesteckt, dem Ausbruche der Krankheit dabei selbst unterlag und mithin, eben so gut wie jener, der Traberbock, seiner Nachkommenschaft in Hinsicht auf Erblichkeit dieses Geburtsübel mitgetheilt hatte.

Ferner zu den Worten (S. 40.): „daß die Krankheit sich allgemein und unbedingt vererbe, ist auch wohl von keinem Einzigen behauptet. Die Schäfereien, worin sie sich häufig befindet, müßten ja fast ganz ausgestorben seyn u. s. w.," bemerkt Verfasser dieses, daß wenn diese hier aufgestellte Regel, auch in Ansehung der Ausbruchsperiode, nicht als allgemein gültig erscheint, dabei denn doch und in Beziehung auf die Möglichkeit des Vererbens, dabei und durchaus kein Zweifel obwalte, und zwar, indem unter den dabei vorausgesetzten Bedingungen von Ansteckung u. s. w. die allgemeine Erfahrung mittelst der Länge der Zeit diese Beobachtung stets bestätigen half. Uebrigens kann der obige Einwurf wegen des Aussterbens ganzer Schäfereien alsdann zugleich nur aus gänzlicher Unkunde der Traberkrankheit allein entstanden seyn; zumal da jeder mit dieser Krankheit aus der Erfahrung bekannte Landwirth und Schaafzüchter weiß, daß diese Erbkrankheit in der ersten Zeit nur immer wenige Opfer an jungem Viehe von ein- bis zwei einhalbjährigem Alter ohne Unterschied des Geschlechts, gehammelt und ungehammelt, oder als Zibben dahinfallen; dahingegen ältere Schaafe

Digitized by Google

von dem Krankheitsausbruche wohl ganz frei bleiben können, ob zwar auch für diese keine sichere Bürgschaft gegeben werden kann. Indeß je mehr die Traberkrankheit in einer Heerde Jahr für Jahr Fortschritte macht, um desto mehr fallen ihr sodann Opfer und zwar dergestalt zuletzt, daß alle Lämmerzucht in sofern immer umsonst und die Kosten deshalb vergeblich zugleich aufgewandt sind, indem alles junge Vieh in dem vorhin angegebenen Alter dabei mehr oder weniger oder auch ganz zugleich dahinfallen kann; mithin an Veredelung oder Vermehrung der Schaafheerden dabei im Durchschnitte weiter nicht zu denken ist. Uebrigens würden die vorhin hier (S. 40.) herausgehobenen Worte eine veränderte Fassung erhalten müssen, die ungefähr folgendergestalt lauten könnte:

Wenn auch bei dieser Krankheit keine Ausbruchsperiode weder ursprünglich aus Ursache der Vererbung, noch nachträglich mittelst der Ansteckung bei der Begattung u. s. w. sich zeigt, so bleibt doch, in beiden hier erwähnten Fällen, die Vererbung in der ersten Nachkommenschaft als Regel ein für allemal feststehend; und ist deshalb keine Ausbruchsperiode bei dieser Nachkommenschaft erfolgt, so bleibt diese Erscheinung immer blos als Ausnahme von der Regel allein zu betrachten. Und zwar entwe-

Digitized by

der weil die Traberkrankheit in einer Heerde noch erst im Entstehen war, oder weil andere mehr zufällige Nebenumstände hierzu mitgewirkt hatten, wie u. a. zu S. 49. dieser Bemerkungen noch besonders darzuthun gesucht werden soll. —

Mit einer Art von vorauszusetzender Gewißheit tritt aber diese Vererbung sodann immer ein, wenn, wie die Erfahrung hinterher zeigte und auch der sichere Beweis deshalb schon zu Tage lag, daß ein dergleichen äußerlich zwar gesund und kräftig scheinender, innerlich aber mit dem Erblichkeits-Uebel von Geburt an versehener Traberbock, früher schon traberkranke Nachkommen bereits in der That erzeugt hatte.

Namentlich erscheint dieser Grundsatz (nach S. 48. mit dem Bocke Nr. 12. und S. 51. mit dem Bocke Nr. 1.) in seiner vollen Anwendbarkeit; da erweislich den hier gedachten Traberböcken die Schuld allein beizumessen war, daß traberkranke Nachkommen durch sie allemal erzeugt werden mußten. Auch die hier S. 43. im Jahre 1822 und 1823 gedachten Fälle scheinen wirklich dem Umstande zuerst zugeschrieben werden zu dürfen, daß die Väter entweder Traberböcke von Geburt an, oder durch Ansteckung mittelst der Begattung später erst diese Erblichkeit sich zugeeignet hatten. Zu S. 45. Das hier

Digitized by Google

von Herrn Lezius zu Frankenfelde erwähnte unruhige Bezeigen in Art einer zugleich eintretenden Wuth in und bei Ausübung des Sprunggeschäfts, enthält übrigens nichts Neues. Des Verfassers dieser Bemerkungen gehabten Erfahrung nach ist aber der so große Begattungsdrang bei einem dergleichen zwar äußerlich kräftig und gesund scheinenden Traberbocke, immer aus dem Gesichtspunkte einer krankhaften Erscheinung in Folge der Erblichkeit zugleich zu betrachten. Denn bei an sich reinen Sprungböcken vermag diese Begattungswuth keinesweges so stark sich zu äußern, als hier in der That selbst geschehen war. Uebrigens tritt Verfasser dieses der Ansicht nach S. 46. hier in sofern bei, als er ebenfalls der Meinung ist, daß das falsch hier eingeleitet gewesene Sprungverfahren wohl dazu mit beigetragen haben könne, das Traberübel in der Nachkommenschaft vermehren zu helfen; indeß der Meinung, daß dadurch und in Folge der hier irrig gemachten Voraussetzung der Nichterblichkeit das Traberübel sodann wieder verschwinden werde, wenn nur eine andere Art und Weise des Sprungverfahrens dabei in Anwendung gebracht werde, er seinen begründeten Widerspruch dieser Behauptung gegenüber selbst stellen muß.

In Folge dessen er denn auch glaubt, daß die zu S. 48. geäußerten Hoffnungen, in Rücksicht auf

die 500 Stück verkäuflich im Jahre 1823 gewesenen *), aber wegen der Traberkrankheit aus billiger Vorsicht von dem Verkaufe noch zurückgehaltenen Sprungböcke auf die eine oder die andere Art immer getäuscht werden: denn sollte auch der hier nicht vorauszusetzende Fall eingetreten seyn, daß diese mit dem Erbfehler dennoch behafteten Böcke äußerlich immer gesund erhalten worden wären, so leidet es doch keinen Zweifel, daß in Hinsicht auf deren dereinstige Nachkommenschaft, die Lage der Sache ganz anders sich gestalten werde, als man hier irrig voraussetzen zu können geglaubt hat. Daher Verfasser dieses

zu S. 49. auch die Behauptung dreist aufstellen kann, daß der hier in Anregung gebrachte Bock Nr. 6. Malmaison, keinesweges es darzuthun vermöge, daß die Traberkrankheit oft unvermuthet eintreten und eben so wieder verschwinden könne. Denn dieser im Jahre 1823 aus der Frankenfelder Schäferei entfernte und verkaufte Bock Nr. 6. vermag den ihm, besonders Hinsichts des Erfolgs des angeblichen Wiederverschwindens dieser Krankheit, auf keinerlei Weise selbst zu führen. Dahingegen Verfasser dieser Bemerkungen blos dahin als einverstanden sich erklären kann, daß ein dergestalt abschwä-

*) Es waren nur 500 Lämmer überhaupt. d. R.

Digitized by Google

chendes Verfahren mittelst sprungfreier Erzeugung von 260 Stück Lämmern in einem Jahre allein, wenn auch nicht das Traberübel zum Verschwinden gebracht, doch aber dahin zugleich mitgewirkt haben können, abschwächende Folgen in Ansehung der hier in Rede stehenden Erblichkeit mitzubewirken. Wenn aber hier zugleich versichert wird, daß gar keine Traber-Nachkommen von diesem Bocke an einem andern Orte sich ergeben hätten, so sey dem Verfasser dieses mindestens vergönnt, so lange in diese Behauptung noch Zweifel setzen zu dürfen, als nicht das Gegentheil davon und mit Ablauf des zweieinhalbjährigen Alters der Nachkommenschaft unmittelbar selbst dokumentirt seyn wird. Der nämliche Fall scheint Verfasser dieser Bemerkungen

zu S. 51., Hinsichts der hier in Rede gestellten fünf Stück Böcke, auf ähnliche Weise gedeutet werden zu können. In gegenwärtiger Zeit, wo die Fälle oft schon zum Vorschein kommen, daß theuer erkaufte Sprungböcke mittelst der Bedeckung von Mutterschaafen ungewöhnlich angestrengt, auch das Erblichkeits-Uebel bei Traberböcken dabei nur äußerst geschwächt zum Vorscheine kam, mag aber diese Erscheinung heutzutage oft schon gemacht und beobachtet worden seyn, ohne daß es übrigens einem mit der Traberkrankheit aus langer Erfahrung irgend vertrauten alten Landwirthe als Schaafzüchter

Digitized by Google

zugleich und im Ernste jemals einfallen wird, das Verschwinden der Traberkrankheit daraus hervor argumentiren zu wollen. Mithin also auch

zu S. 52. auf den vermeintlich geführten Beweis, welcher, der diesfälligen Geschichtserzählung zufolge, das plötzliche Wiederverschwinden der Traberkrankheit darthun soll, auf keinerlei Weise zu vertrauen seyn dürfte. Was aber auch von dem zu Ende dieser Seite aufgestellten Grundsatze überhaupt zu halten sey, läßt sich leicht erachten. Hoffentlich jedoch, daß kein gründlicher und mit der Traberkrankheit in der That bekannter Landwirth dadurch irgend verführt werden kann, das Erblichkeits-System deshalb seiner und aller Landwirthe Ueberzeugung zuwider aufzugeben; dahingegen aber einem Irrwahne sich ganz überlassen zu wollen, der nicht allein für ihn, sondern auch für die feinwollige Schaafzucht insgemein, von den allerverderblichsten Folgen nothwendig begleitet, sich zeigen müßte.

Zu S. 53. und 55. Das deshalb Angezeigte steht auch mit der zu S. 49. und 52. gegebenen Auskunft im genauen Zusammenhange; daher es überflüssig wäre, dagegen noch weiter hier etwas erwiedern zu wollen. Alle Thiere, mit einer dünnen Haut und wollreichem Vließe versehen, folglich auch die Elektoralschaafe vorzugsweise vor den Infantados und dem gemeinen Landviehe von dickerem Felle und oft

Digitized by Google

zugleich dünner bewollten Vließen, sind dieser Krankheit am meisten unterworfen.

Zu S. 56. Das hier angezeigte Ergebniß zwischen 30 bis 40 Stück Landschaafen, unter die einige Traberböcke gelassen worden waren, scheint mehr eine Bestätigung des zu S. 45. Behaupteten zu enthalten, wodurch denn die Vermuthung gerechtfertiget erscheint, daß allein das Erbübel mit diesem — selbst bei äußerlich scheinbarem Wohlbefinden — in innig krankhafter Berührung schon stehenden und auch unvorsichtiger Weise überdies noch stark gereizten zu einer Art von Wuth gesteigerte Begattungsdrang das Traberübel allein nur zu vermehren im Stande sey.

Zu S. 57. Die hier empfohlenen Maaßregeln bei der Begattung sind daher auch nur solche, die bei einer Traberheerde allein nur von Nutzen seyn können, und zwar in sofern es auf Verminderung des gedachten Erbübels mittelst des Sprungverfahrens, besonders noch gegen ehehin verstärkt, hierbei abgesehen ist: ohne indeß auf das Verschwinden der Traberkrankheit den Umständen nach, irgend dabei rechnen zu dürfen, da der Ueberzeugung des Verfassers dieser Bemerkungen gemäß, dieser Zweck erst mit der Zeit bei einem gehörig geordneten, regelmäßigen Heilverfahren, allein nur erreicht zu werden vermag. Noch gesteht derselbe ein, keinesweges es begreiflich finden zu können, wenn hier vorgeschrie-

Digitized by Google

ben wird: „feurige geile Böcke, besonders alte Thiere dieser Art," sollten gar nicht zugelassen werden. Gerade umgekehrt würde Verfasser dieser Bemerkungen sich dahin aussprechen müssen, daß da alte Böcke dem Krankheitsausbruche weniger bloßgestellt sind, als junge Böcke in dem Alter von ein einhalb bis zwei einhalb Jahr, es erforderlich sey, nöthigenfalls blos alter Traberböcke und zwar mit gehöriger Vorsicht hier in der Regel sich zu bedienen: so wie auch überhaupt bei Anwendung reiner Sprungböcke eher immer alte in einem dergleichen Traberheerden-Sprunggeschäft, als junge Böcke dabei zu gebrauchen seyn dürften; indem nämlich letztere, wie die Erfahrung zeigt, deshalb leichter von dem Krankheitsausbruche ergriffen dahinstarben, als alte.

Zu S. 58. Ein Schaafzüchter, der die zur Bedeckung bestimmten Böcke alle und mit einem Male zugleich unter die Mutterheerde laufen lassen wollte, würde gegen sein eigenes Interesse handeln; bei einer Traberheerde aber könnte daraus leicht mehrfältiger Schaden zugleich entstehen.

Zu S. 59. Leider! daß der hier angenommene erste gute Erfolg nichts anders erwarten läßt, als einen um desto mehr sich vergrößernden Nachtheil, besonders und je mehr eine Art von Selbsttäuschung aus wahrer Unkunde dieses Erbübels allein blos herbeigeführt und unterhalten worden war.

Zu S. 60. Z. 1. Immer ist hier, so wie auch

S. 71., nur von der Vererbung auf die bereits, wie zu S. 40. angezeigt, als fehlerhaft angegebene ehemalige Art und Weise ausschließend allein, niemals aber von den vermöge der Ansteckung früher und erblich rein gewesenen Thieren die Rede, welches aber der richtigeren Ansicht durchaus und in sofern entgegen ist, als mit dem Begriffe der Erblichkeit an sich und im strengen Sinne des Worts niemals etwas auszurichten ist. Denn die der Ansteckung allemal nachfolgende Erblichkeit früher und von Geburt an immer sonst rein gewesener Thiere macht eben die Weiterverbreitung dieser Krankheit so gefahrvoll, keinesweges aber die Erblichkeit an sich in dem strengen Sinne des Worts, nämlich, wie sie hier allein angenommen zu seyn scheint. Uebrigens wiederholt Verfasser dieses seine deshalb aufgestellte Behauptung: wie ein mit dem Erbübel einmal behafteter dennoch aber äußerlich kräftig und gesund scheinender Traberbock, Hinsichts des durch ihn geführt werden wollenden Beweises der Nichterblichkeit, keinesweges etwas zu dokumentiren im Stande seyn werde. Dahingegen es das beste seyn dürfte, wenn, dem Erblichkeitsprinzip an sich übrigens unbeschadet, dennoch ein wohl denkbares Heilverfahren in einer frühern Traberschaafheerde angewandt, den Beweis hoffentlich zugleich zu führen vermöchte, daß bei fortgesetztem Gebrauche diesfällig angeordneter Heilmittel der Krankheitsausbrüche nach und nach immer

Digitized by Google

weniger zugleich vorkommen, die Hoffnung dabei aber immer mehr sich ergeben sollte, daß alle Traber-Nachkommenschaft ganz zuletzt verschwunden seyn werde.

Zu S. 61. Z. 2. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Erbkrankheit eben so plötzlich aus einer dergleichen Feinschäferei wieder verschwinden könnte, als sie früher hier erschienen war; indeß dieser fromme Wunsch, wie bei ähnlichen Gelegenheiten der diesfälligen Erfahrung zufolge fast immer geschehen war, muthmaßlich blos leerer Wunsch allein seyn und bleiben kann. Und zwar dies blos deshalb, weil gänzliche Unkunde in dieser Krankheitsangelegenheit, so wie Mangel an zureichend befundener Erfahrung, jener irrigen Vermuthung allein nur zum Grunde lag.

Zu S. 63. Die Anwendung des Schlachtmessers vermag nur dann eine Verbesserung hierbei zu bewirken, wenn, wie S. 38. und 39. auch bemerkt worden war, ein besserer Genius das Schicksal einer an sich und früher immer rein gebliebenen Heerde allein leitete. Bei einer Traberheerde aber vermag die Anwendung dieses Schlachtmessers der diesfällig bewährteren Erfahrung nach, wohl wenig oder nichts zu leisten: und zwar weil eine dergestalt ihrem Schicksale allein sich überlassene Heerde immer tiefer in diesen Krankheitszustand hinein versinkt; wogegen das Schlachtmesser in seiner Anwendung keine Abänderung hervorzubringen vermag. Dahingegen in Ver-

Digitized by Google

bindung mit einem gehörig geregelten Heilverfahren daraus eher Vortheile bezogen werden können.

Zu S. 66. Die hier blos angedeutete Vermuthung, daß die in Rede stehende Krankheit durch den Gebrauch Möglinscher Böcke nach Frankenfelde zuerst gekommen seyn könne, ist, so abgeschmackt sie auch für den ersten Augenblick uns scheinen mag, doch so ganz unwahrscheinlich nicht: denn ob zwar über die Geburtsreinheit dieser Sprungböcke überall kein Zweifel an sich entstehen konnte, so ist doch irgend ein Mißbrauch, etwa durch Umtausch unterweges — wie hie und da schon oft Fälle sich ereignet haben sollen — oder auch durch eine Ansteckung während des Treibens von Möglin nach Frankenfelde zu und dadurch Aneignung der Erblichkeit dieser Krankheit scheinbar wohl möglich: und zwar konnte die Ansteckung wohl geschehen seyn durch zufällig oder geflissentlich fast entstandene Begattung in einer Traberheerde unterweges, oder auch mittelst Reibens bei dem Einstallen oder Uebernachten an einem Orte, wo Tradervieh früher bereits gestanden und sich gescheuert hatte. Alles dieses sind sehr mögliche Fälle. Eines ähnlichen Umstandes in gleicher Art erinnert sich Verfasser dieser Bemerkungen, wo in Schlesien, aus einer daselbst vorfindlichen Merinos-Schäferei, auch eine ansehnliche Parthie Sprungböcke und zwar durch den bekannten österreichischen Schaafzüchter weiland Rudolph Andrä im Frühjahre 1824 auch

Digitized by Google

erhandelt und nach Mähren hin abgetrieben worden waren. Ob zwar diese Merinos-Heerde nun — ursprünglich aus Rochsburg in Sachsen herstammend, erweislich von aller Krankheit immer frei und rein erhalten worden war, so hatte sich dennoch bei der Ankunft am Orte der Bestimmung in Mähren unter diesen erkauften Böcken einer vorgefunden, welcher allen Anzeigen zufolge als traberkrank sich ergab. Mithin auch hier würde die Muthmaßung haben entstehen können, als sey die Merinos-Heerde zu B** von der Traberkrankheit selbst angesteckt, indeß dies doch füglich nicht möglich war, weil einmal zu erweisen stand, daß dieser letztere Ort an diesem Krankheitsausbruch durchaus keinen Theil hatte und ihn deshalb auch nichts zur Last zu legen war. Dieser Vorfall erschien daher auch der hier gedachten Merinos-Heerde in keinem Falle nachtheilig. Indeß er seinerseits doch wohl hier dazu mit beitragen dürfte, dem doch leicht möglichen Falle der Ansteckung in vorhin beregter Weise bei der Frankenfelder Stammschäferei hiermit auf die Spur zu kommen. Ohne daß es übrigens der an sich auch ganz unwahrscheinlichen Behauptung, daß weil diese Traberkrankheit früher in Frankenfelde nicht statt fand und auch aus Möglin unmöglich herrühren könne, auch das plötzliche Erscheinen dieser Krankheit ohne allen zureichenden Erblichkeitsgrund entstanden seyn könne, dadurch auch selbst zu beweisen stehe. Ob

zwar

zwar von allen in der Traberkrankheitssache längst erfahrener alter Landwirthe immerdar behauptet worden war und ferner noch behauptet werden wird, nur der Erblichkeits-Grundsatz, entweder von Geburt oder mittelst Ansteckung, sey allein im Stande, eine dergleichen Krankheits-Erscheinung zum Ausbruche wirklich zu befördern.

Zu S. 67. Die Angabe, daß Merinos dieser Krankheit nicht unterworfen wären, beruht wahrscheinlich blos auf einem Mißverstande — man vergleiche hierbei die Bemerkung zu S. 55. — Und ob zwar Verfasser dieses sich zu erinnern weiß, daß eines dergleichen Falles Erwähnung geschehen war, dem zufolge ein von der Traberkrankheit befallener Merinobock von selbst wieder heil geworden seyn sollte, so vermuthet derselbe dennoch, daß entweder eine — wie zu S. 71. und 72. hier auch erwähnt worden war — ähnliche Verwechselung zwischen Traberkrankheit und einem ebenfalls von selbst wohl möglicher Weise heil werdenden Drehübel, oder auch ein wie zu S. 49. hier angemerktes besonderes Verhältniß, eine Heilung anscheinend vielleicht denkbar gemacht habe.

Zu S. 72. bis 74. Daß die Traberkrankheit in Möglin niemals zum Vorschein gekommen sey, läßt sich ungeachtet des Falles, daß nach S. 66. Mögliner Böcke unstreitig wohl die erste Veranlas-

sung dazu hergaben, daß die Traberkrankheit in Frankenfelde selbst zum Vorschein kam, dennoch wohl als unbestritten annehmen, daß diese Krankheit aber auch in Möglin ohne alle Erblichkeits-Veranlassung niemals dort ausbrechen werde, scheint der diesfällig allgemeinen Erfahrung zufolge eben so wenig bestritten werden zu können, und zwar, indem die hier als möglich sich gedachte Erscheinung der Traberkrankheit plötzlich und ohne zureichenden Grund, wohl auf einem bloßen Irrthum in Behauptung der Nichterblichkeit allein und daher auch füglich auf sich beruhen bleiben kann. Eben so scheint es auch keinem Zweifel zu unterliegen, daß die königl. Stammschäferei zu Panten in Schlesien bis jetzt von dieser Krankheit immer noch entfernt und befreit blieb.

Da Verfasser vorliegender Bemerkungen nun seinerseits dem zu S. 77. und 78. öffentlich ausgesprochenen Wunsche des von ihm sehr verehrten Herrn Staatsraths D. A. Thaer, seine Stimme deshalb abzugeben, zu entsprechen suchte, so glaubte er auch dem landwirthschaftlichen und Schaafzüchter-Publiko diese Bemerkungen in sofern nicht vorenthalten zu dürfen, als auch und zwar in Beziehung auf eine von dem Verfasser, wie gedacht, bereits ausgearbeitete Schrift über Traberkrankheit, theils dieser Voranzeige es noch bedürfte, theils auch diese Bemerkungen nur eine Art von Fingerzeig von dem seyn sollten, was in dieser Beziehung öffentlich,

Digitized by Google

mittelst Herausgabe dieser hiermit zugleich angezeigten Schrift, von ihm deshalb zu erwarten sey.

Beantwortung der vorstehenden Bemerkungen vom Staatsrath Thaer.

Mein verehrter Freund und Gönner mißversteht mich. Ich rufe nicht, Land! Land! sondern ich rufe, Lootsen herbei! und thue Nothschüsse, weil ich mich in dem Strudel der gegeneinander schlagenden Meinungswellen nicht zu orientiren weiß und der Compaß meiner Erfahrungs-Logik mir seine Hülfe hier versagt.

Die Thatsachen, welche für und gegen die Erblichkeit der Traber- und Gnubber-Krankheit angeführt werden, widersprechen sich immer mehr. Und sonderbar, daß sich das distriktsweise so verschieden zeigt: hier zweifelt niemand daran und wo die Krankheit nun einmal allgemein und unleugbar ist, erzählt jeder, wie und woher sich bei ihm und seinen Nachbarn dies Erbübel eingeschlichen habe: doch will niemand von Erblichkeit etwas bemerkt haben und man glaubt fast allgemein, daß sie sich, eben so wie die Dreher-Krankheit, bald in dieser, bald in jener Heerde mehr oder weniger zeige und daß alle Vorkehrungen dagegen vergeblich seyen. Wohl findet man Einen oder den Andern, der von der

Meinung seiner Gegend nicht überzeugt zu seyn scheint, aber er will mit der Sprache nicht heraus. — Manche sonst ganz freimüthige Schaafzüchter werden bedenklich und verschlossen, wenn man sie über diesen Gegenstand befragt. — Das ist wahrlich ein Zustand, der unserm Kunstverbande keine Ehre bringt und der nicht länger so bleiben muß. Die entgegenstehenden Meinungen müssen mit ihren Gründen hervorgerufen werden und es muß sich ein Resultat ergeben, ob es mit der Erblichkeit der Disposition zu dieser Krankheit ein Vorurtheil sey, oder ob man wirklich Ursach habe, sich mit der größten Sorgfalt dagegen zu verwahren.

Deshalb ist es sehr erfreulich, daß der würdige Hr. Verf. vorstehender Bemerkungen, der die Krankheit auf einem seiner Güter schon lange und häufig, auf dem andern gar nicht hat, seine Erfahrungen mitzutheilen verspricht. Wahrscheinlich werden dadurch auch Andre aufgemuntert werden, mit den ihrigen hervorzutreten. Denn der Meinung, daß man die Sache noch länger im Dunkeln halten und jeden nach seiner Einsicht verfahren lassen müsse, bis sich etwas ganz entschiedenes darüber sagen lasse, kann ich nicht beitreten. Es können dann noch hundert Jahre darüber hingehen, bevor wir weiter kommen.

Das Faktum in Frankenfelde kann und soll bis jetzt weiter nichts erweisen, als daß die Krankheit ohne allen möglichen Verdacht von Vererbung plötz-

lich entstehen und eben so schnell, unter Beibehaltung fast derselben Stammältern, sich — wenigstens temporair und in der nächstfolgenden Jahreszucht — wieder verlieren könne.

Wenn der Hr. Verf. aber auch von Ansteckung spricht, so ist mir bis jetzt nicht eine einzige Thatsache bekannt, die diese Besorgniß bei dieser Krankheit begründete; dagegen eine Menge, die sie widerlegen. Ich habe zwar wohl ein paarmal Aeußerungen gehört, die dahin zu deuten scheinen; so wie ich aber genauer in die Sache einging, zeigte es sich bald, daß Mißverständnisse und Verwirrung der Begriffe nnterlagen, denen ähnlich, die ich neulich bei einem ausländischen Herren antraf, welcher mich versicherte, daß er alle meine Schriften gelesen und wohl verstanden habe. „Wenn ich, sagte er, ein fladdriges Schaaf habe, so setze ich einen Bock mit recht gedrängtem Stapel darauf und das andre Jahr ist mein Schaaf besser." — Das Schaaf wohl nicht, aber sein Lamm. — „Aha! so ist das, nun versteh ich." — Was von der Fortpflanzung der Krankheit durch die Begattung gesagt war, hatte man wirklich eben so, wie jener Herr gedeutet. Diejenigen Thatsachen, welche die Erblichkeit am entschiedensten zu erweisen scheinen, sprechen gerade gegen die Ansteckung. Hr. B. zu L. fand beim Antritte des Gutes eine Heerde, die mit der Krankheit sehr inficirt war. Ganz abschaffen konnte er sie mit einmal nicht. Er schaffte

Digitized by Google

aber einen Stamm aus einer Heerde an, die er völlig frei davon wußte. Diese Thiere und ihre Zuzucht wurden gezeichnet, waren aber immer in einem Haufen mit den andern. Unter ihnen hat sich nie ein Traber gezeigt, unter dem alten Stamm aber immerfort, bis er endlich ganz ausging und durch den Zuwachs des neuen ersetzt war. Daß nur Böcke aus gesundem Stamme genommen wurden, versteht sich von selbst. Vielleicht erlaubt mir dieser würdige Landwirth und ausgezeichnete Schaafzüchter jetzt, das bekannt zu machen, was er mir vor 7 bis 8 Jahren nur vertraulich über diese Krankheit mittheilte. Aehnliche Fälle sind mir mehrere mitgetheilt. Der Versuch, den ich bei den Wimmelburger Schaafen über die Ansteckung gemacht habe, ist auch entscheidend genug. Ueberhaupt aber gehört diese Krankheit, ihrem ganzen Charakter nach, in die Kategorie derer, wovon man Ansteckung von außen nicht besorgen kann. Was nun der Hr. Verf. über die Möglichkeit der mittelbaren Ansteckung der Frankenfelder Heerde durch Mögliner Böcke sagt, fällt ganz weg, wenn man weiß, daß beide Feldmarken nur durch einen ganz schmalen Streifen unfruchtbaren Landes von einander getrennt sind. Auch wurden die Thiere, so viel ich mich erinnere, auf dem Wagen mitgenommen.

Bei den hinsichtlich der Erblichkeit sich so widersprechenden Meinungen und Erfahrungen sollte

man beinahe auf die Vermuthung kommen, daß es eine erbliche und eine nicht erbliche Traberkrankheit geben könne. Aber im äußern sind sie wenigstens bis jetzt nicht zu unterscheiden und das Symptom des Gnubberns, welches sich bei sonst völlig gleichem Gange der Krankheit bei einem Thiere findet, bei dem andern nicht, macht keinen Unterschied.

Oder aber ließe sich die Sache nicht so erklären?

Die Traberkrankheit wird durch irgend eine von außen einwirkende Ursach (die uns freilich, so wie die Ursach der meisten anderen Krankheiten, welche sich seuchenweise obwohl nicht ansteckend zeigen, noch unbekannt ist) erregt. Ein Thier wird aber leichter — schon durch eine schwächere Einwirkung — davon afficirt, als das andre, d. h. hat größere Disposition dazu. Hat sich nun in einem Stamme die Krankheit schon seit mehreren Generationen häufig gezeigt, so läßt sich vermuthen, daß die Disposition dazu in diesem Stamme stärker sey und daß seine Abkömmlinge die Krankheit leichter, von einer schwächeren Einwirkung, bekommen. Einer starken Einwirkung jener Ursach kann aber vielleicht kein Thier widerstehen und die Krankheit wird gebildet, wenn auch gar keine besondre Disposition dazu vorhanden ist, denn einmal muß sie doch so entstanden seyn. Sie zeigt sich also auch in einer bisher davon völlig befreiten Heerde. Hört aber diese zufällig so verstärkte Einwirkung auf, so zeigt sich die Krankheit

in dieser Heerde nicht wieder und der Stamm hat gar keine vorherrschende Disposition dazu, ob sich gleich die Krankheit einmal darin zeigte. Anders ist es in einer Heerde, wo sie sich seit einer langen Reihe von Jahren fast unausgesetzt einfindet.

Hiermit läßt es sich denn sehr wohl vereinigen — was nach mehreren Erfahrungen richtig scheint — daß die Krankheit auch endemisch ist (d. h. durch örtliche Einwirkungen erregt wird). In der Stammheerde einer benachbarten Schäferei zeigt sich die Krankheit jetzt gar nicht. Aber unter den Hammeln, die daraus als Jährlinge nach einem eine Meile entlegenen andern Vorwerke gebracht werden und bis zur Mastung da bleiben, äußert sie sich öfterer.

So ist, wie die Sache vorliegt, jetzt meine Ansicht: kann man mir eine klarere geben, so ist sie mir willkommen.

Was übrigens die Erfahrungen mancher alten Praktiker in der Schaafzucht anbetrifft, so bestehen sie fast nur in dem, was ihnen ihr Schäfer gesagt hat.

Die allerstärksten Ableitungsmittel vom Rückmarke sind bei den ersten Vorboten der Krankheit, aber ganz vergeblich, in Frankenfelde angewandt. Mit andern Kurmethoden ginge man ins Blaue, weil sich durchaus keine Indication zum einem oder zum andern ergiebt.

Zu Frankenfelde hat sich in der Zuzucht von

Digitized by Google

$18\frac{2}{2}\frac{3}{4}$, die jetzt über $2\frac{1}{2}$ Jahr alt ist, überall kein Traber gezeigt. Auch ist bisher nicht eine einzige Klage eingegangen, daß von den im J. 1822 mit der Krankheit befallenen Böcken Traber entsprungen waren, was sich jetzt doch schon zeigen müßte.

XXI.

Summarische Zusammenstellung der Klauenübel des Schaafviehes, deren Kennzeichen, Unterscheidungs-Merkmale, Ursachen und Heilung.

Vom

Professor Dr. Störig in Möglin *).

Es giebt bekanntlich der krankhaften Zustände, wovon die Füße des Schaafviehes befallen und die Thiere zum Hinken gezwungen werden, mehrere.

*) Schon manchmal ist zwar in diesen Annalen von den Klauenkrankheiten der Schaafe die Rede gewesen und es hat uns namentlich der Herr Oberamtmann Lezius zu Frankenfelde im 3ten Bande des 2ten Stücks dieses Journals mit einer trefflichen Abhandlung über die bösartige Klauenseuche — als das gefährlichste der Klauenübel — beschenkt; aber dessenungeachtet weiß ein Theil der Landwirthe, wie der Verf. aus häu-

Digitized by Google

Diese von einander zu sondern, ist in mancher Beziehung von großer Wichtigkeit, und es wird eine solche Trennung und Eintheilung wohl am passendsten nach den verschiedenen Entstehungsursachen jeder einzelnen Gattung von Fußübeln ausgeführt, wornach man dann 1) das sporadische, 2) das epizootische und 3) das contagiöse Klauenübel unterscheidet.

1. Sporadische Klauenkrankheit.

Sporadische Krankheit nennt man bekanntermaßen dasjenige Uebel, welches durch besondere, nicht auf alle Thiere einwirkende, zufällige Schädlichkeiten hervorgebracht wurde. Wenden wir diesen Begriff auf die Krankheiten der Klauen an, so werden wir von diesen besonders diejenigen hierher rechnen müssen, welche

a) durch Eintreten spitziger Körper, z. B. Holzsplittern, Nägel und dgl. in den Fuß, und

b) durch sogenanntes Verhällen

entstehen.

Die Behandlung der sub a. genannten Art

---

figen Consultationen zu ersehen Gelegenheit hat, sich in vorkommenden Fällen nicht vollkommen zu helfen, so daß es Manchem wohl nicht unwillkommen seyn möchte, hier eine genaue und ausführliche Beschrei-

besteht ganz einfach darin, daß man den fremden Körper, sobald man seiner habhaft werden kann, aus dem Fuße herausziehe, die Entzündung der Klaue durch öfteres Baden in kaltem Wasser zu heben, die entstandene Wunde hierdurch zugleich zu reinigen und durch wiederholtes Auswaschen mit Salzwasser zu heilen suche.

Das Verbällen entsteht gewöhnlich, wenn das Horn an den Klauen zu lang gewachsen, die äußere Wand derselben sich unter die Sohle umgeschlagen, dadurch eine zu schmale Basis des Fußes erzeugt hat und das Schaaf mit solchen mißgestalteten Klauen eine größere Strecke, besonders auf hartem Boden, zu gehen genöthigt ist *).

Der unsichere Gang des Thiers verursacht hier

---

bung der mannigfaltigen Klauenübel des Schaafviehes zu erhalten, zumal, da gerade während dieses Winters und Frühjahrs ein Paar derselben mehr als sonst grassiren.

*) Streng genommen bezeichnet der Ausdruck: Verbällen — ebenfalls durch Laufen auf hartem Boden erzeugt — zwar denjenigen Zustand, wo der Sitz des Uebels in den hinteren Theilen des Fußes, an den ausschließlich sogenannten Ballen ist, und es müßte demnach hier das Verbällen noch eigens aufgeführt werden. Da aber bei diesem Verbällen ebenfalls die ganze Sohle in Mitleidenschaft gezogen wird und dann folglich beide Zustände in Einen zusammenfallen, der gewählte Ausdruck auch am bekanntesten ist; so glaube

Digitized by Google

auf die Dauer Zerrung der Fleiſchblättchen, welche unter den hornigen Theilen liegen und in dieſe eingreifen. Dadurch aber entſteht eine Entzündung der fleiſchigen Theile des Hufes und in Folge dieſer ein Lahmgehen.

Heilung. Dieſem Uebel iſt leicht abzuhelfen. Es vergeht auch in der Regel von ſelbſt, wenn man nur das Horn der Klauen an den Wänden, der Zehe und Sohle, bis zur normalen Länge wegſchneidet. Sollte es, beim höhern Grade der Entzündung, nöthig ſeyn, ſo werden die Füße mittelſt kalten Waſſers, Schnee's und dgl. abgekühlt, oder die Zehe — auch wohl der Ballen — ſo weit abgeſchnitten, bis ſich Blut zeigt; wo man denn, nach gehörig erfolgter Blutung, etwas Theer auf die Wunde ſtreicht, damit ſie deſto eher heile.

---

ich — um die Abtheilungen nicht zu ſehr zu vermehren — denſelben beibehalten zu dürfen.

Ein anderer hiermit verwandter Zuſtand iſt der, welcher in Folge eines Steinchens oder verhärteten Erdkloßes, welche zwiſchen die Klauen gerathen und hier ſtecken geblieben ſind, entſteht. Das Thier geht unter dieſen Umſtänden klamm, und es kann der Druck jener fremden Körper wohl eine ſchwache Inflammation des Fußes bewirken, die aber mit der Entfernung der Veranlaſſungen augenblicklich vermindert und ohne weitere Behandlung ſehr bald gehoben wird.

Anhang: Enzootisches Klauenübel (?).

Man hat bei Bekanntschaft mit mehreren Schäfereien genugsame Gelegenheit, fast alljährlich im Herbste, Winter und Frühjahre, ein Hinken einzelner Schaafe zu beobachten, welches der corrodirenden Einwirkung des Kothes, Schneewassers, der Mistjauche und dgl., der in jenen Zeiten die Klauen besonders stark ausgesetzt sind, zugeschrieben werden muß. Vermieden die Schaafe, vom Instinkt geleitet, nicht so viel sie können die Verunreinigung ihrer Füße, so würde dies Hinken, besonders bei den mit feinerer und zarterer Epidermis versehenen Merinos, noch weit häufiger seyn.

Es bleibt mir noch etwas unentschieden, ob man dies Uebel — was doch einer besondern Erwähnung verdient — zu den sporadischen Krankheiten, oder zu den seuchenhaften Klauenübeln rechnen soll. Da die Schädlichkeiten allgemein und folglich auf jedes Individuum wirkend sind, nicht selten auch ziemlich viel Schaafe daran leiden, so hätte man wohl Ursache, es in die Rubrik der Seuchen zu setzen; nur steht dann zu befürchten, daß es verkannt und mit den folgenden Klauenübeln, besonders dem ansteckenden, verwechselt werden könnte. Es mag hier seine Stelle angewiesen erhalten. Vielleicht acceptirt man die oben nur fraglich ausgesprochene Benennung: enzootisches Klauenübel dafür; berücksichtigend, daß es solchen Lokalitäten vornämlich eigen ist, wo der

Digitized by Google

Schaafhof besonders naß, die Wege überaus kothig und die Ställe mit stark durchnäßtem Miste — wie dies z. B. bei der Schlempefütterung fast unvermeidlich ist — angefüllt sind.

Es läßt sich denken, daß, so lange Schäfereien existiren, auch dies Uebel sich fast alljährlich in denselben eingefunden habe. Früher, ehe man in Deutschland die ansteckende oder bösartige Klauenseuche kannte, war diese Art Klauenübel auch Niemandem auffallend. Ereignet sich aber ein solches Hinken bei edlen oder veredelten Schaafen in den jetzigen Zeiten, so schöpfen Andere augenblicklich Verdacht und die Besitzer der Heerde ängstigen sich zum Theil, wenn gleich ohne Noth, da ein gehöriges Beschneiden der Klauen und die Entfernung oder möglichste Minderung der veranlassenden Schädlichkeiten, das Uebel bald wieder heben. Freilich ist dies Hinken in sofern bedenklich genug, als uns die Thierheilkunde auf ihrem heutigen Standpunkte noch keine genaue, charakteristische Unterscheidungs-Merkmale dieses Uebels, im Vergleich mit der ansteckenden, bösartigen oder chronischen Klauenseuche a priori anzugeben vermag, und folglich erst die längere Dauer der Krankheit, das Hartnäckige ihrer Heilung und dgl. darüber entscheiden kann; wo aber dann oft, im Fall der Verwechselung, schon großer Schaden gestiftet ist. Wer deshalb irgend befürchten muß, daß durch Ankauf fremder Schaafe, oder weil die bösartige Klauen-

Digitized

seuche schon einmal in seiner Heerde gewesen und vielleicht noch nicht radical gehoben ist, das malignöse Uebel sich einschleichen könnte — dem rathe ich doch immer, daß er die hinkenden Thiere lieber zu vorsichtig, als zu nachlässig behandle *).

Da ja überdies diese Behandlung sich aufs Beschneiden der Klauen und Einstreuen von etwas Kupfervitriol-Pulver — in sofern man ein anderes Verfahren nicht anwenden will — beschränkt; so müßte man sich wundern, wenn der Besitzer feinwolliger Schaafe diese Behandlung der Füße nicht unter allen Umständen in Anwendung setzte, da sie jedenfalls zweckmäßig, heilsam, und doch nichts weniger als kostbar ist.

2. Epizootisches Klauenübel, epizootische Klauenseuche, gutartige Klauenseuche, Klauenweh, Klauenwurm **).

Unter diesen und noch manchen anderen Namen, versteht man ein durch Geschwulst, Entzündung, Bläschen

---

*) Hiernach dürfte man diese Klauenkrankheit auch mit den Beinamen: bedenklich, verdächtig belegen.

**) Die Benennung: Klauenwurm, rührt daher, daß wenn — wie es häufig geschieht — die zwischen dem obern Theile der beiden Kronenbeine des Schaafviehes liegende Drüse (Klauendrüse) mit entzündet ist, man durch's Aneinanderreiben der beiden Klauenhälften, aus der kleinen runden Mündung dieser Drüse

chen- und Eiterbildung an den weichen Theilen der Fuß-Enden aller Thiergattungen, hier namentlich der Schaafe, sich offenbarendes, aus allgemeinwirkenden (epizootisches) Schädlichkeiten entstandenes, metastatisches, fieberhaftes Leiden.

Kennzeichen, Ursachen und Natur der Seuche.

Die Schwierigkeit, diese Art der Klauenseuche aus den Krankheitssymptomen allein von der folgenden zu unterscheiden, ist in der That größer, als Manche vorgeben; man darf sich deshalb nicht wun-

---

eine übelriechende Schmiere (Smegma) in größerer Quantität als sonst herauspressen kann, die dann ungefähr wie ein fadenförmiger Wurm hervorquillt. Die Schäfer nennen dieses Smegma, so wie die Entzündung der Drüse und auch die Drüse selbst, den Haarwurm oder Wurm. Anfangs glaubte ich mit Anderen, diese Drüse, oder richtiger gesagt, dieser Schmierbalg, würde blos bei der gutartigen Klauenseuche in Mitleidenschaft gezogen; ich habe mich aber nachher überzeugt, daß diese Erscheinung eben sowohl bei der bösartigen vorkommt. Uebrigens ist es in Bezug auf die Dauer und den Ausgang, so wie in jeder andern Hinsicht indifferent, ob dies Organ mitleide oder nicht; daher man auch jetzt die Exstirpation desselben — was jedoch mit ein Paar Schnitten und mit Hülfe der Pincette leicht geschehen kann — unterläßt.

dern, daß einige Andere alle Verschiedenheit zwischen beiden läugnen. Das Charakteristische des hier in Untersuchung stehenden Uebels ist in der vorangeschickten kurzen Diagnose besonders durch die Beiwörter: epizootisch, metastatisch und fieberhaft ausgedrückt.

Der Ausdruck: epizootisch, gründet sich nämlich darauf, daß, nach häufig wiederholten Beobachtungen, diese Seuche erscheint, ohne daß in der Localität, in der Nässe oder Trockenheit des Bodens und dgl. ein wahrnehmbarer Grund ihres Vorhandenseyns aufzufinden wäre und ohne daß man eine Ansteckung durch andere Thiere beschuldigen könnte; so daß man genöthigt ist, das Uebel einer eigenthümlichen unbestimmbaren (epizootischen) Constitution der Atmosphäre zuzuschreiben. Hierzu berechtigt denn auch der Umstand, daß diese Krankheit meistentheils in beträchtlich großen Distrikten zu gleicher Zeit herrscht und man bei genauerer Erkundigung vernimmt, daß es, gleichsam wie die Influenza bei Menschen, oft in entfernteren Gegenden anfangend, sich in schmalen, aber langen Streifen über mehrere Länder schnell verbreitet; wie dies binnen einigen Jahren (zuletzt 1820) mehrere Male der Fall war, wo es raschen Fluges von Nordost nach Südwest, über die Mark Brandenburg wegzog.

Es führte in jener Zeit — wie dies ja auch schon immer beobachtet wurde — die Maulseuche

Digitized by Google

mit sich, und zwar auf die Weise, daß entweder die Thiere zuerst hiervon und dann von der Klauenseuche befallen wurden; oder aber umgekehrt. Nicht selten verhielt es sich damit auch so, daß in einem Orte die Maulseuche, in dem benachbarten dagegen die Klauenseuche grassirte. War ein Thier zuerst von der Maulseuche ergriffen und bekam dann das Klauenübel, so verschwand erstere schneller, als es ohne dies geschah. Also ein Beweis, daß hier eine Versetzung (Metastase) der Krankheitsmaterie stattgefunden habe, das Uebel folglich mit Recht metastatisch genannt werde.

Zugleich ist hier der Umstand charakteristisch, daß in hiesiger wie in anderen Gegenden, meistens sämmtliches Vieh einer Ortschaft: Schaafe, Rinder, Schweine, Pferde, selbst Hühner und Gänse, so wie auch das Wild, von der Krankheit befallen wurde, und zwar in so kurzer Zeit, daß man diese Erscheinung nicht füglich von einer Uebertragung des einen Thiers auf das andere ableiten konnte.

Daß überhaupt ein Ansteckungsstoff bei dieser Krankheit sich bilde, bezweifle ich; Andere aber stimmen für die contagiöse Natur derselben. Man kann sich's also denken, wie leicht hier Täuschungen unterlaufen können.

Fieberhaft aber ist unstreitig dies Uebel; doch ist das Maul und die Nasenspitze, so wie der übrige Körper der erkrankten Schaafe nur wenig wärmer

und trockner als sonst; die Freßlust und sonstigen natürlichen Verrichtungen sind in der Regel nur auf kurze Zeit etwas gestört. Das Fieber zeigt sich also meistens nur schwach, wenn gleich bemerkbar. Deshalb ist denn auch das Leiden der Thiere nicht groß und ihre Wiedergenesung erfolgt gewöhnlich in kurzer Zeit.

Bei diesem Klauenübel zeigt sich, wie bei dem folgenden, zu Anfange der Krankheit eine Geschwulst, und Röthe im Klauenspalt mit erhöheter Wärme, ein Hinken und eine Absonderung von Eiter, der die Hornschachtel theilweis oder auch ganz löst, wo dann im letztern Falle das Thier völlig ausschuhet und die Klaue ein gefährliches Ansehen erhält.

In diesen örtlichen Symptomen — deren ausführliche Mittheilung der ansteckenden oder bösartigen Klauenseuche vorbehalten bleiben mag — habe ich aber keine durchaus untrügliche und so charakteristische Erscheinungen, wie deren von Anderen angegeben worden sind, bemerken können; vielmehr fand ich dieselben bei der epizootischen und bei der ansteckenden in häufigen Fällen so homogen und so veränderlich, daß ich hierauf keine sicheren Unterscheidungs-Merkmale zwischen beiden zu gründen wage. Der Her Ober-Thierarzt Giesker zählt zwar in seiner Monographie: „Ueber die bösartige Klauenseuche der Schaafe, Braunschw. 1822." Seite 22. und 23. zu den eigenthümlichen Zeichen der gutar-

tigen Klauenseuche — indem er die Eigenheiten beider Krankheiten mit einander vergleicht — auch die Anschwellung der Krone und die mit Feuchtigkeit angefüllten Bläschen über dem Klauenspalt; zugleich soll die im Klauenspalt bemerkbare Röthe sich gewöhnlich höher am Schenkel hinaufziehen. Aber diese Geschwulst der Krone oder des Saums, so wie die sich nach dem Fessel hinauf erstreckende Inflammation des Fußes, sahe ich zum öftern auch bei entschieden bösartiger Klauenseuche, und noch in diesem Augenblicke habe ich eine mit dieser Krankheit zweifelsohne behaftete Heerde in der Kur, von deren Individuen mehrere mit starker Anschwellung und Ausbruch des Eiters an der Krone vorkommen.

Was jedoch die vorhin erwähnten Bläschen betrifft, so würde ich diese mit Herrn Giesker für ein charakteristisches Merkmal der hier in Rede stehenden Krankheit halten, da ich sie bei der bösartigen Klauenseuche nie fand; aber Andere versichern, sie auch bei dieser angetroffen zu haben; confer. Niemann: Ueber die Schaafräude und übrigen Hautkrankheiten der Schaafe, Halle 1819, S. 84. *).

---

*) Dies Allegat bezieht sich jedoch nicht auf eigene, sondern auf eine vom Amtsverwalter zu Löbnitz jenem verdienstlichen Schriftsteller mitgetheilte Beobachtung, was ich hier um deswillen anmerken muß, da der Herr Medizinalrath Niemann selbst an ei-

Dieſer Bläschen oder kleinen Blattern ſind oft in beträchtlicher Zahl und zwar nicht blos ober-, ſondern auch innerhalb des Klauenſpaltes, überhaupt an den geſchwollenen weichen Theilen vorhanden und beſtehen in ſtellenweiſer Erhebung der Epidermis, unter welcher man eine klare Lymphe findet, die aber bald eitrig wird. Da dieſe Bläschen nur zu Anfange der Krankheit ſich zeigen und meiſtentheils nicht einmal die Größe eines Stecknadelknopfs haben, ſo werden ſie gewöhnlich ganz überſehen.

Heilung der epizootiſchen Klauenſeuche.

Eigentlich bedarf es nur in ſeltenen Fällen einer Beihülfe der Kunſt, um dies Uebel zu heben; es vergeht von ſelbſt wieder, wenn ſich gleich bei einigen Stücken, denen das Horn gänzlich abſchwärt, die Heilung etwas in die Länge ziehen kann.

Ein leichtes und gutes Beförderungsmittel zur Heilung iſt das Beſchneiden der Klauen und Aus-

---

ner andern Stelle dieſer Schrift, S. 88. ſagt: „Höchſt wahrſcheinlich entſteht (bei der bösartigen Klauenſeuche) anfangs weder eine Blatter noch ein Bläschen, ſondern eine roſenartige Entzündung, die aber nicht blos die Fläche zwiſchen den Klauen, ſondern auch die Fleiſchwände der Klauen zu ergreifen ſcheint. Die Erſcheinungen, welche Lezius an einem mit Klauenſtoff geimpften Merinoſchaafe bemerkte, erheben dies faſt zur Gewißheit.“

waschen mit Salzwasser; auch das Bestreichen mit Theer. In diätetischer Hinsicht ist der Genuß von Oelkuchen- oder Schroot-Tränken — zumal, wenn mit der Klauenseuche auch die Maulseuche vergesellschaftet wäre — zu empfehlen. Kann man nebenbei den leidenden Schaafen eine nicht nasse Wiese oder grasreichen Dreisch zur Weide geben, auf welchen ihre Füße etwas abgekühlt werden; so ist dies desto besser. In den Niederlanden bringt man für die klauenkranken Schaafe dicke Plaggen oder Palten in den Stall, um ihnen dadurch einen kühlenden Stand zu verschaffen. Dies thut den erhitzten Füßen sehr wohl; so wie denn auch das Horden den entzündlichen Zustand vermindert.

3. Contagiöses Klauenübel, chronische Klauenkrankheit, bösartige Klauenseuche, bösartige Schaafmauke, spanischer Klauenwurm, französische Krümme, Krümpe, Klauenkrebs.

Von dieser bei den Deutschen, wie bei den Franzosen *), so äußerst mannigfaltig benannten Krankheit behauptet sich die Meinung, daß sie bei uns

---

*) Die Franzosen, namentlich Girard, Chabert, Tessier u. m. A. nennen dies Uebel Fourchet, Pesogne, Pourriture des pieds, Panaris du pied, Crapaud. Letztere Benennung ist wohl die richtigere, wogegen die an-

vor Einführung der Merino-Schaafe nicht bekannt gewesen, noch immer, so vielfach sie auch bestritten worden. Mir ist bei der Menge von Fällen, wo ich sie sah und behandelte, kein einziges Beispiel vorgekommen, wo sich die Uebertragung derselben durch fremde angekaufte Thiere nicht hätte nachweisen lassen, und eben dies lehrt die Geschichte der Einführung dieser Schaafrace in die sächsischen und preußischen Staaten ganz evident. Daß diese Krankheit in Spanien einheimisch sey, kann man freilich nicht mit Gewißheit behaupten, da es uns hierüber an ganz entscheidenden Mittheilungen fehlt. Vielleicht verhält es sich mit der ansteckenden oder bösartigen Klauenseuche in Spanien eben so wie mit manchen anderen Uebeln bei Menschen und Thieren, die da, wo sie einheimisch sind, viel gelinder und schneller verlaufen, als da, wohin sie — unter andere climatische und Ortsverhältnisse — verpflanzt werden.

Beschreibung des Uebels.

Anfänglich, ehe die Krankheit recht zum Ausbruche kommt, sieht man den Schaafen — deren erst einige wenige, dann allmählig mehrere und endlich viele erkranken — fast gar kein Leiden an: sie

---

deren Namen sich mehr auf die gutartige Klauenseuche zu beziehen scheinen; wie man wenigstens aus den aus den Beschreibungen der Krankheiten glauben muß.

Digitized by Google

freſſen und ſaufen jetzt wie auch ſpäterhin, ganz munter und laſſen in vielen anderen Dingen nichts Widernatürliches erblicken. Nur dadurch, daß das von dieſem Uebel befallene Schaaf den Fuß, an welchem ſich die Krankheit entwickelt, etwas ſchont, erſcheint es, wenn man genau darauf achtet, verdächtig. Ergreift man es und nimmt die Klaue in die volle Hand, ſo fühlt man an ihr, verglichen mit den anderen (geſunden) Füßen, erhöhte Wärme und findet beim Auseinanderziehen der Klauenhälften und näherer Beſichtigung der Haut im Klauenſpalt, dieſe letztere geröthet, wogegen ſie im vollkommen geſunden Zuſtande mehr gelblich erſcheint. Auch wird man mitunter Geſchwulſt an und in der Klaue gewahr. Symptome, welche bekanntlich die Entzündung irgend eines Organs, hier namentlich der häutigen und fleiſchigen Theile des Hufes, begleiten. Dieſer entzündliche Zuſtand dauert gewöhnlich und ohne beſondere ungünſtige Einflüſſe zwei bis drei Tage, ſelten längere, eher kürzere Zeit.

Dann ſikert oder ſchwitzt durch die Epidermis innerhalb des Klauenſpalts eine ſcharfe, übelriechende Feuchtigkeit, die allmählig an Quantität zunimmt, dabei mißfarbig-eitrig (jauchig) und noch übler riechend wird. Unter dieſen Umſtänden iſt dann durch die corrodirende Einwirkung der Jauche die Epidermis zwiſchen der Klaue angegriffen, rauh, gelockert und durch den Gebrauch des Fußes mehr oder we-

niger abgerieben, so daß der Klauenspalt, besonders in der Tiefe, wund, schmierig und mißfarbig, die inneren Seitenwände spröde, schuppig und blättrig erscheinen. In diesem Krankheits-Zeitraume äußert nun auch das Thier seine Schmerzen sehr auffallend durch förmliches Hinken. Hierbei finde ich in den meisten Fällen die von Waldinger *) mitgetheilte, von Lezius aber nicht bestätigte Bemerkung, daß die Klauenhälften, zur Vermeidung schmerzhafter Friction, mehr als gewöhnlich aus einander stehen, mit meinen Beobachtungen übereinstimmend. Sie divergiren, so daß die Ballen mehr als im Normalzustande einander genähert und der Spalt zwischen diesen verschwollen ist.

Im höhern Grade des Leidens, wo der jauchige Eiter hinter die inneren Seitenwände der Klaue geräth, die fleischigen Theile von den hornigen löst und, hier stockend, immer mehr um und unter sich frißt, vermögen die Thiere wenig oder gar nicht mehr auf den jetzt meistens auch geschwollenen Fuß zu treten; sie halten ihn deshalb beim Gehen, zum Theil auch im Stehen, in die Höhe. Ist mehr als ein Fuß, z. B. beide Hinterfüße, von der genannten Beschaffenheit, so gehen sie, mit in die Höhe gehobenem Hintertheile, allein auf den Vorderfüßen; sind dagegen

---

*) „Ueber die Würmer in den Lungen und der Leber, und das Klauenweh der Schaafe. Wien 1818."

Digitized by Google

nur diese oder aber alle vier Füße in dem beschriebenen Zustande, so liegen und rutschen sie auf den Knieen und der Brust.

Unter diesen Umständen fallen dann auch bei dem einen oder dem andern Thiere die Hornkapseln ab, und obgleich sich binnen ein Paar Wochen neue erzeugen, so können sich diese doch nicht mit den geschwürigen Fleischblättchen normal verbinden, werden deshalb aufs neue und so lange die Eiterung dauert, abgestoßen. Dergleichen abgeschälte, geschwürige Klauen haben ein übles, gefährliches Ansehen. Aber noch übler und gefährlicher, oder doch wenigstens sehr langwierig und mißlich, ist der Schaden, wenn — bei gänzlicher Vernachlässigung — von der Jauche die Gelenkbänder, Knorpel und Knochen angegriffen und solche Zerrüttungen in diesen Organen bewirkt worden, daß sie theilweise oder ganz zerstört sind und somit gleichsam abfaulen. Sind so beschaffene Thiere zwar immer noch einer Heilung fähig, so gehen doch manche von ihnen, wenn sie fortwährend auf der Brust liegen müssen, an hier entstehenden Brand- und Fistelschäden, so wie in Folge ungeheurer Schmerzen und Säfteverluste zu Grunde.

Die Dauer der Krankheit bei einzelnen Individuen und der ganzen Heerde ist unbestimmbar, da der Umstände, welche die Ansteckung und Verschlimmerung des Uebels fördern oder hindern, mannigfaltige sind. Der an und für sich schon langwierige

Digitized by Google

Verlauf dieser Klauenseuche wird dadurch noch mehr in die Länge gezogen, daß die sämmtlichen Füße eines und desselben Thiers nicht zu gleicher Zeit, sondern nur nach und nach, und nicht selten mehrere Male hinter einander, ergriffen werden. Hieraus ist es klar genug, wie bei mangelnder energischer Behandlung in mancher Heerde dies Uebel jahrelang geherrscht und man sich unaufhörlich damit geplagt hat, ohne es gänzlich auszurotten.

Ursächliche und wesentliche Momente der Seuche.

So häufig auch, selbst in der neuesten Zeit, die Verschiedenheit zwischen gutartiger und bösartiger, oder epizootischer und contagiöser, Klauenseuche bestritten worden *), so sehr halte ich mich doch von diesem Unterschiede, wie schon aus dem Vorhergehenden genugsam ersichtlich ist, überzeugt. Nach Anderer und meiner eigenen Beobachtung bestehen die sicherern Verschiedenheiten beider darin:

1) daß die bösartige Klauenseuche blos durch Ansteckung, die gutartige durch epizootische Schädlichkeiten entsteht;

2) daß ausschließlich die gutartige, als metastati-

---

*) S. z. B. Ryß Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft ꝛc. Leipzig 1821.

Digitized by Google

sches Leiden, in Verbindung mit der Maulseuche vorkommt;

3) daß die bösartige Klauenseuche sich blos auf Schaafe, und zwar sowohl auf Land- als auf Merino-Schaafe — jedoch unter heftigerm Ergriffenwerden der letzteren — fortpflanzt, wogegen die gutartige sich über alle Thiergattungen verbreitet;

4) daß der bösartigen Seuche nur durch ein richtiges manuelles und therapeutisches — wenn gleich immer blos örtliches — Heilverfahren gesteuert werden könne, wogegen die gutartige auch ohne dieses, also allein durch die Hülfe der Natur, gehoben werden kann;

5) daß deshalb unter gleichen Umständen die Dauer beider Krankheiten sehr auffallend verschieden ist, indem oft die gutartige Klauenseuche durch einen günstigen Wechsel der Witterung schnell verschwindet, die bösartige zwar bei trocknem Wetter sich sehr verbessert, aber blos hierdurch allein nicht gänzlich aufhört.

Weniger zuverlässig erscheint mir der Unterschied, den Einige auf das Fieber, welches sich bei der gutartigen Klauenseuche stets zeigt, gründen; denn auch bei der bösartigen Klauenseuche kommen, im höhern Grade des Leidens, Fieberbewegungen gar nicht selten vor, und man will sie schon zu Anfange der

Digitized by Google

Krankheit bemerkt haben *). Eben so bleibt es noch, wie schon vorhin erwähnt, etwas zweifelhaft: ob in den bei der gutartigen Klauenseuche vorkommenden Bläschen, so wie in der hier allerdings in der Regel stärkern Geschwulst und Röthe, charakteristische und untrügliche Merkmale für diese liegen, und ob bei dem Mangel dieser Zeichen man allein schon auf bösartige Klauenseuche zu schließen berechtigt sey? —

Als Ursache des bösartigen Klauenwehes nehmen wir für Deutschland die Ansteckung an, die jedoch nicht, wie bei den Pocken, der Rinderpest ꝛc., durch die Luft, sondern durch unmittelbare Uebertragung des Contagiums erfolgt.

Das Contagium (Ansteckungsstoff) ist hier an die Feuchtigkeit, welche sich zwischen den Klauen absondert, gebunden. Geräth davon nur ein Geringes an die häutigen Theile der Füße gesunder Schaafe, so werden solche angesteckt. Diese Ansteckung ergiebt sich gegen den dritten und vierten Tag, wo sich alsdann das unter den Symptomen der Krankheit beschriebene erste Stadium einstellt. Begünstigt wird die Infection durch anhaltende Nässe und Koth, welche das Horn der Klauen erweichen und die häutigen Theile reizbarer machen. Eben so erfolgt die

---

*) S. Albert's Beobachtungen und Erfahrungen über eine neuerlich ausgebrochene bösartige Klauenseuche unter dem Schaafvieh, Zerbst 1815, Seite 5.

Digitized by Google

Ansteckung leichter im Stalle, als im Freien. Da die Füße der Lämmer von Natur eine größere Weichheit, Zartheit und Reizbarkeit, als die älterer Schaafe besitzen, so erklärt sich hieraus die Erscheinung, daß jene eher und heftiger als diese von der bösartigen Klauenseuche ergriffen werden, ohne sie jedoch — wie man hin und wieder zu glauben geneigt war — mit auf die Welt zu bringen. Endlich ist der Satz unläugbar richtig, daß bei denjenigen Schaafen, die schon ein oder mehrere Male an diesem Uebel gelitten haben, die Empfänglichkeit dafür gesteigert wird, wenn man derselben nicht aufs kräftigste entgegenwirkt. —

Die bei dieser Seuche erwiesene, bei der epizootischen Klauenseuche aber nicht anzunehmende Ansteckung, rechtfertigt also die Benennung: contagiöses Klauenübel, so wie der Ausdruck: chronische (langwierige) Klauenseuche ebenfalls dem Wesen der Krankheit gemäß ist. Bösartig nennt man sie im Gegensatze mit der epizootischen oder gutartigen Klauenseuche, wiewohl sie eigentlich an sich nicht bösartig ist, sondern dies erst durch Vernachlässigung und falsche Behandlung wird. Bösartige Schaafmauke hat man dies Uebel genannt, weil es mit dem gleichnamigen Leiden des Pferdes manche Aehnlichkeit besitzt. Da zuweilen auch die Klauendrüse — von den Schäfern gewöhnlich Wurm genannt — mit afficirt wird und man annimmt, daß das Uebel aus Spa-

nien ſtamme, ſo rührt daher der Name: ſpaniſcher Klauenwurm. Krümme und Krümpe ſind von den nicht ſelten vorkommenden Erſcheinungen entlehnt, daß das Horn des befallenen Fußes ganz außerordentlich lang wächſt und dabei ſich meiſtens an der Zehe aufwärts krümmt, zuweilen ſich aber auch wohl nach unten biegt und wie eingekrumpen erſcheint. Endlich kennt man ſchon lange bei Pferden ein freſſendes Geſchwür unter der Sohle, den ſogenannten Strahlenkrebs, der in vielen Stücken mit der hier beſchriebenen Krankheit gleich iſt, daher die analoge Benennung: Klauenkrebs, durch welche, ſammt den übrigen angeführten Namen — mit Ausſchluß der drei verletzten — das Uebel ſehr gut bezeichnet und unterſchieden wird. Zum Schluſſe dieſer Erläuterungen die Bemerkung: daß Herr Ribbe in Leipzig, nach dem Beiſpiele franzöſiſcher Schriftſteller, die contagiöſe Klauenſeuche für einen Anthrax hält, womit ſie doch nicht die entfernteſte Aehnlichkeit hat.

Curative Behandlung der bösartigen Klauenſeuche.

Es iſt jetzt ſchon über ein Decennium, ſeitdem man in Deutſchland die Unzulänglichkeit der früher in unſeren Gegenden gegen die Klauenſeuche gebräuchlichen Mittel einſahe und hierdurch zugleich auf die mannigfaltigen Verſchiedenheiten, welche zwiſchen den Klauenübeln der Schaafe ſtatt finden, geführt wurde.

Die

Die Noth zwang zur Aufſuchung ſolcher Mittel, welche die Hartnäckigkeit der contagiöſen Klauenſeuche zu überwinden vermöchten. Nach manchen Mißgriffen und Irrungen gelang es endlich, dem eigenthümlichen Weſen des malignöſen Uebels auf die Spur zu kommen und einen Weg einzuſchlagen, auf dem die ärztlichen Bemühungen mit glücklichem Erfolge gekrönt wurden. Von denjenigen Aerzten und Landwirthen, welche hier die Bahn brachen, nenne ich vorzugsweiſe die Herren Thaer und Lezius, Albert und Brunn, deren gründliche Abhandlungen über dieſen Gegenſtand bekannt ſind. Es iſt hier nicht der Ort für eine Geſchichte der Krankheit, deshalb dies nur beiläufig und ohne mich ausführlicher hierüber auszulaſſen; wo ich ſonſt noch mancher anderen Schriftſteller, die ſpäterhin mit Erfolg die Sache aufzuhellen geſtrebt haben, hochachtend hier Erwähnung thun würde und müßte. Durch Herrn Oberamtmann Lezius gelungene Kur bei dem ſich während des Winters 1815 bis 16 auf dem Amte Bornſtedt bei Potsdam aufgehaltenen, zur Bildung der königl. preuß. Stammſchäfereien dienenden Schaafe, wurden wir wohl zuerſt mit dem richtigen manuellen Verfahren gegen dieſe Krankheit genauer bekannt. Das therapeutiſche Mittel: der blaue Vitriol in Pulverform, deſſen er ſich zur Heilung ſo kräftig bediente, war jedoch ſchon vor ihm von Teſſier empfohlen, wie man dies S. 162. in des Letztern Schrift über

Schaafzucht ꝛc. übersetzt von Witte Berlin 1811, ersieht.

Nach der allgemeiner verbreiteten Kenntniß von der schnell heilenden Wirkung des blauen Vitriolpulvers wurden noch manche andere Arzneimittel versucht und ihre Heilkräfte größtentheils bestätigt. Sie gehören fast insgesammt in die Kategorie der ätzenden, austrocknenden und stark zusammenziehenden Mittel, deren es bekanntlich viele giebt; weshalb denn auch wohl noch manches, bis jetzt nicht für den vorliegenden Fall benutzte Medicament dienlich seyn möchte, wenn wir dessen noch bedürften.

Von jenen gegen den Klauenkrebs empfohlenen Mitteln verdienen, außer dem Kupfervitriol — den wir obenan zu stellen kein Bedenken tragen — besonders die Schwefelsäure mit Terbenthinöl gemischt, die verdünnte Schwefelsäure, der Holzessig, das Terbenthinöl und die ägyptische Salbe (Unguentum aegyptiacum) angeführt zu werden. Ich habe diese Mittel wiederholentlich zu prüfen Gelegenheit gehabt, und obgleich ich mitunter die Anpreisungen derselben übertrieben fand, so ließ doch, bei gehöriger Anwendung des Messers und sonstiger dabei zu beobachtenden Sorgfalt, keines ganz im Stiche. Aber, daß ich sie vollkommen meinen Wünschen und gerechten Anforderungen befriedigend gefunden hätte, kann ich auch nicht sagen. Deshalb wurde ich bewogen, auf noch an-

Digitized by Google

dere zu ſinnen; und ſo erfand ich eine Compoſition, deren radical-heilende Wirkung nun ſchon manche Schäferei bethätigt.

Sie beſteht aus zwei Theilen Theer, einem Theil Terbenthinöl, einem Theil Salzſäure und vier Theilen feinpulveriſirtem Kupfervitriol.

Die Zuſammenſetzung geſchieht folgendermaaßen: zuerſt wird die erforderliche Quantität gehörig dicken Theers in ein hölzernes oder irdenes Gefäß gethan, dann allmählig und unter fortwährendem Umrühren das Terbenthinöl hinzugegoſſen, hierauf die Salzſäure und endlich das Vitriolpulver nach und nach hinzugeſchüttet. Zu 300 bis 350 Schaafen bedarf man, um ſie an allen vier Füßen mit dieſer dünn-breiigen Maſſe für einmal zu überſtreichen, 6 Pfd. Theer, 3 Pfd. Terbenthinöl, 3 Pfd. Salzſäure und 12 Pfd. des feinſten Kupfervitriol-Pulvers.

Die ärztliche Behandlung der bösartigen Klauenſeuche theilt ſich in die manuelle und therapeutiſche.

Unter Erſterer wird die ſo äußerſt wichtige Anwendung des Meſſers verſtanden, ohne welche keine Heilung erfolgt. Es iſt durchaus nöthig, jeden Fuß — auch die geſunden Füße nicht ausgeſchloſſen — in die Hand zu nehmen, das zu lang und fehlerhaft gewachſene Horn gehörig zu verkürzen und zurecht zu ſchneiden. Um dies zu erleichtern, iſt es ſehr dienlich, einige Stunden zuvor die Schaafe

Digitized by Google

etwa bis an das Fesselgelenk ins Wasser zu treiben, oder sie auf feuchtem Boden gehen zu lassen, auch wohl zu horden, wenn es Witterung und sonstige Umstände erlauben. Hierdurch werden die Klauen weicher und schneidbarer.

Der Schneidende setzt sich am besten platt auf die Erde oder auf eine niedrige Unterlage und läßt sich jedes Schaaf so zwischen seine beiden Schenkel legen, daß es auf dem Hintertheile des Rückens ruht und er den Kopf desselben unter seinen linken Arm nehmen, mit der linken Hand den Fuß halten und mit der rechten frei das Messer führen kann. Dann fängt er — nachdem der Fuß durch Abwischen vom etwa daran befindlichen Miste und Schmutze gereinigt worden — zuerst mit Verkürzung der Zehe an, die er bis auf die normale Länge, d. i. bis dahin, wo das Blut durchs Horn röthlich hindurchscheint, abschneidet. Eben so verfährt er nun an der Sohle, indem er auch von dieser alles Ueberflüssige stückweise mit dem Messer entfernt. Auf die gedachte Art wird jeder Fuß, auch wenn er völlig gesund ist, zugerichtet. Man schneide hierbei aber nicht ohne Noth bis in die fleischigen Theile, ins sogenannte Leben. Ein solches zu tiefes Schneiden ist besonders an den Ballen sehr schmerzhaft und, des hierdurch erfolgenden Hervorquillens des Fleisches und unnöthigerweise verstärkten Hinkens wegen, nachtheilig.

All und jedes Horntheilchen aber, was sich vom

Fleiſche gelöſt zeigt, es ſey an der Zehe, der Sohle oder an den Seitenwänden der Klaue, muß ganz und ſo weit hinweggeſchnitten werden, bis man dahin gelangt, wo es wieder an das Fleiſch feſt anſchließt, und ſollte man dabei auch die halbe oder ganze Klaue abzuſchälen genöthigt ſeyn.

Hierdurch legt man jedes Eiterneſt, was zwiſchen den hornigen und Fleiſchtheilen ſich gebildet hat, bloß und kann demnächſt das eigentliche Arzneimittel unmittelbar auf daſſelbe einwirken laſſen. Solche Eiter- oder Jauche-Behälter geben ſich dem Geſichts- und Geruchs-Sinne durch vorfindliche, wenn auch mitunter nur ſehr wenige, Näſſe und durch Geſtank zu erkennen. Das Meſſer muß zu dieſem Bloßlegen der geſchwürigen Stellen vorzugsweiſe ſcharf ſeyn und deshalb, wenn es etwas ſtumpf geworden, gleich wieder gewetzt werden.

Gehen die von dem ſtockenden jauchigen Eiter innerhalb des Fußes entſtandenen Beſchädigungen noch nicht bis ins Extrem, d. i. bis dahin, wo Sehnen, Bänder, Knorpel und Knochen angefreſſen ſind; ſo hat der Fuß, nachdem ſorgfältigſt alles losgeweſene Horn abgeſchnitten worden, diejenige Appretur erhalten, die ihn zur wirkſamen Aufnahme des Arzneimittels — dies beſtehe worin es wolle — vollkommen geeignet macht. Sollte ſich aber, durch gänzliche Fäulniß der weichen und harten Theile des Fußes, jener eminent hohe Grad des Uebels offenbaren;

so würde, zur Beschleunigung des Heilungsprocesses, die ungesäumte Hinwegnahme und Amputation der durchaus zerstörten Organe und alsdann ein täglich erneueter completter Verband mit Digestivsalbe rathsam seyn. Doch so weit vermag das Uebel — wenigstens heutzutage, wo man ihm früher und kräftiger zu steuern sucht — äußerst selten vorzurücken, so daß mir in den sieben letzverflossenen Jahren im Durchschnitt kaum $\frac{1}{4}$ p. M. vorgekommen ist.

Andere Operateur wollen, daß man, bei der Behandlung der Klauenseuche überhaupt, jedes Partikelchen angefressenen Fleisches wegschneide, um dadurch mit dem Arzneimittel, z. B. dem Kupfervitriol-Pulver, besser in die Organe einzugreifen. Bei der Anwendung meines Mittels halte ich dies gar nicht nöthig, da es ohnedies schon genügend eindringt; ja ich sehe es nicht einmal gern, wenn beim Abschneiden des sich gelösten Horns die darunter befindlichen Fleischblättchen stark bluten, weil dies der Aufnahme des Medicaments hinderlich ist. Doch bin ich dabei auch nicht penibel; ich suche nur den Thieren unnöthige Schmerzen zu ersparen. —

Sobald nun alle vier Füße eines Schaafes auf diese Weise die gehörige Zurichtung durchs Messer erhalten haben, erfolgt gleich die Application des Arzneimittels.

Wer sich hier des Kupfervitriols bedient, der streuet das Pulver mit möglichster Genauigkeit auf

Digitized by Google

alle wunde Theile und von unten bis oben in den Klauenspalt sorgfältigst ein. Selbst die anscheinend gesunden Füße werden zur Vorsorge und zur Heilung des etwa im Entstehen begriffenen Uebels, auf die nämliche Art behandelt. Flüssige Mittel werden am besten mit einem Pinsel angebracht. Jedes Medicament aber, wie es auch heißen möge, muß wiederholentlich, bis die Genesung vollständig erfolgt ist, ja — um ganz sicher zu gehen — auch noch einige Zeit nach derselben, in größeren oder kleineren Zeit-Zwischenräumen applicirt werden. Dies gilt denn natürlich auch von der erwähnten breiartigen Mischung aus Theer, Terbenthinöl, Salzsäure und Kupfervitriol-Pulver. Man trägt sie gleichfalls mit einem Pinsel auf und zwar so, daß alle Stellen der Klaue, besonders die wundesten, dick überstrichen werden. Man bepinselt eben sowohl die gesunden wie die kranken Klauen; letztere aber reichlicher und am reichlichsten. Vornämlich dick wird der Klauenspalt — den man beim Einstreichen recht weit aus einander zu ziehen sucht — damit versehen; doch auch kein anderer Theil der Klaue, selbst die äußeren Seitenwände nicht, dabei verfehlt. Der, welcher das Auspinseln verrichtet, muß jedesmal den Pinsel bis auf den Boden des Gefäßes eintauchen, damit er — was besonders bei schlimmern, viel hornige Bedeckung verlorenen Füßen erforderlich ist — auch eine gehörige Quantität des sich auf den Grund gesenkten Kupfer-

Digitized by Google

vitriols stets miterhält und einstreicht. Aus dieser Ursache bedarf es auch eines häufigen Umrührens der Masse.

Das abgeschnittene, mit Ansteckungsstoff stark geschwängerte Horn, muß sorgfältig fortgeschafft und entweder verbrannt oder vergraben, wenigstens verhütet werden, daß die Schaafe nicht damit in Berührung kommen.

Bewegung ist den kranken Schaafen, wenn sie irgend noch fortkommen können, sehr dienlich; nur läßt man sie nicht, so weit es vermieden werden kann, in Schmutz und Koth gehen. Trockner Boden und eine häufig erneuerte trockne Streu sind der Heilung sehr förderlich, Näsſe und Feuchtigkeit hinderlich.

Da bei der Behandlung der ansteckenden Klauenseuche auch manche Nebenumstände, z. B. ein gehöriges Arrangement der Arbeiter, das Ineinandergreifen der Arbeit und dgl. m., wohl eine Berücksichtigung verdienen; so führe ich zum Beschluß im Nachstehenden meine Procedur im Detail und ganz auf die Weise an, wie sie sich mir am zweckmäßigsten ergeben hat.

Nachdem nämlich alles Benöthigte, als: die gehörige Anzahl mit scharfen Messern versehener Menschen zum Herbeitragen, Beschneiden und Bestreichen, imgleichen 1 bis 2 Pinsel, etwa von der Dicke eines starken Daumens, und das vorhin erwähnte Medicament, bei der Hand ist, man auch einen pas-

Digitized by Google

senden Ort, z. B. eine Scheuntenne, zur Operation ausgewählt hat, schreitet man rasch zum Werke. Um 300 Schaafe, also 1200 Füße, in einem Tage gehörig zu beschneiden und zu behandeln, bedarf es das erste Mal — wo oft das Schneiden, wenn dies bisher vernachlässigt war, sehr viel Mühe macht und zeitraubend ist — zehn Menschen, von denen Sieben schneiden, Einer die Schaafe ergreift und diese den Schneidenden zuträgt, ein Anderer sie, nachdem sie gehörig zugerichtet worden, wieder abnimmt und sie endlich Demjenigen überbringt und hält, dem die Funktion des Beschmierens der Klauen zugetheilt ist *).

Während nun die zu behandelnde Heerde Kopf für Kopf und Fuß für Fuß so vorgenommen wird, sondert man sie gleich — abgesehen von den schon bestehenden, auf Geschlecht und Alter begründeten, Abtheilungen — in wenigstens drei Haufen, so daß

---

*) Natürlich wählt man zum Appretiren der Füße die verständigeren unter den zu Gebote stehenden Leuten, welche die Führung des Messers beim Beschneiden der Klauen capiren können. Man schneidet ihnen, wenn sie in dieser Operation ganz ungeübt sind, einige Füße als Muster vor und giebt ihnen hierdurch die nöthige Anleitung, richtet aber auch späterhin sein Augenmerk genau darauf, daß sie ihre Sache immer ordentlich machen. Deshalb darf man sie auch nicht, und am wenigsten zu Anfange, übereilen; die Fertigkeit kommt dann nach und nach.

Digitized by Google

die gesunden, die mäßig erkrankten und die kränksten allein kommen. Es ist diese Separation von grosser Wichtigkeit, wie der Verfolg zeigen wird. Den Ausspruch, zu welchem Haufen — ob in den ersten, zweiten oder dritten? — jedes vorgeführte Schaaf gesetzt werden soll, muß derjenige thun, der das ganze Geschäft leitet; was sich übrigens mit dem Auspinseln recht wohl vereinigen läßt. Der hierbei Angestellte, der Sache gehörig Kundige, besichtigt nämlich, sobald ihm ein von den Schneidenden bearbeitetes Thier vorgelegt wird, alle vier Füße desselben genau, und wenn nur Ein Fuß sich vorfindet, der das Thier in die Klasse der Mittelmäßigen oder ganz Schlimmen bestimmt; so wird es, ohne Berücksichtigung der anderen Füße, nachdem es an allen Vieren ordentlich bestrichen worden, in jene oder diese Klasse gebracht. Ein Thier, was in den Haufen der Gesunden kommen soll, darf folglich nicht eine Spur des Uebels (weder Hitze, noch Röthe ꝛc.) verrathen.

Diese Haufen müssen zur Erleichterung der ärztlichen Behandlung und Uebersicht, sowohl im Stalle als auf dem Weidegange abgesondert erhalten und zu verschiedenen Zeiten nachgesehen und behandelt werden. Die Kränksten werden nämlich einen Tag um den andern nachgesehen und ausgepinselt, die mäßig Erkrankten zwei Mal wöchentlich, und die Gesunden zu Anfange von Woche zu Woche ein Mal,

Digitized by Google

ſpäterhin von vierzehn Tagen zu vierzehn Tagen, dann von Monat zu Monat, bis man durchaus gegen die Krankheit geſichert iſt.

Nach der erſten Behandlung wird natürlich jede folgende ungleich leichter, und es erfordert dann einer viel geringern Anzahl Menſchen, die das Benöthigte verrichten; da es des Schneidens nur noch wenig bedarf und bei jeder erneuerten Durchſicht der Kranken immer mehrere — manchmal recht viele — Thiere aus dem ſchlimmſten Haufen in den beſſern und aus dieſem in den geſunden übergeführt werden können.

Iſt es irgend zu bewerkſtelligen möglich, ſo nehme man kein einziges noch klauenſeuchiges Schaaf mit in den Winter, ſondern ſuche vor Eintritt deſſelben und wenn es ſeyn kann, noch vor der regnigen Herbſtwitterung alle und jedes vollkommen auszuheilen; weil während des Winters und im Frühjahre, überhaupt zur Zeit, wo Näſſe und Koth auf die Füße influiren, das Uebel eher als ſonſt wieder einreißen könnte. Doch kommt es hier darauf an, wann eher man mit der Kur begonnen habe. Unter zwei bis drei Monaten läßt ſich, wenn die Krankheit ſtark in der Heerde graſſirt, nicht mit völliger Sicherheit auf die Heilung aller Individuen rechnen. —

Was zu Gunſten meines Mittels ſchließlich noch mit ein Paar Worten einer Erwähnung verdient,

Digitized

iſt: daß man durch daſſelbe nicht nur eine ſchnelle Heilung bewirkt, ſondern daß hierdurch auch die ſonſt leicht erfolgenden Recidive und die Anſteckung geſunder Füße verhütet werden.

Die Salzſäure an ſich zerſtört — wie bekannt — das Contagium und entfernt das faulige und wilde Fleiſch. In Verbindung mit dem Kupfervitriol-Pulver wirkt ſie noch ätzender und austrocknend. Wenn nun gleich der aus anderen Gründen empfehlenswerthe Zuſatz von Terbenthinöl und Theer die Austrocknung der Klauen nicht ganz ſo raſch erfolgen läßt, wie dies bei der alleinigen und ausſchließlichen Anwendung des blauen Vitriols erſichtlich; ſo wird dadurch auf der andern Seite der zu großen Sprödigkeit des Horns vorgebeugt. Das Mittel wirkt außerdem eindringender und beugt ſpäteren Abſceſſen vor, da es ſich in die kleinſten Spalten des Horns oder in die geringſte Höhlung zwiſchen dieſem und dem Fleiſche hineinzieht. Endlich aber wird durch daſſelbe, da es eine klebende Maſſe bildet, der überſtrichene und davon eingehüllte Fuß gegen neue Anſteckung geſchützt, indem man ihn gewiſſermaaßen hierdurch iſolirt.

Digitized by Google

XXII.

Bemerkungen zu dem im VII. Bande dieser Annalen Seite 41. befindlichen Aufsatz des Hrn. Amtmanns Lezius, die Traberkrankheit betreffend.

So wenig mir der Aufsatz des Hrn. v. F. im Land- und Hauswirth, hinsichtlich seiner unverkennbaren Tendenz, erfreulich war, so war er es doch in der Rücksicht, daß sich der Hr. St.-R. Thaer und Hr. Oberamtmann Lezius nun gedrungen finden mußten, sich früher, als es sonst vielleicht geschehen seyn würde, öffentlich darüber zu erklären. Dies ist nun zur völligen Befriedigung geschehen. Daß die Krankheit, wenn sie auch entschieden erblich wäre, einmal durch veranlassende andre Ursachen entstanden seyn müsse und entstehen könne, mußte man immer annehmen, weil man unmöglich glauben kann, daß alle diese Krankheiten schon in der Arche Noah eingeschachtelt gewesen sind.

Digitized by Google

Da es wünschenswerth scheint, daß dieser Gegenstand, einmal aufs Tapet gebracht, durch mannigfaltig darüber gemachte Bemerkungen möglichst erläutert werde, so bin ich so frei, auch die meinigen hier mitzutheilen, die zwar nicht bedeutend sind, aber doch mehrere zu einer gleichen Freimüthigkeit veranlassen können.

Unter den 5, theils eigenthümlichen, theils fremden Schäfereien, die unter meiner Aufsicht und speciellen Leitung standen, habe ich nie die Traberkrankheit bemerkt, und sie nur auf einer Schäferei Sachsens kennen gelernt, wo mir der verwandtschaftlichen Verhältnisse halber, in denen ich zu ihrem Aufseher stand, kein Geheimniß aus dem Vorhandenseyn derselben gemacht wurde. Außer diesen 5 Schäfereien habe ich noch viele andre so genau kennen gelernt, daß mir das Vorhandenseyn der Traberkrankheit nicht verheimlicht hätte werden können, wenn es wirklich statt fand. Nun wurde aber sonst, in einer Schäferei Sachsens wie in der andern, auf einerlei Weise bei dem Zulassen der Böcke verfahren, und ich hörte nicht, daß man da, wo ich die Traberkrankheit fand, ein anderes Verfahren anwendete. Ueberall ließ man eine angemessene Anzahl Böcke zu seiner Zeit unter die Mutterheerde. Oft sah ich dann, besonders im Anfange der Sprungzeit, daß die stärksten Böcke andere, etwas schwächere, selten zum Sprunge ließen, aber jene selbst auch viele Tage nicht sprangen, weil

Digitized by Google

ſie, des immerwährenden Krieges halber, nicht dazu kommen konnten, und daß ſo bei allen die Geilheit auf einen hohen, mitunter auf den höchſten Grad getrieben wurde, ohne daß die Traberkrankheit die Folge davon war.

Da nun aber nach den Erfahrungen und Bemerkungen, die ſowohl Hr. Frank als auch Herr Lezius machten, es faſt ohne allen Zweifel iſt, daß zu hoch getriebene Geilheit der Böcke, dann, wenn ſie einige Zeit hindurch noch geſteigert, und ſpäter erſt befriedigt wird, die Traberkrankheit erzeugt, ſo müſſen nothwendig noch Nebenumſtände obwalten, unter welchen dieſe Erzeugung nur, oder nicht Statt findet; dieſe zu ermitteln, wird vielleicht nicht ſchwer werden.

Sollte nicht vielleicht Hr. Frank Recht haben, wenn er ſagt, daß dann beſonders zu erwarten iſt, daß Böcke Traber werden (oder nur vielleicht Traber erzeugen), wenn ſie im erſten, vielleicht auch im zweiten Jahre ihrer Mannbarkeit, nicht zum Springen kamen? Bei ſolchen Böcken muß doch wohl beſonders hoch die Geilheit geſteigert werden, wenn ſie endlich unter einen Mutterhaufen kommen, aber von andern Böcken nicht ſogleich zum Springen gelaſſen werden.

Manche Schaafzüchter können ſich nicht entſchließen, junge Böcke zu kaufen, noch viel weniger ſie zum Springen zu laſſen. Sollten nicht gerade dieſe am

Digitized

allererſten die Traberkrankheit in ihre Heerden bringen? Sie kaufen 2 und 3jährige Böcke, welche noch nie zur Begattung gelaſſen wurden, füttern ſie dann vor und während der Sprungzeit reichlich mit Körnern, und ſteigern ſo deren Geilheit auf den höchſten Punkt, und die Urſache zur Entſtehung der Krankheit iſt ſo wahrſcheinlich herbeigeführt. Beobachten ſie alle Jahre dies Verfahren, bringen ſie vielleicht in der Regel alljährlich einen oder einige friſche, 2 oder mehrjährige Böcke, die noch nie ſprangen, unter ihre Mütter, ſo konnte, iſt anders der Vorderſatz, „zu lange unbefriedigter Geſchlechtstrieb ſehr geiler Böcke bringt die Traberkrankheit," richtig, dieſe Krankheit in ihrer Heerde nie ausgehen, und ſie wurde darum von Vielen für erblich, von Andern für örtlich gehalten.

Wohl möglich iſt es aber auch, daß gewiſſe örtliche Umſtände, oder eigenthümliches Verfahren in der Haltung und Fütterung, die Geilheit der Böcke über einen gewiſſen Punkt hinaus, wo ſie dann erſt nachtheilig wird, ſteigern, und ſo die Traberkrankheit in einzelnen Schäfereien um ſo leichter erzeugt und erhalten wird. Sollte nicht vielleicht manche Weide, der Genuß mancher Pflanzen die Geilheit beſonders hoch ſteigern?

Herr Frank führt mehrere Fälle an, daß Böcke, welche ihren Geſchlechtstrieb nicht befriedigen konnten, ſelbſt Traber wurden; Hr. Lezius hingegen ſagt

nichts

Digitized by Google

nichts davon, daß dieses auch ihm vorkam, sondern er führt immer nur an, daß solche Böcke, die selbst gesund waren, Kinder zeugten, welche im zweiten Jahre Traber wurden. Es ist zu wünschen, daß wir auch hierüber mehr Aufschluß erhielten, und mehrere Schäfereibesitzer, unter deren Heerden Traber werden, Bemerkungen sammelten, und diese von Zeit zu Zeit offen mittheilten *).

Das Verfahren, welches Herr Lezius, wie derselbe erzählt, anwendete, nach welchem nämlich die Mutterheerde in angemessene Haufen, nach den Eigenschaften ihrer Wolle, getheilt werden, und jedem Haufen ein für ihn passender Bock gegeben wird, mit welchem sie 6 und mehrere Wochen apart gehütet wurden, habe ich theilweise schon seit mehrern Jahren, und mit der ganzen Mutterheerde seit vorigem Jahre auch angewendet, und in meiner, im vorigen Jahre erschienenen Schrift: Anleitung zur

*) Die alljährig beim Springen aus der Hand gebrauchten Probierböcke beweisen das Gegentheil. Die Geilheit wird bei ihnen aufs höchste gesteigert und nur sehr selten befriedigt, wenn sie einmal zum Besprin-g-n eines gemeinen Schaafs, welches zur Amme im Nothfall bestimmt ist, zugelassen werden. Aber nie ist einer in Möglin und Frankenfelde Traber geworden. Ich habe auch wohl davon gefallene Lämmer als Hammel bis 3 Jahr gehen lassen, sie sind aber völlig gesund geblieben. Thaer.

Zucht, Pflege und Wartung edler und veredelter Schaafe u. ſ. w. Seite 82. empfohlen *). Es hat dieſes Verfahren nach meiner Erfahrung, außer dem, was Herr Lezius dafür aufführt, auch noch manches andre vor dem Springen aus der Hand voraus; 1) iſt dabei die, unter manchen Umſtänden ſchwer anzuwendende große Vorſicht und Aufmerkſamkeit, die das Springen aus der Hand nöthig macht, und täglich während der Sprungzeit beobachtet werden muß, nicht nöthig, wenn man nur ſehr dafür ſorgt, daß nicht Schaafe aus einem Haufen in den andern laufen, oder Böcke überſpringen, was ja leicht zu verhindern iſt; 2) bleiben bei dieſem Verfahren wenig Schaafe güſt, dagegen beim Springen aus der Hand oft ſehr viele. Aber es gehören nur bei Weidewirthſchaft ſo viele Hüter dazu, als Haufen aus der Mutterheerde getheilt werden, und dieſe möchten nur da, wo, wie in Frankenfelde und Kuſſen, Schäferlehrlinge in hinreichender Zahl vorhanden ſind, ohne Vermehrung der Koſten geſtellt werden können. Hier werden außerdem die Heerden um der Lehrlinge willen getheilt, damit dieſe nützlich

---

*) Ich nehme dieſe Gelegenheit wahr, dieſe kleine Schrift nicht nur zum Unterricht der Schäfer, ſondern auch aller angehenden Schaafzüchter, als die bis jetzt zeit- und zweckmäßigſte unter allen mir bekannten, zu empfehlen. Thaer.

Digitized by Google

beschäftigt sind, und dabei das Hüten erlernen. Der Schaafmeister muß immer unter ihnen die Runde machen, dabei Unterricht ertheilen, und strenge Aufsicht führen, und von mir werden die Burschen sehr oft auch revidirt *).

Da, wo die Böcke mit dem Beginnen der Getreideernte unter die Mütter gelassen werden, ist weniger Gefahr dabei, wenn man junge Menschen, die noch gar keine Kenntnisse vom Hüten besitzen, zum Führen der kleinen Abtheilungen nimmt, da die Stoppeln sichere Weide genug darbieten, diesen Burschen daher nur wenige Regeln gesagt zu werden brauchen, und die Begattung vollendet ist, wenn die für Schaafe besonders gefährliche Herbstperiode angeht, wo dann die Mütter wieder unter einen Haufen gebracht, und einem ordentlichen Schäferknecht übergeben werden können. Damit um so weniger güste Schaafe bleiben, lasse ich dann noch einen der kräftigsten und besten Böcke unter die ganze Mutterheerde gehen, der aber in der Regel sehr wenig mehr zu thun findet.

Kussen, im März 1826.

Schmalz.

---

*) Vormals verfuhr ich auch auf ähnliche Weise, finde aber jetzt das Springen aus der Hand ungleich bequemer und sicherer. Thaer.

Nachschrift.

Ich füge im allgemeinen Betreff der Traberkrankheit hier gelegentlich hinzu: daß in diesen Tagen der zweite Fall hier eingetreten ist, wo ein dem Hrn. Professor Störig auf seinen Wunsch als Traber zugesandtes Thier bei der Obduction eine auf der medulla oblongaba, dicht über dem ersten ersten Halswirbel liegende Blase zeigte, also kein Traber war, sondern in die Kategorie der Dreher gehörte, ungeachtet die Symptome im Leben der Traberkrankheit sehr ähnlich waren. Herr Professor Störig wird sich hoffentlich bestimmter hierüber aussprechen, und ich will ihm hiermit nicht vorgreifen, sondern nur aufmerksam auf diese so leicht mögliche Verwechselung machen.

Thaer.

Digitized by Google

XXIII.

Quartalsbericht bis zum 30. April 1826.

Vom

Staatsrath Thaer.

Bis zum 6ten Februar hielt sich der Schnee bei angenehmer milder Witterung, wo er dann mit Regen völlig wegging, und grüne Saat und Rasen darunter hervorkam. Am 9ten trat jedoch wieder mäßiger Frost mit Ostwind ein, der bis zum 17ten anhielt, wo Dauwetter eintrat und regnigte Witterung bis zu Ende des Monats.

Der erste Theil des März hatte eine sehr angenehme Witterung, bei Tage sehr gelinde und, im Verhältniß der Jahrszeit, sogar warm; bei Nacht gelinder Frost, welcher das frühzeitige Treiben erwünscht verhinderte. In der Mitte des Monats trat aber um so unangenehmeres Wetter ein, theils Regen, theils Schnee mit Frost. Schon der grüne

Donnerstag zeigte weiß bedeckte Felder, am ersten Ostertage aber fiel vier Zoll hoher Schnee und kaltes, windiges Wettet dauerte fort bis zu Ende des Monats.

Der April begann mit einer 7tägigen starken Regenperiode, welche die Feldarbeit störte. Dann starker Wind bald aus Nord- bald Südwest, wobei es, einzelner Regenschauer ungeachtet, schnell wieder trocknete. Vom 12ten an aber wieder vieler Regen, wechselnd mit stürmischem Winde, auch Schnee und Schlossenschauern. Dann am 18. eine nicht angenehmere Wetterveränderung, zwar mit heiterem Himmel, aber mit kaltem, strengen Nordostwinde und Nachtfrösten, der bis zum 24sten dauerte, wo der Himmel sich trübte, der Wind in Südwest ging, aber doch kalt und stürmisch blieb. Am 27sten hatten wir ein Gewitter mit Schlossen-Schauern, bei einer Temperatur von 3° +.

So hat der April sein altes Recht auf widrige Witterung behauptet, und wir dürfen hoffen, daß der Mai nun auch einmal wieder seinen Charakter als Wonnemonat geltend machen werde.

Das Wintergetreide hat sich in so fern gut erhalten, daß man nirgends ausgewinterte Stellen findet. Wo aber der Boden nicht in vorzüglicher Dungkraft steht, sieht der Roggen doch dürftig aus. Weitzen zeigt sich durchaus besser. Oelsaaten standen in unsern Gegenden auf Boden, der ihnen zusagte, gut,

Digitized by Google

auf manchem ihnen unangemessenen aber auch kümmerlich. In andern Gegenden soll der Raps an vielen Stellen ausgewintert seyn. Da die Blüthe jetzt hervortritt, ist ihm eine günstigere Witterung sehr zu wünschen.

Die Bestellung des Sommerfeldes ist durch die bisherige Witterung oft gestört worden. Da aber im Herbst viel vorbereitet werden konnte, so wird man dies nicht sehr empfinden.

Die Preise

des Getreides sind so, daß man kaum davon reden mag. Sie sind jetzt in den Gegenden Deutschlands, besonders des preußischen Staats, wo sie früher noch am besten standen, am tiefsten gefallen, namentlich in den Rheingegenden und in Schlesien. Um eine Kleinigkeit sind sie wohl in den ostseeischen Gegenden gestiegen, aber durchaus nicht im Verhältniß des hier jetzt fühlbar werdenden Rückschlags der vorigen Ernte. Die Ursach liegt, wie oft gesagt, in der gänzlichen Niedergeschlagenheit alles Handels und selbst der kleinen Speculation auf Getreide. So lange der wöchentliche Bedarf zu Markte kommt, kauft niemand mehr, und ist eine Kleinigkeit darüber, so fällt der Preis noch tiefer. Ob nun nicht vor der Ernte noch Mangel entstehen und dann der Preis schleunig steigen werde, läßt sich freilich nicht berechnen.

Digitized by Google

Aller Augen sind auf England gerichtet und auf den Beschluß, den man dort über die Abänderung der Korngesetze fassen wird. Es ist nun einmal das Herz, welches den Umlauf durch alle Adern des Handelsorgans betreibt und ihren Pulsschlag dirigirt. Man schwankt dort offenbar und hat deshalb die Einbringung einer Bill zur Abänderung der Korngesetze von beiden Seiten, von einem Termin zum andern verschoben, sie jetzt auf den 23. Mai festgesetzt. Nach den neuesten Nachrichten zeigt sich daselbst eine bedeutende Abnahme der Zufuhr gegen die gleichzeitige anderer Jahre auf allen städtischen Märkten. Und da die Geldnoth des Landwirths durch die Stokkung der Landbanken dort ebenfalls sehr groß ist, so schließt man um so mehr daraus, daß er noch wenige Vorräthe haben müsse. Mit der Eröffnung der Einfuhr des Weitzens aber so lange zu warten, bis er den gesetzlichen Preis von 80 Sch. erreicht hat, hält man für sehr gefährlich, weil dadurch unter den jetzigen Geldverhältnissen und Herabsetzung des Arbeitslohns wahre Hungersnoth in der zahlreichsten Klasse des Volks entstehen würde, die um so schlimmere Folgen haben könnte, da sie die Theurung für erkünstelt zu halten, wirklich Grund hätte. Es ist also wohl zu hoffen, daß die bedeutenden Gegner eines freieren Handels — die allerdings auch ihre vollwichtigen Gründe für sich haben — noch in dieser Parlaments-Sitzung sich nachgiebiger zeigen, und

Digitized by Google

die Minister dann die, in ihrem System liegende, größere Handelsfreiheit auch in diesem Artikel unterstützen werden.

Bestätigte sich diese wahrscheinliche Hoffnung, so hätte es keinen Zweifel, daß unsre Preise sich wenigstens mit den Produktionskosten — wozu ich allerdings eine angemessene Landrente rechne — ins Gleichgewicht setzen würden; um so mehr, da England nur aus der Nord- und Ostsee vorerst Zufuhr haben könnte, weil die Preise am mittelländischen Meere viel höher stehen.

Die Preise der thierischen Produkte sind und bleiben schwankend, weil auch damit kein fester Handel statt findet. Die Butter war bedeutend gestiegen, ist nachdem aber wieder gefallen. Mastvieh war eine Zeitlang in solchem Ueberflusse, daß auch bei dem wohlfeilen Preise des Futters wenig Vortheil herauskam. Jetzt scheint es seltener zu werden und sich im Preise zu heben.

In sehr vielen Wirthschaften hat man die Ochsen abgeschafft und den Gebrauch der Pferde, bei dem wohlfeilen Kornfutter, vortheilhafter gefunden. Dies hat mit beigetragen, den Preis jener noch zu vermindern, dieser aber etwas zu steigern.

Aussicht auf den Wollmarkt.

Des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagtes Ding! — Man kann diesen Spruch nicht sinn-

licher darstellen, als wenn man eine Gesellschaft von uns Schaafzüchtern im vorigen Jahre und in diesem um diese Jahrszeit mit einander vergleicht. Dort war allgemeiner Jubel: Wolle, hieß es, über Alles! und wer in der Wolle sitzt, sitzt sicher! Jetzt allgemeiner Mißmuth: auch die Wolle verlasse nun den Landwirth, sie werde nicht die Hälfte gelten, gar nicht loß zu werden seyn! Mancher, der ein Kapitälchen zur Verbesserung seiner Schäferei anlegte, bereuet es wohl schon.

Worauf begründet sich denn diese Verzagtheit bei den Meisten? Auf Nachrichten, die sie zum Theil aus dem Munde jüdischer herumreisender Wollmäkler haben, oder in manchen Zeitungsartikeln lesen. — So schlimm als diese es größtentheils machen, wird es aber nicht werden. Es giebt Speculanten à la Baisse, für den Wollmarkt so gut als für die Börse, und diese nehmen jede Gelegenheit wahr, den Alarm zu verbreiten. Gewissen Correspondenz-Nachrichten in öffentlichen Blättern sieht man es deutlich genug an, daß sie aus dieser Quelle fließen.

Betrachtet man die Sache aus einem etwas festeren und höheren Standpunkte unbefangen, so ist nur ein Umstand da, welcher den Preis der Wolle, besonders auf den nächsten Jahrmärkten, bedeutend herabsetzen kann. Dies ist der Mangel des Kapi-

Digitized by Google

tals und Kredits für den Waarenhandel überhaupt, welcher durch die unglückliche und unerwartete Stokkung in der Circulation des Numerärs veranlaßt worden ist. Zwar ist die Krise überstanden, und glücklicher als man erwartete; aber es bleibt noch zweifelhaft, ob die Schwäche bis zum Beginn unserer Woll-Jahrmärkte so weit gehoben seyn werde, daß eine zur Concurrenz genügende Anzahl von Kauflustigen sich rühren kann. Wahrscheinlich ist es allerdings, daß aus Mangel dieser Concurrenz ein merklicher Abschlag im Marktpreise erfolgen werde. Die gewöhnlichen Ursachen des sinkenden Preises — Ueberfluß an Produktion und Mangel an allgemeinem Begehr und Consumption — sind dagegen meiner Ueberzeugung nach durchaus nicht vorhanden.

„Ist es aber, wenn der Preis fällt, nicht gleichviel, aus welcher Ursach er falle?" — Keineswegs! denn was aus einer der Sache fremden und momentanen Veranlassung hervorgeht, muß man von dem sondern, was in der Sache selbst liegt und ausdaurend ist, wenn man sich eine Richtschnur seines Verfahrens nehmen und von dieser nicht thörigt abschrecken lassen will.

Die Produktion der Wolle hat sich allerdings vermehrt, aber bei weitem nicht im Verhältnisse der Consumption. Sehr bedeutend ist die Abnahme jener in Spanien, so daß sie im letzten Jahre außer

Digitized by Google

England gar nicht in Verkehr gekommen ist; und wenn man weiß, welche ungeheure Menge von Wolle Spanien vormals, besonders nach den Niederlanden ausführte, so wird man den Abgang derselben durch die Verbreitung der feinen Schaafzucht im übrigen Europa kaum gedeckt glauben. Den überzeugendsten Beweis, daß die Produktion die Consumption nicht erreiche, giebt das vorige Jahr, wo um diese Zeit eine solche Noth um Wolle entstand, daß manche bedeutende rheinische und niederländische Fabriken still stehen mußten und auf der Messe zu Frankfurt a. M. die Wolle aus zweiter und dritter Hand mit 80 p. C. Vortheil verkauft wurde. Die Consumption der feineren Wolle nimmt augenscheinlich mit jedem Jahre in Europa zu, die baumwollenen Zeuge kommen immer mehr in Miskredit; nicht nur Männer, die sonst manches baumwollene Zeug trugen, sondern auch wohlhabendere Frauen kleiden sich fast nur in Wolle und Seide. Aber welche außereuropäische Märkte eröffnen sich immer mehr für unsre Wollfabrikate! China, Indien, Persien ziehen immer mehr, besonders aber die großen von Natur reichen südamerikanischen und westindischen Staaten, die erst neuerlich in unbeschränkten Handelsverkehr mit uns getreten sind und in der Civilisation schnelle Fortschritte machen. Erleidet auch dieser Handel, wie man jetzt sagt, eine momentane Stockung,

Digitized by Google

weil die Retouren nicht schnell genug erfolgen, so können diese doch aus so reichen, von der Natur gesegneten Ländern nicht lange ausbleiben.

„Aber in England sollen doch im Januar 30 bis 40 Tausend Ballen Wolle unverarbeitet gelegen haben, und Lord Liverpool äußerte im Parlamente, die Wolleinfuhr sey um 90 p. C. im verwichenen Jahre stärker als gewöhnlich gewesen." — Dies mag immerhin wahr seyn: es läßt sich aus dem Gange des Wollgeschäfts im vorigen Sommer sehr gut erklären. Die Noth um Wolle war vor der neuen Schur in England zwar minder groß, als im westlichen Deutschlande; aber der Vorrath ging doch zu Ende, der Preis stand sehr gut und man begnügte sich mit minder strengen Sortimenten. Es kam eine größere Menge englischer Wollkäufer auf unsre Märkte, wie je. Unsre Wollhändler bemüheten sich, ihnen den Vorsprung abzugewinnen, die Wolle ward in möglichster Eile nach England hinüber geschifft, und man ging um so weniger streng bei dem Sortiren zu Werke, da aus London gemeldet wurde, die Fabrikanten nähmen jetzt vorlieb, wenn der Preis nur etwas geringer gestellt werden könnte. Ein großer Theil der Wolle also, der sonst erst im Februar dahin abzugehen pflegt, kam Anfangs August nach England. Die Fabrikanten, welche hier in der Regel ihren Einkauf nur auf einen oder zwei Monate

machen, übereilten sich nun um so weniger, da sie die um diese Jahrszeit ungewöhnliche Masse von Wolle sahen, überdies aber der Aufstand der Fabrikarbeiter bedenklich wurde und manche die Arbeit ganz einstellten, um nicht den höheren Lohn zu bewilligen. Die Wollpreise sanken daher schon zu Ende Augusts, jedoch mehr nominal als wirklich, weil die Sortimente zum Theil schlecht waren und manche unter dem Namen Electoral und Prima gingen, die sich nicht dazu eigneten. Bald nachher zeigten sich die Vorboten der allgemeinen Stockung im Geldumlaufe und Waarenhandel, und als nun die unerhörte Noth und der Stillstand aller Gewerbe durch den Fall der Landbanken eintrat, hatte die Wolle, wie alle Waaren, temporair gar keinen Preis. Dennoch mußten einige Posten Wolle, die gefallenen Häusern in Consignation gegeben waren, zum Auctionsverkauf kommen, und so geschah es freilich wohl, daß sie mit einem Abschlage von 40 p. C. verkauft wurden.

Mit jenen 40 Tausend Ballen ausländischer Wolle mag es im Januar also seine Richtigkeit gehabt haben: aber ihre Einfuhr war anticipirt; in diesem Jahre ist dagegen gar keine hingegangen (einige ganz kürzlich bei besserem Stande der Preise abgeschickte Transporte ausgenommen), und so kann, da die Fabriken nun kräftig wieder arbeiten, noch

vor der Ueberkunft der neuen Schur neuer Bedarf daran entstehen. Ueberdies versichert man jetzt, daß viele der eingeführten Wolle so schlecht sey, daß sie in England gar nicht verarbeitet werden könne, sondern wieder zurückgehen müsse.

Man erinnere sich doch an das Geschrei, was im Jahre 1820 über die ungeheure Menge der in England eingeführten Wolle gemacht wurde. Auch im Parlamente ward gesagt, es lagere mehr Wolle, als in drei Jahren zu verarbeiten möglich sey. Aber im Sommer 1821 war schon Mangel daran, die Preise stiegen höher als sie im Jahre vorher gefallen waren, und die neue Schur ward mit Sehnsucht erwartet. (Vergl. unsere Quartalsberichte im 5ten, 7ten und 8ten Bande dieser Annalen.)

Es ist zwar eine unrichtige Vorstellung, wenn man England für den Hauptconsumenten unserer Wolle hält. Im preußischen Staate verarbeiten die Fabriken wohl das Vierfache von dem, was an roher Wolle ausgeführt wird, und auch dies geht bei weitem nicht sämmtlich nach England. Im vorigen Jahre betrug die Ausfuhr der Wollfabrikate aus dem preußischen Staate 59 Tausend Centner, wozu etwa 100,000 Centner rohe Wolle erforderlich gewesen sind. Und wie viel beträgt nun die inländische Consumption? — Wenigstens das Doppelte. Es ist also nur ein kleiner Theil unserer Pro-

duktion, den die Engländer uns Preußen abnehmen; aber dennoch sind sie es, welche uns den Preis für die feine Tuchwolle machen. Es war auch nur eine unbedeutende Kleinigkeit, was die Engländer vormals von unserem Getreide aufaßen, aber sie erhielten uns durch dies Wenige angemessene Preise für Alles. Seitdem aber ihr Kornhandel durch die jetzt als falsch anerkannte Maaßregel ihrer Gesetzgebung vernichtet wurde, fielen die Preise in ganz Europa unter das Verhältniß der Ernten und der Produktionskosten; und dies geschah sogar in England selbst, sobald die Zufuhr auf den Wochenmärkten etwas stärker war, als die wöchentliche Consumption. Nur Großhandel und seine auf hinreichendes Kapital begründeten Spekulationen kann jede Waare in angemessenem und constantem Preise erhalten. Diesen aber betreibt England überwiegend, erhält dadurch alle Völker der Erde mit einander in Verbindung, und stellt den Tauschwerth aller nutzbaren Waaren, womit es Geschäfte macht, in gerechtes Verhältniß gegen einander und mit dem zeitigen Werthe des Tauschmittels oder des Geldes. Daher ist es allerdings von großer Wichtigkeit, daß die Engländer mit der Wolle Geschäfte zu machen fortfahren, wenn gleich unsere Wolle ohne sie auch wohl consumirt werden würde. Es hat aber auch keinen Zweifel, daß sie es thun werden.

Digitized by Google

Doch wir kommen zurück auf unsre nächstbevorstehenden Wollmärkte. Hinsichtlich des Begehrs und Bedarfs der Wolle ist für ihren Erfolg gewiß nichts zu besorgen. Aber in sofern sie von den gleichzeitigen Ereignissen der Börsenwelt und von der mehreren oder minderen Solidität des Kredits der Häuser, die mit Wolle Geschäfte machen, abhängen, sind die Chancen, die temporair eintreten können, nicht vorauszubestimmen.

Der Drang nach Gelde ist bei den Verkäufern um diese Zeit sehr groß. Das dem Wollhandel gewidmete Kapital kann leicht zu schwach dafür seyn. Mithin werden auch die, welche es besitzen, sehr zurückhaltend damit seyn und die Preise aufs möglichste herabzudrücken suchen. Eine große Hülfe kann hier ein mäßiges Kapital gewähren, von welchem Verkäufern und Käufern auf niedergelegte und gewissermaaßen in Consignation gegebene Waaren, Darleihen gemacht werden. Das unbedeutende Darlehn der englischen Bank auf Waaren hat eine enorme Wirkung gehabt, diese wieder in Werth zu setzen.

Man hat das Heil des Wollgewerbes jeder Gegend in der Einrichtung neuer Wollmärkte zu finden geglaubt und die Regierungen sowohl, als die Stadtbehörden, haben sich sehr willig gezeigt, den Wunsch der Producenten zu befördern. Es zeigte sich aber bald, daß es an Orten, die zwar den Pro-

Digitized by Google

ducenten sehr gelegen waren, aber keinen merkantilischen Ruf und keinen bedeutenden Geldverkehr hatten, damit nicht gehe. Nun aber sind sie im nördlichen Deutschlande in mehreren bedeutenden, alten Handelsstädten eingerichtet: im preußischen Staate zu Magdeburg und Stettin, außer demselben zu Braunschweig und nun zu Leipzig und Dresden, woselbst bisher kein Wollmarkt, aber der Hauptsitz des Wollhandels war. Alle diese Wollmärkte fallen gleichzeitig oder folgen gedrängt auf einander. Den Anfang macht nun Leipzig in der letzten Woche des Mai, dann folgt der Breslauer, nun gleichzeitig der Stettiner und Dresdener, schnell darauf der Berliner und endlich der Magdeburger. Alle sollen in einem Zeitraume von nicht vollen 4 Wochen abgethan seyn. Daß hieraus nur eine Zerstreuung der Käufer, Verlegenheit und Unsicherheit derselben, Unbestimmtheit des Marktpreises zum größten Nachtheil der Verkäufer erfolgen müsse, hat wohl keinen Zweifel. Letztere wollen und müssen Geld haben; die Käufer werden aber auf den früheren Märkten das möglich Niedrigste bieten, da sie noch so viele hinter sich haben und sogar erwarten können, daß man ihnen die unverkaufte Wolle dahin nachfahren werde. Ist der Preis nun auf dem frühern Wollmarkte gesunken, so hebt er sich auf dem folgenden gewiß nicht, denn keiner will theu-

Digitized by Google

rer kaufen, als andre vorher gekauft haben. Ich sehe daher in dieser Vervielfältigung der Wollmärkte nur eine Zerstörung des Markthandels mit Wolle und hoffe, daß man sich um so mehr gedrungen sehen wird, zu einem Niederlagshandel überzugehen. Dieser wird bei den großen Fortschritten, die unsre einländischen Fabriken neuerlich gemacht haben, um so mehr gedeihen, da er diesen die große Erleichterung giebt, Wolle jeder Art, zu jeder Zeit und in der Quantität, wie sie solche gebrauchen, zu erhalten. Und selbst für den auswärtigen Käufer werden solche Niederlags- und Consignations-Wollhandlungen weit bequemer und anziehender seyn, als die Märkte. Der relative Werth der Wolle wird eine festere Bestimmung erhalten, weil hier eine genauere Untersuchung, als auf den Märkten, statt finden kann. Dem ganzen Wollverkehr würde ein neues Capital zugeführt werden. Allerdings aber erfordern solche Niederlags-Handlungen große merkantilische Umsicht, Genauigkeit und Thätigkeit, nebst einer scharfen Waarenkenntniß. Denn als ein bloßer Magazinverkauf dürfen sie nicht betrieben werden.

Wenn übrigens die mittelfeine Wolle einen Abschlag von 25 p. C. gegen voriges Jahr nur erleiden sollte, so hätte man sich eigentlich nicht zu beklagen. Um so viel und zum Theil noch mehr, war sie gegen den Durchschnitt der vorhergehenden sechs

Jahre zur vorjährigen Marktzeit gestiegen. Bei dem im vorigen Frühjahre eingetretenen Drange nach Wolle spekulirten Leute, die nichts davon verstanden, schon vor der Schur darauf und kauften sie, fast ohne Ansicht, nach den von früheren Jahren angegebenen Preisen mit bedeutender Avance weg. Auch nahmen die Fabriken, welche vorzüglich für den außereuropäischen Handel schleunig arbeiteten, solche unausgeglichene Wolle an. Sie konnten durch neu erfundene Apretur dem daraus verfertigten Tuche einen äußern Schein und Glanz geben, der es minder erfahrnen Abnehmern empfahl. Selbst nach England ward solche Wolle, leichtsinnig sortirt, gesandt. Die außereuropäischen Märkte ziehen aber vorerst nicht mehr so stark und der Großstädter schämt sich schon dieser Glanztücher und verlangt sanfte, geschmeidige, leichte, dabei aber doch dichte und haltbare Kleidung, die sich nur aus hochfeinem und tadellosem Material darstellen läßt.

Letzteres hatte sich aber im vorigen Jahre, im Vergleich mit der schlechteren Wolle, weniger im Preise gehoben, weil alle Fabriken vortheilhaftere Geschäfte mit den Mitteltüchern machten. Wenn Schäfereien letzterer Art auch wohl einen höheren Preis erhielten, so verdankten sie ihn mehr ihrer höher getriebenen Veredlung. Deshalb wird die hochfeine Wolle, die in der letzten Zeit vielleicht mehr nach Frankreich

und

Digitized by Google

und nach Rußland, als nach England gegangen ist, keinen so bedeutenden Abschlag erleiden, als in sofern er temporair aus dem Geldmangel und der Lauheit aller Spekulation auf Waarenhandel hervorgehen könnte, was dann aber nur vorübergehend wäre. Man wird beim Verkauf allerdings auf die Zeitverhältnisse Rücksicht nehmen müssen; aber es werden solche Anstalten getroffen werden, daß man nicht wegen momentaner Geldnoth seine Waare für jedes Gebot wegzuschlagen gezwungen sey.

Digitized by Google

Landwirthschaftliche Zeitung für Kurhessen,

unter der Leitung des Ausschusses Kurfürstlich Hessischen Landwirthschaftsvereins auf Allerhöchsten Befehl Sr. Königlichen Hoheit des Kurfürsten verfaßt und herausgegeben von

Dr. G. W. F. Wenderoth,
Professor zu Marburg
und
S. Wenderoth,
Oekonomie-Commissar zu Cassel.

Diese Zeitschrift, welche mit ihren, durch die Verhältnisse vorgeschriebenen Eigenthümlichkeiten, nicht nur im Inlande bereits manches Gute bewirkt hat, sondern auch für das Ausland, nach vielfältigen äußeren Wahrnehmungen, nicht ohne mannigfaltiges Interesse gewesen ist, wird auch in diesem Jahre in derselben Form und ebensowohl mit derselben rein praktischen Tendenz als dem steten Bestreben, ihr die ihrer Natur entsprechende mögliche Vervollkommnung zu geben, fortgesetzt.

Der Preis von 1 Rthlr. 25 sgr. für den Jahrgang (12 Hefte in gr. 4.) auf Druckpapier, und 2 Rthlr. auf Schreibpapier, mit vielen Abbildungen versehen, bleibt unverändert.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands ist diese Zeitschrift auch in den frühern drei Jahrgängen

von 1823, 1824 und 1825 zu dem erwähnten Preis zu beziehen.

Cassel, im Januar 1826.

J. Luckhardtsche Hofbuchhandlung.

Druckfehler im 1sten Stücke des XVII. Bandes.

Seite 21 Zeile 11 v. o. lies Petersberg statt Petersburg
— 27 — 1 v. o. l. Brechtelshof st. Brechelshof
— 48 — 3 v. o. l. Müratrasse st. Müratrosse
— 51 — 9 v. u. l. bedecken st. ebedecken.
— 64 — 13 v. o. l. Stöhre st. Stähre
— 87 — 12 v. o. l. trauern st. trauen
— 108 — 8 v. u. l. gesteckte st. gestochene
— 109 — 13 v. u. l. gesteckte st. gestochene
— 133 — 9 v. u. l. e st. c
— 141 — 11 v. u. l. vermehren st. verwahren
— 272 — 2 v. u. l. docirt st. doeirt
— 273 — 15 v. o. l. dann st. denn
— 281 — 13 v. o. l. Meister st. Meißner
— 319 — 4 v. o. l. Schlußexpectoration st. Schlußexprotoration
— 329 — 5 v. u. l. Giese st. Gräfe
— 333 — 2 v. o. muß nicht gestrichen werden
— 333 — 16 v. o. l. Cadet de Vaux st. Cadet de l'aux
— 353 — 4 v. o. l. Gradationen st. Graditionen
— 353 — 8 v. o. l. 200 st. 1200

Digitized by Google

Gedruckt bei A. W. Schade.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google